

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg

Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,

Di. 8.00—12.00 Uhr,

Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751

Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873

BLZ 680 301 00

Öffentl. Sparkasse Freiburg,

Girokonto 200 3 201

BLZ 680 501 01

Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.

Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse

Freiburg

Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:

G. Braun, Druckerei und Verlage,

Karl-Friedrich-Straße 14—18

7500 Karlsruhe 1

Telefon (0721) 165-0

Telex 7 826 904 vgb d

Reproduktionen:

Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

<i>Beitragserhöhung</i>	507	Zurück zur Natur — aber wie? <i>Christianne Weber, Karlsruhe</i>	605
I. Literatur/Philosophie		Ein Franke in Thüringen und Baden <i>Karsten Weber, Karlsruhe</i>	611
Zur Erinnerung an Prof. Dr. Ernst Ochs Zum hundertsten Geburtstag des Mund- artforschers <i>Gerhard W. Baur, Freiburg</i>	511	III. Volksbrauchtum	
„Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen“ Heidelbergs Bedeutung für J. v. Eichendorff <i>Norbert Thamm, Ettlingen</i>	517	„Auf Krippelefahrt zu verborgenen Schätzen der Volkskunst“ <i>Alois Krafczyk, Haslach</i>	617
Eichendorff und das bürgerliche Zeitalter Thesen zu Eichendorff anlässlich seines 200. Geburtstages <i>Rainer Hartmann, Karlsruhe</i>	527	Einmalige Ausstellung von 27 alten Haslacher Krippen <i>Manfred Hildenbrand, Hofstetten</i>	624
„Einzelne — wie Museumsstücke aus einer Welt, die nicht mehr da ist, ausgegraben von einem Gott“ Zu Max Picards hundertstem Geburtstag <i>Heinrich Hauß, Karlsruhe</i>	533	IV. Vereinsnachrichten	
Zwischen allen Stühlen der richtige Platz Anmerkungen zu Albert Schweitzer <i>Karsten Weber, Karlsruhe</i>	547	Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	631
Der Gutsche-Fritzle — Zum 100. Geburtstag des Karlsruher Mundartdichters — <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	557	V. Geschichte	
Johann Peter Hebel als Badischer Innen- architekt <i>Karl Foldenauer, Karlsruhe</i>	565	Versuch eines Brückenschlages von Baden um 1835 zum Europa von 1992 <i>Manfred Jaehn, Lörrach</i>	634
Eine Ära geht zu Ende — Beatrice Steiner nimmt Abschied von der Literarischen Gesellschaft <i>Leonhard Müller, Karlsruhe</i>	573	Die Badische Anwaltsordnung von 1864 <i>Karl Zippelius, Karlsruhe</i>	639
Hohe Ehrung für Friedrich Resin <i>Walter Jung, Lörrach</i>	577	VI. Kirchen	
II. Bildende Kunst		Evangelische Landeskirche in Baden 1987/88 <i>Herrmann Erbacher, Karlsruhe</i>	647
Heinrich Ehehalt — Zur Erinnerung an einen vergessenen Künstler <i>Wolfgang Leiser, Erlangen/Nürnberg</i>	581	Chronik der katholischen Kirche 1988 <i>Josef Derwald, Karlsruhe</i>	657
Richard Bellm (1923—1988) <i>Franzsepp Würtenberger, Karlsruhe</i>	589	VII. Buchbesprechungen	669
August Kutterer — ein badischer Landschafts- maler <i>Christianne Weber, Karlsruhe</i>	601		

Das Titelbild ist eine Radierung von Heinrich Ehehalt (1922). Siehe den Aufsatz von Wolfgang Leiser, Seiten 581 ff.

Beitragsanpassung ab 1. 1. 1989

Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat, bitte beachten Sie, daß der Jahresbeitrag auf der Mitgliederversammlung der Badischen Heimat in Bad Säckingen am 5. 6. 1988 den gestiegenen Druckkosten für die Hefte und den zeitbedingten erhöhten Verwaltungsaufwand angepaßt worden ist (Siehe Heft 3/88, S. 430).

Ab 1. 1. 1989 beträgt der Jahresbeitrag für *Einzelmitglieder*: DM 40,00.

Ab 1. 1. 1989 wird ein *Familienbeitrag* eingeführt. Der Beitrag für Ehegatten (beide stimmberechtigt) und nicht stimmberechtigte im Haushalt lebende minderjährige Kinder beträgt bei Lieferung eines Heftes: DM 50,00.

Ab 1. 1. 1989 bezahlen *Schüler, Studenten und Auszubildende* einen Jahresbeitrag von: DM 25,00.

Wichtig:

Mitglieder, die dem Landesverein eine *Abbuchungsermächtigung* erteilt haben, brauchen nichts zu veranlassen. Die Beitragsänderung erfolgt durch den Landesverein.

Wer eine *Familienmitgliedschaft* wünscht, muß dies der Geschäftsstelle des Landesvereins in 7800 Freiburg, Hansjakobstr. 12 *unbedingt mitteilen*. Ebenso müssen *Anträge auf reduzierten Jahresbeitrag für Schüler, Studenten und Auszubildende* an den Landesverein gerichtet werden.

Bitte, machen Sie von der Möglichkeit der Abbuchungsermächtigung Gebrauch.

Sie ersparen dem Landesverein Zeit und Geld.



Christkind, Wachskopf, Originalkleidung, 19. Jahrhundert. Privatbesitz

Foto: H. Hauß

*Ein gutes
glückliches Jahr
1989
wünscht
allen Mitgliedern
und Freunden*

*Ihr Vorstand und Beirat
des
Landesvereins
Badische Heimat*



Ernst Ochs

Zur Erinnerung an Prof. Dr. Ernst Ochs

Zum 100. Geburtstag des Mundartforschers¹⁾

Gerhard W. Baur, Freiburg ✓

Am 27. August 1988 jährte sich der 100. Geburtstag von Ernst Ochs, dem Mitbegründer und langjährigen Herausgeber und Hauptbearbeiter des Badischen Wörterbuchs. Er wurde in Ettenheim als Sohn des dortigen Oberlehrers und späteren Ehrenbürgers Karl Ochs, der aus dem nahen Oberspitzenbach stammte, und seiner Ehefrau Anna Maria, einer gebürtigen Ettenheimerin, geboren. Seiner ortsnäheren Heimat fühlte sich Ochs zeitlebens verbunden. Nach Schulzeit und Abitur am Realgymnasium von Ettenheim begann er das Studium der Germanistik und Anglistik in Heidelberg, setzte es fort in München und brachte es zum Abschluß in Freiburg. Seine Lehrer waren die damaligen Hauptvertreter der sogenannten Junggrammatischen Schule, Wilhelm Braune, Hermann Paul und Friedrich Kluge, der bekannte Verfasser des Etymologischen Wörterbuchs der deutschen Sprache. Dieser promovierte ihn 1911 mit einer Arbeit zur Lautgeschichte des Oberdeutschen im 11. Jahrhundert zum Dr. phil. Nach dem Ablegen der beiden Staatsexamen und einigen schulischen Zwischenstationen wurde Ochs 1914 auf Kluges Vorschlag von der Badischen Regierung beauftragt, im Zusammenwirken mit Kluge und Alfred Götze ein badisches Mundartwörterbuch vorzubereiten. Für diese Tätigkeit sollte er vom Schuldienst weitgehend freigestellt werden.

Einen ersten Grundstock an Wortmaterial hatten die beiden Professoren Kluge und Götze bereits in den vergangenen Jahren angesammelt. In wöchentlichen Zusammen-

künften mit mundartsprechenden Studenten aus Baden erfragten die beiden Wortforscher von diesen die ortsüblichen Ausdrücke aus bestimmten Sachbereichen, erhoben mundartliche Redewendungen, jeweils in genauer phonetischer Transkription. Ernst Ochs hatte schon während seines Studiums zu diesen studentischen Gewährsleuten gehört. Als der Lehramtspraktikant und gleichzeitig wissenschaftliche Hilfsarbeiter beim Seminar für Deutsche Philologie seine Arbeit begann, blieben ihm bis zum Ausbruch des 1. Weltkriegs lediglich 3 Monate für ein erstes Einarbeiten und ein Sondieren des bereits angesammelten Materials. Erst nach über vier Jahren Kriegsdienst, aus dem er als Leutnant zurückkehrte, konnte er Anfang 1919 seine Arbeit aufnehmen. Seit 1920 war er am altsprachlichen Freiburger Bertholdsgymnasium als Professor angestellt; sein Lehrdeputat wurde auf vier Wochenstunden ermäßigt. In über 40 Jahren widmete sich Ernst Ochs nun der Erforschung und Darstellung des Mundartwortschatzes in Baden.

Seine Aufgabe war schwierig; denn er hatte zu etwa gleichen Teilen fränkische und alemannische Mundarten zu bearbeiten. Politische (Finanzierung!) und sachliche Gründe (um Baden herum gab es bereits Mundartwörterbücher für das Schwäbische, das Schweizerdeutsche und das Elsässische) hatten dazu geführt, daß man die Vielfalt dieser Mundarten in Baden in einem einzigen Wörterbuch zusammenfassen wollte. Später erwies es sich, daß gerade dieser Kontrast einen besonderen Reiz des Badischen Wörterbu-

ches ausmachte. Nach einem Aufruf zur Mitarbeit kamen bald von überall her im Land reichliche Sendungen mit Wortmaterial, welche zunächst von Ernst Ochs selbst, später zunehmend auch von angeworbenen, freiwilligen Helfern verzettelt wurden. Vor allem wertete Ochs die 1895 eingegangenen Antworten auf einen volkskundlichen Fragebogen der drei Freiburger Gelehrten Kluge, Elard Hugo Meyer und Fridrich Pfaff aus, welche auch im Sprachlichen eine reiche Ausbeute erbrachten. Lokale und regionale Literatur, in Auswahl auch historische Quellen, sorgfältig gesichtete und auf Mundartechtheit hin geprüfte Mundartliteratur wurden ausgewertet und ins Archiv übernommen. Außerdem verschaffte sich Ochs durch briefliche Fernerkundung und auch persönliche, direkte Befragung an Ort und Stelle einen Überblick über die dialektgeographische Beschaffenheit seines Arbeitsgebiets. So war er schon 1921 in der Lage, eine „Gliederung der Badischen Mundarten. Mit Skizze“ vorzulegen, welche er dann 1923 zu „Proben des Badischen Wörterbuchs nebst Gliederung...“ erweiterte. Nach einer verhältnismäßigen kurzen Vorbereitungsphase erschien bereits 1925 die erste Lieferung. 1940 war der erste Band des Badischen Wörterbuchs mit den Buchstaben A, B und P, D und T sowie E abgeschlossen.

Der 2. Weltkrieg unterbrach die Arbeit am Wörterbuch noch einmal. Über fünf Jahre hatte der Hauptmann Ochs Militärdienst zu leisten. Durch die Fürsorglichkeit und freundschaftliche Hilfe von Professor Friedrich Maurer konnte das Material des Wörterbuchs zweimal in auswärtige sichere Unterkünfte ausgelagert werden und entging dadurch der Vernichtung durch Bombenangriffe, wobei allerdings bei einem Luftangriff im Jahr 1944 mehrere Schachteln mit bereits bearbeiteten Zetteln beschädigt wurden oder verloren gingen.

Nach dem Krieg mußte Ernst Ochs zunächst für einige Jahre für die Schublade arbeiten; denn bis 1951 war es nicht möglich, Druckpa-

pier und Druckerlaubnis sowie finanzielle Unterstützung zu bekommen. In dieser Zeit hatte er mit Dr. Karl Friedrich Müller, seinem späteren Nachfolger, einen sachkundigen Mitarbeiter, der ihm von 1946 an bis Mitte 1948 unentgeltlich zuarbeitete. Auch in den Jahren 1934 bis 1939 ermöglichte ihm eine Zuwendung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zwei promovierte Mitarbeiter zu beschäftigen. So konnten dann ab 1951 die Lieferungen in schneller Folge, wenn auch im Umfang verringert, erscheinen. Erst als ihm die Augen im Spätjahr 1960 den Dienst versagten, mußte Ernst Ochs die Arbeit an seinem Lebenswerk, dem Badischen Wörterbuch beenden. Die Lieferung 27, bis zum Stichwort „Härunkilis“ reichend, stammte noch von seiner Hand und wurde von Karl Friedrich Müller herausgebracht.²⁾ Zu Anfang seiner Tätigkeit und noch lange danach hatte er geglaubt, daß er das Ganze selbst fertigstellen könnte. Er konnte noch erleben, daß für seinen Nachfolger Karl Friedrich Müller durch den Einsatz von Prof. Friedrich Maurer eine Universitätsstelle eingerichtet werden konnte, auf die dann Karl Friedrich Müller vom Gymnasialdienst aus herüberwechselte. Am 12. Januar 1961 starb der beste Kenner der badischen Mundarten, dem man für seine profunde wissenschaftliche Tätigkeit 1958 zu seinem 70. Geburtstag das Bundesverdienstkreuz verliehen hatte.

Ernst Ochs war ein heimatliebender Mann. Das kommt in schöner Weise zum Ausdruck z. B. in einem Aufsatz über Ettenheim, den er bereits 1913 in einer Zeitung unter Pseudonym veröffentlicht hatte und der dann in der ihm gewidmeten Festschrift 1951 von Karl Friedrich Müller wieder veröffentlicht wurde.³⁾ Und es kommt auch zum Ausdruck in dem Aufsatz, den er 1929, und, etwas erweitert, 1960 für die Zeitschrift „Die Ortenau“ über die Mundarten der Ortenau geschrieben hat. Er beschreibt dort sehr lebendig das Besondere der Mundarten der nördlichen und der südlichen Ortenau und ihre ganz spezifische Eignung für bestimmte Arten der mund-

artlichen Volksliteratur. Hier heißt es: „In der südlichen Ortenau gedeiht der Schwank, lebt der Geist des alten Reinhard Fuchs; einem großen Mundartdichter dieser Gegend müßte ein neuer Eulenspiegel besonderen Schlages glücken. Die Mundart der nördlichen Ortenau ist rein gefühlsmäßiger, sangbarer Äußerungen fähig, aber ihr Bestes leistet sie im Dienst der Volkssage; traurig tönt es aus ihr wie aus rotem Gemäuer im frühlinggrünen Wald; mit Wunderaugen schaut sie dich an, wie die schönen braunen Mädchen zwischen Renchen und Steinbach.“⁴⁾ Man muß hier daran erinnern, daß Ernst Ochs selbst ein Bändchen mit eigenen Anekdoten und Schwänken herausgebracht hat und sich damit als ein Meister dieser kurzen und hintergründigen Form erwies. In einem Aufsatz über die Mundart des Kaiserstuhlers von 1939 liest man: „Das Gesicht der ganzen Sprachlandschaft des Kaiserstuhls schaut nach Westen . . . Wie Blinde im Dienste eines sehenden Herrn woben die einzelnen kleinen Gemeinschaften am bunten Gespinnst der deutschen Sprachlandschaft; und geht der Forscher einem einzelnen Strang längere Zeit nach, so haben dessen Stücke recht verschiedenen Sinn. Ganze preußische Provinzen und die Insel Island bergen keine Sprachgrenze von der Schärfe wie zwischen Opfingen und Waltershofen; und diese Grenze hält bis auf den heutigen Tag, während sie im dünn besiedelten, aber vom Fremdenverkehr überfluteten Schluchseegebiet neuerdings wankt.“⁵⁾ In einem — wie immer — kurzen, prägnanten Aufsatz über den oberrheinischen Sprachraum schrieb er 1940: „Das Badische und das Elsäßische zusammen machen erst die oberrheinische Volkssprache aus . . . Nachdem ich den Wortschatz immer wieder durchgearbeitet habe, kann ich getrost erklären: Auf der ganzen Strecke von Basel bis gegen Mannheim, rechts und links des Stroms, ist jeder Versuch einen starken Gegensatz zwischen Alemannisch und Fränkisch herauszustellen, nicht nur zum Scheitern verurteilt, sondern auch sprachwissenschaftlich falsch.“

In diesem Raum wohnen seit vielen Jahrhunderten weder schroffe Alemannen noch schroffe Franken, sondern allenfalls Oberländer und Unterländer, insgesamt aber ober-rheinische Deutsche. Deren Sprachlandschaft hat ein starkes Gefäll gegen Nordwesten, eine reiche Gliederung, eine schön gewirkte Mannigfaltigkeit. Südliche Grundzüge sind von nördlichen Farben überlagert, rheinabwärts immer inniger mit ihnen verbunden und verlieren sich schließlich ganz unter ihnen. Die Art und Reihenfolge der einzelnen Gefällstufen dieses Sprachraums sind im Elsaß und Baden völlig gemeinsam; jede elsäßische Eigenheit, jede innerelsäßische Mundartgrenze setzt sich rechts des Rheins fort, meist weiter stromabwärts.“⁶⁾

Seit 1927 hatte Ernst Ochs einen Lehrauftrag an der Universität wahrgenommen, 1946 verlieh ihm die Philosophische Fakultät eine Honorarprofessur „für Altgermanische Dialekte und Alemannische Mundart“. Wenn man dazu noch mittelalterliche Literaturwissenschaft und volkskundliche Themen zählt, dann wird sehr zutreffend hiermit die Eigenart seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Forschung und Lehre bezeichnet. Ernst Ochs war in allen seinen Äußerungen, schriftlich wie mündlich von einer prägnanten Kürze. Es mag sein, daß gerade diese im Wissenschaftsbetrieb seltene Knappheit ein Grund dafür war, daß manche seiner oft neuartigen Ideen nicht den gebührenden Widerhall fanden. So vertrat er bereits 1921 in einem „Vorschlag“ überschriebenen, zweiseitigen Aufsatz die Meinung, daß man an der sprachlichen Wirklichkeit vorbeigehe, wenn man als Mundartforscher bei der Erhebung des bodenständigen Wortschatzes als einzig rechtmäßige Träger und Lieferanten nur die Ortsgebürtigen ansehe, die möglichst nie aus dem Ort gekommen seien. So schreibt er: „Hinter all dem lauert der Verdacht, der Mensch werde durch Reisen, Soldatenzeit, Ab- und Zuwanderung für die Zwecke der eigentlichen Mundartforschung verdorben und sei erst in seinen Kindern wie neu bodenständig, neu brauchbar.“

Diese Gewissenhaftigkeit ist löblich, aber doch eine Gefahr. Sie ruht auf Wahnvorstellungen von der Sprache und erweckt wieder Wahnvorstellungen. Der eigentliche Sprachträger ist nicht der festgewurzelte Originalmensch, sondern der Gesellige mitten im Verkehr. Verkehr aber, Handel und Heiraten in die Fremde gibt es nicht nur an Industriepätzen, sondern überall und hat es überall immer gegeben; hier liegt nicht die Verderbnis, sondern der Quell des sprachlichen Lebens, den der allzu sorgfältige Mundartengeograph unter Umständen verstopft!⁷⁾ Im folgenden macht Ochs dann den Vorschlag, durch die Verwendung der graphischen Zeichen > und < in Sprachbeschreibungen die Herkunft und Richtung sprachlicher Neuerungen zu kennzeichnen. Eine solche Bezeichnungsmöglichkeit erlaube es, in der Mundartforschung das Moment des sprachverändernden Verkehrs stärker zum Ausdruck zu bringen „und gleichzeitig die vielen ‚Halben, Entwurzelten‘, die man bisher möglichst umging, zu Worte kommen“ zu lassen.⁸⁾

Außerdem würden sich zwei günstige Nebenwirkungen ergeben, nämlich einmal eine tiefere Einsicht in die schwer faßbare Mundart und die Umgangssprachen der großen Städte zu bekommen und zum andern die Möglichkeit, eine Anzahl älterer Schriftsteller wortgeographisch auszuwerten.

Ernst Ochs wirkt in diesem unkonventionellen Vorschlag auch heute noch durchaus modern, ja er vertritt mit seiner Betonung der Blickrichtung auf den Mundartsprecher eine Sichtweise, die erst in der Mundartforschung der jüngsten Zeit eine zunehmend stärkere Rolle spielt. Für ihn war immer der Mensch als Träger der Sprache wichtig und nicht nur die Sprache an sich.

Das wird auch deutlich an der Art, wie er von ihm als wertvoll angesehene landschaftliche Literatur bearbeitete und herausgab. So sorgte er durch eigene Arbeit und mit eigenen Mitteln dafür, daß die in sehr stimmiger Mundart geschriebenen Erinnerungen Oskar Furtwänglers aus seiner Jugend bei Furtwan-

gen als „Die Uhrenmacher im Schwefeldobel“ 1924 herauskommen konnten. Und in der von ihm bearbeiteten dritten Auflage der Erzählung „Bruder Martin“ von Lucian Reich wird im Anhang seine Arbeitsweise und seine Anschauungsart sehr schön sichtbar: „Ich bin einer der wenigen, die heute die zweite Auflage besitzen, und ich habe mich entschlossen, ihre verschütteten Werte in die Zukunft weiterzuleiten, ohne die schlichte Schönheit der ersten zu opfern. Ich mußte Satz um Satz wissenschaftlich vergleichen und dann künstlerisch zusammenschauen. Die dritte Auflage ist also eine selbständige Neufassung, für die ich die Verantwortung trage und mir alle Rechte vorbehalte; sie wird kleine und große Kinder erfreuen, Gelehrte mag sie zur Stilvergleichung locken.“⁹⁾

Es verwundert nicht, daß ein so sprachsensibler Mann, der über eine plastische und farbige Ausdrucksweise verfügte, selbst poetische Versuche unternahm und diese teilweise auch veröffentlichte, so das schon genannte „Streng geheim“ und unter dem Titel „Kädmön“ u. a. Texte zu zwei Opern. In den Wirren des Kriegsendes gingen ihm 1945 weitere Dichtungen verloren.

Ernst Ochs war in der wissenschaftlichen Welt hoch geachtet. Besonders viele Freunde hatte er in den skandinavischen Ländern, wo seine knappe, originelle Art des Schreibens und Denkens sehr geschätzt wurde. Schon sein Lehrer Friedrich Kluge hatte das in einem Gutachten vom Juni 1919 herausgehoben: „Dr. Ochs erweist sich mir bisher in allen seinen Arbeiten als frische Kraft von ganz hervorragendem Wollen und Können für Germanistik. Er beherrscht die Mundartenkunde und das schwierige Schrifttum der althochdeutschen Quellen. Er verbindet völlige Selbständigkeit mit einem oft überraschenden Scharfsinn. Von seiner wissenschaftlichen Arbeit hat die Germanistik bedeutende Leistungen zu erwarten, und unsern badischen Mundarten wird er im Verein mit Prof. Götze sicher ein wertvolles Wörterbuch schaffen.“¹⁰⁾

Aber Ernst Ochs verstand sich nicht nur mit gleichstrebenden Wissenschaftlern. Der große finnische Wortforscher Emil Öhmann, der ihn gut kannte und sehr schätzte, bezeichnete ihn als einen Menschen, der ebenso gut mit einfachen Leuten, seinen Gewährsleuten in Stadt und Land, reden und umgehen konnte wie mit Gelehrten. Und der Freiburger Ordinarius Friedrich Maurer, der zu Ochs' Lebzeiten großen Wert legte auf den allsamstäglichen Wandergang mit seinem badischen Kollegen, nannte mir einmal als einen der Hauptvzüge des Badischen Wörterbuchs die Gescheitheit und profunde Originalität seines Bearbeiters Ochs. Diese Züge können alle, die ihn kannten oder nicht kannten, in seinen Wörterbuchartikeln finden, in denen er weiterleben wird.

¹⁾ Dieser Aufsatz stimmt teilweise überein mit einem Gedenkartikel in der Zeitschrift „Die Ortenau“ 1988.

²⁾ Der zweite Band mit den Buchstaben F, V, G und H, über 1650 Spalten stark, wurde 1974 abgeschlossen. Heute, im Herbst 1988, steht das Werk mit der 47. Lieferung im dritten Band beim Buchstaben L; I, J und K sind abgeschlossen.

³⁾ Beiträge aus Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Karl Friedrich Müller. Lahr (Schwarzwald) 1951, S. 16–19.

⁴⁾ E. Ochs, Die Mundarten der Ortenau. In: Die Ortenau 16 (1929) S. 287–291. Erweitert zu: Die Mundarten der Ortenau. In: Die Ortenau 50 (1960), S. 428–432.

⁵⁾ E. Ochs, Mundart [des Kaiserstuhls]. In: Der Kaiserstuhl, Landschaft und Volkstum. Hrsg. vom Alemannischen Institut in Freiburg i. Br. Freiburg i. Br. 1939, S. 171–181.

⁶⁾ Ernst Ochs, Der oberrheinische Sprachraum. In: Oberrheinische Heimat 27 (1940), S. 431.

⁷⁾ Ernst Ochs, Vorschlag. In: Zeitschrift für deutsche Mundarten 1922, S. 81.

⁸⁾ Ebd.

⁹⁾ Lucian Reich, Bruder Martin. Eine Erzählung. Dritte Auflage bearb. von Ernst Ochs. Freiburg i. Br. 1941, S. 69.

¹⁰⁾ Akten der Phil. Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität, Dienerakten „Kluge“.

Heidelberg

Die damaligen Universitäten hatten überhaupt noch ein durchaus fremdes Aussehen, als lägen sie außer der Welt. Man konnte kaum etwas Malerischeres sehen, als diese phantastischen Studententrachten, ihre sangreichen Wanderzüge in der Umgebung, wie nächtlichen Ständchen unter den Fenstern imaginärer Liebchen; dazu das beständige Klirren von Sporen und Rapiere auf allen Straßen, die schönen jugendlichen Gestalten zu Roß, und alles bewaffnet und kampfbereit wie ein lustiges Kriegslager oder ein permanenter Mummenschanz. Alles dies aber kam erst zu rechter Blüte und Bedeutsamkeit, wo die Natur, die ewig jung, auch am getreuesten zu der Jugend hält, selber mitdichtend studieren half. Wo, wie z. B. in Heidelberg, der Waldhauch von den Bergen erfrischend durch die Straßen ging und nachts die Brunnen auf den stillen Plätzen rauschten, und in dem Blütenmeer der Gärten rings die Nachtigallen schlugen, mitten zwischen Burgen und Erinnerungen einer großen Vergangenheit; da atmete auch der Student freier auf und schämte vor der ersten Sagenwelt sich der kleinlichen Brotjägerei und der kindischen Brutalität. Wie großartig im Vergleich mit anderen Studentengelagen war namentlich der Heidelberger Kommers, hoch über der Stadt auf der Altane des halbverfallenen Burgschlosses, wenn rings die Täler abendlich versanken, und von dem Schlosse nun der Widerschein der Fackel die Stadt, den Neckar und die drauf hingleitenden Nachen beleuchtete, die freudigen Burschenlieder dann wie ein Frühlingsgruß durch die träumerische Stille hinzogen und Wald und Neckar wunderbar mitsangen. — So war das ganze Studentenwesen eigentlich ein wildschönes Märchen, dem gegenüber die übrige Menschheit, die altklug den Maßstab des gewöhnlichen Lebens daran legte, notwendig, wie Sancho Pansa neben Don Quixote, philerhaft und lächerlich erscheinen mußte.

— *Eichendorff, Halle und Heidelberg*

„Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen“

Heidelbergs Bedeutung für Joseph von Eichendorff

— Zu des Dichters 200. Geburtstag am 10. März 1988 —

Norbert Thamm, Ettlingen

*„Geblendet sahen zwischen Rebenhügeln
Sie eine Stadt, von Blüten wie verschneit,
Im klaren Strome träumerisch sich spiegeln,
Aus lichtdurchblitzter Waldeseinsamkeit
Hoch über Fluss und Stadt und Weilern
Die Trümmer eines alten Schlosses pfeilern . . .*

*Der Wald indes rauscht von uralten Sagen,
Und von des Schlosses Zinnen über'm Fluss,
Die wie aus andrer Zeit herübertagen,
Spricht abendlich der Burggeist seinen Gruss,
Die Stadt gesegnet seit viel hundert Jahren
Und Schiff und Schiffer, die vorüberfahren.*

*In dieses Märchens Bann verzaubert stehen
Die Wanderer still.-Zieh' weiter, wer da kann!
So hatten sie's in Träumen wohl gesehen,
Und jeden blickt's wie seine Heimat an,
Und keinem hat der Zauber noch gelogen,
Denn Heidelberg war's, wo sie eingezogen . . .“*

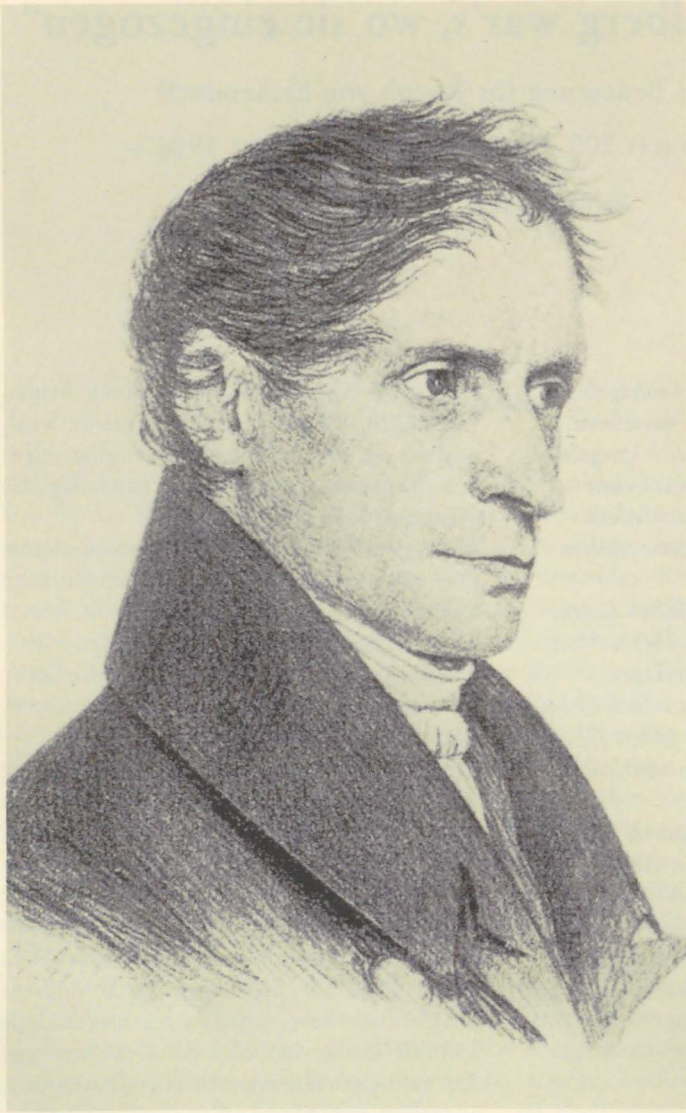
*Aus: „Robert und Guiscard“
(1854/55)*

So schrieb zwei Jahre vor seinem Tode im fernen Schlesien Joseph Freiherr von Eichendorff im Doppelgefühl stiller Sehnsucht und tiefer Dankbarkeit über die Stadt, die so bestimmend geworden war für seine Dichtung, die immer wieder als Realität wie als verklärtes und verklärendes Symbol in seinem Werk erscheint: über Heidelberg. Nur kurz währte sein Aufenthalt hier, nur ein Jahr seiner Jugend- und Studentenzeit, und doch kann einer der besten Kenner des Werkes des Dichters über dieses Jahr vom Mai 1807 bis zum

Mai 1808 sagen: „Zwischen diesen beiden Frühlungen, die er nie mehr vergessen wird, weil sie mit der Frühlingsstunde seines eigenen Wachstums zusammenklangen, lag das wichtigste Jahr seines Lebens.“¹⁾

Wenn dem wirklich so ist, dann sollte diesem Jahr und dem es so intensiv Erlebenden auch wieder einmal nachgegangen werden, zumal im Jahre des 200. Geburtstages Eichendorffs; denn der große Mensch und der große Dichter wurde eben in diesem Jahr und in dieser Stadt zu dem, was er uns bis heute ist.

Die da, nicht in der poetischen Verklärung des Epos, sondern in Wirklichkeit in den Bann des „Märchens Heidelberg“ einziehen, sind zwei junge schlesische Studenten der Jurisprudenz, die adligen Brüder Wilhelm und Joseph von Eichendorff aus dem waldumrauschten, über der Oder idyllisch gelegenen Schloß Lubowitz. Sie müssen ihren Studienort, die ihnen liebgewordene Saalestadt Halle und ihre Universität, eine der Geburtsstätten der aufblühenden romantischen Bewegung, verlassen; der Diktator Napoleon hat im Gefolge der erdrückenden Niederlage seiner Gegner bei Jena und Auerstädt 1806 die ihm unangenehm werdende Hochschule kurzerhand schließen lassen. So haben sich die Brüder Eichendorff im Familienrat zu Lubowitz für die Fortsetzung der Studien in Heidelberg entschieden, haben noch, getreu der herrlich sarkastisch-tiefsinnigen Studie des alten Eichendorff von 1856/57, „Der Adel und die Revolution“, am 3. Mai 1807, dem Tag vor der Abreise, „grosse Abendtafel mit Punch,



*Eicendorff 1832
nach Franz Kugler*

wobei rings um die Tafel Zigaro geschmaucht wurde“ gehalten²⁾), und dies, obgleich mehrere Güter der Familie, wohl wegen der Mißwirtschaft in den schweren Zeitläuften, bereits verkauft waren, andere, auch der Stammsitz Lubowitz selbst, noch folgen werden, und haben dann die Reise über Troppau,

Brünn, Linz, Regensburg, Nürnberg ins neue Badische angetreten. Am 16. Mai 1807 geht es über Adelsheim, Mosbach, Neckarsteinach weiter. Und am 17. Mai, früh 4 Uhr, erreichen die Brüder ihr Ziel, das erst 1803 badisch gewordene, neu aufblühende Heidelberg. „... um vier Uhr morgens fuhren wir

mit Herzklopfen durch das schöne Triumphtor in Heidelberg ein, das eine über alle unsere Erwartung unbeschreiblich wunderschöne Lage hat.“³⁾ Jedes Wort dieser Eintragung des Neunzehnjährigen, der auf den Burgen und Schlössern der heimatlichen schlesisch-böhmisch-mährischen Besitzungen, in Breslau und Halle schon vieles Schöne gesehen hat, ist hier von Bedeutung: das „Herzklopfen“ spricht Erwartung aus und scheint Ahnung des Kommenden vorwegzunehmen, das jugendlich-hypertrophische „unbeschreiblich wunderschön“ auf eine Empfindsamkeit zu deuten, die einfach zum Ausdruck drängt.

Zunächst logieren die adligen Brüder im Hotel „Zum Carlsberg“ am Paradeplatz, nach zwei Tagen bereits erfolgt ein Umzug, aus Geldmangel, in den wesentlich billigeren Gasthof „Prinz Carl“, der sie aber auch nur bis Ende Juni beherbergt. Schon am ersten Tag erobert sich der ungeduldige Student Joseph Heidelberg: „Nachmittags bestieg ich . . . den Heiligenberg, . . . und obschon ich mich verirrte, . . . genoss ich doch die Aussicht auf die ganze Stadt, vor mir auf eine unendlich schimmernde Ebene, . . . in der sich die Türme von Mannheim erheben, und die vom Rhein, wie von einem Silberfaden durchschnitten, und rechts von den blauen Rheingebirgen begrenzt wird.“ Und tags darauf gewinnt er das Schloß auf seine Weise: „Nachmittags schwärmte ich oben in dem paradiesischen Hofgarten herum, . . . und durchkroch alle Treppen und Winkel der alten herrlichen Burg.“⁴⁾ Das ist er, der Junker von Lubowitz, von Burg Tost in Oberschlesien und Schloß Sedlnitz in Mähren, dem „Schloß und Burg“ vertraut sind von klein auf, dem sie zum Zauberwort geworden sind, von hier ab immer wieder werden, das sein ganzes künftiges Werk durchzieht. Heidelberg wird „seine große Erweckerin“⁵⁾, alle die Orte, die er besucht, Mauern und Brunnen, Schloß und Wald, Fluß, Frühling und Blütenschnee, sie alle enthalten es und werfen es ihm zu, jenes Zauberwort, von dem er später bekennt:

*„Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.“*

(„Wünschelrute“, 1835)

Ja, Heidelberg ist ihm von Anfang an selbst „eine prächtige Romantik“; hier und in der engeren und weiteren Umgebung, die er zu Fuß erwandert, in Ziegelhausen, in Neckarsteinach und Neckargemünd, in Stift Neuburg, Schwetzingen, Mannheim und Speyer, nicht zuletzt im unvergeßlichen Rohrbach, entdeckt er das Zauberwort, das ihm zum unverzichtbaren Requisit seiner Dichtung wird, das er wie das Versatzstück seiner Bühne hin und her zu schieben lernt und durch das er in stetig wechselnder Beleuchtung immer neue zauberische Stimmung hervorzurufen vermag. „Ein Jahr meines Lebens gäbe ich um eine schmerzlich-süße Stunde im Heidelberger Schlossgarten“⁶⁾, schreibt er, als er schon längst Heidelberg verlassen hat, und selbst in einem seiner dramatischen Werke, in dem Lustspiel „Die Freier“ von 1829/33, gibt er dem Zauberwort Raum, wenn er die Gräfin, die Verkörperung romantischer Sehnsüchte, sprechen läßt:

*„Aus der Verwirrung dieser Töne taucht
Ein lang versunknes Bild mir wieder auf.
Denkst du des Abends noch in Heidelberg?
So standen auf dem Söller wir der Burg,
Bis alles still, und nur die Wälder rauschten
Noch über uns und unter uns der Neckar . . .“*
(12. Auftr., in der Bearbeitung Zoffs, 1923)

Wenn wir bisher das Erlebnis „Heidelberg“ unter dem Zauberwort von Stadt und Landschaft darzustellen suchten, so müssen wir nun auf zwei weitere Erlebniskreise des werdenden Eichendorff in Heidelberg eingehen, die wir mit „Studentsein“ und mit „junge Liebe“ eingrenzen möchten. Erst dann können wir der Wahrheit genügen, die Richard Benz in seiner Festrede an der Heidelberger Ruperto-Carola zum einhundertfünfzigsten Ge-

denktag der Ankunft der Brüder Eichendorff in Heidelberg so ausgesprochen hat: „Das Zauber-Wort ward ihm entbunden an dem Zauber-Ort . . . und in der Zauber-Stunde, . . . in dem Augenblick, da hier romantische Landschaft und dichterische Romantik dies eine Mal . . . zusammengeklungen waren.“⁷⁾ Das Studentsein Eichendorffs in Heidelberg, auch dies ein Zauberwort, das das Werk des Dichters durchzieht. Nicht nur, daß — verwirrend, klärend und lösend — Studenten als belebendes Element in den oft so verwickelten Vorgängen in Roman und Novelle erscheinen — denken wir nur an die „Taugeichts-“Verse:

*„Das sind die Herrn Studenten,
Zum Tor hinaus es geht,
Auf ihren Instrumenten
Sie blasen zum Valet . . .“*

Mögen es dort auch „Prager“ Studenten sein, was tut es schon: Student war Eichendorff, von Halle kommend, in Heidelberg und dann nie wieder. Paul Stöcklein sagt hierzu: „Mit dem Heidelberger Jahr endet das Universitätsstudium der Brüder. Ein Abschluß durch ein Examen lag nicht in ihrem Sinn. Ein Adelliger ließ sich selten dazu herbei“; es „forderte . . . die Standespflicht etwas ganz anderes: die Bildungsreise.“⁸⁾ Erst spät und unter dem Druck der politischen und familiären Verhältnisse wurden die juristischen Examina nachgeholt (1812, mit Auszeichnung in fast allen Disziplinen). Zunächst ist der Neunzehnjährige Student und nichts weiter auf der Welt. Schon beim ersten Einzug früh 4 Uhr hatte er festgestellt: „Alles schlief noch. Nur Studenten durchzogen mit ihren Tabakspfeifen die Strassen.“⁹⁾ Dieser erlebten morgentlichen Frühe blieb er die zwei Semester, die er in Heidelberg absolvierte, treu; um 4.30 Uhr steht er auf, geht an die schriftlichen Ausarbeitungen, bis die Vorlesung beginnt. Was wunder, daß ihm bald „höchst ausgezeichnete Fleiß“ testiert wird! Wie schon in Halle, tritt er auch in Heidelberg in die schlesische

Landsmannschaft, diesmal die „Silesia“, ein und stimmt schon am ersten Abend begeistert in ein studentisches „Pereat“ gegen Napoleon ein — ein Kuriosum im badischen Rheinbundstaat von Napoleons Gnaden! Erstaunlich ist das weitgesteckte Feld seiner Studien; neben seinem eigentlichen Fachgebiet und den verzweigten Teildisziplinen bei Thibaut, Martin, Heise und Kopp treibt er Italienisch, verbessert in einer Übung beim jüngeren Voss sein gelerntes klassisches Griechisch und sein Gitarrespiel bei Wieland, ganz wie es sich für einen fahrenden Scholaren im Sinne Brentanos und Arnims geziemt. Über allen diesen Lehrern aber steht ein Mann, bei dem die Eichendorffs, neben Kosmologie, Ästhetik und Philosophie mitnehmen, dem die Brüder schon am zweiten Tag vorgestellt werden, den Napoleon die „fünfte Großmacht“ genannt hat: der „Prophet, in Bildern denkend und überall auf den höchsten Zinnen der wildbewegten Zeit weissagend, mahnend und züchtigend, auch darin den Propheten vergleichbar“, Joseph von Görres. Der Privatdozent Görres ist selbst erst ein knappes Jahr hier und verläßt Heidelberg bereits 1808 wieder. Für den empfänglichen Eichendorff aber wird es „unglaublich, welche Gewalt dieser Mann . . . über alle Jugend . . . ausübte“; er war „wie ein prächtiges . . . Gewitter . . ., weckend und zündend fürs ganze Leben“, ein „Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibend . . .; er wollte die ganze Wahrheit“.¹⁰⁾ Für Eichendorff wird er der große Anreger, Führer, Leiter und Mahner, mitbestimmend für sein politisches wie religiöses Denken. Ihm blieb der Dichter verbunden in „unwandelbarer Treue . . . durch alle Verwandlungen, die seitdem mit mir und mit Ihnen (Görres, d. Verf.) vorgegangen“.¹¹⁾ Und der Dichter? Schon in Halle hatte Eichendorff Novalis, Tieck, die Schlegels recht intensiv gelesen. In Heidelberg, an der Wiege der Romantik selbst, studiert er begeistert das soeben (1806) hier und in Frankfurt erschienene „Wunderhorn“, auch wenn der ange-



*Blick auf Schloß, Stadt und alte Brücke, im Hintergrund die Rheinebene.
Aquarell von Louis Hoffmeister um 1820*

strebte Kontakt zu Brentano und Arnim erst später, im fernen Berlin, gelingt. Bestimmend aber für das Formale seines Dichtertums wird der Eintritt in den „Eleusischen Bund“ und die lange währende Freundschaft zu Graf Loeben. In Rohrbach, im „Roten Ochsen“, hält der „Bund“ seine regelmäßigen Treffen ab. Am 15. November 1807 lernt Eichendorff das Haupt des Bundes, eben Otto Heinrich Graf von Loeben, kennen. Loeben ist ein schon recht bekannter Dichter, ein Modedichter von großer Formengewandtheit, elegant, ästhetisierend, — z. Z., d. h. „in Heidelberg novalisierte er“ gerade — und für den werdenden Dichter Eichendorff in allen poetologischen Fragen kompetent. Er, Loeben, hat den recht schwärmerischen, oft bizarren

„Bund“ nicht so sehr in Heidelberg, sondern im romantisierenden Deutschland zu gewisser Berühmtheit hochstilisiert. Als Eichendorff sich sehr spät und mit großer Mühe von Loeben löst, nennt er ihn den „Hohepriester dieser Winkelkirche“; ihre Mitglieder erhalten klangvolle Pseudonyme. Loeben selbst ist „Isidorus Orientalis“; neben ihm treten zwei angehende Theologen, Friedrich Strauss als „Dionysius“ und Heinr. Wilhelm Budde („Astralis“), in engere Beziehung zu Eichendorff. Er selbst erhält den Namen „Florens“, den er noch lange als Pseudonym beibehält. Dem Grafen und seinen Beziehungen verdankt Eichendorff jedoch die erste Veröffentlichung seiner Gedichte, diese durch Georg A. F. Ast, Professor der klassischen Lite-

ratur in Landshut, in der Zeitschrift „für Kunst und Wissenschaft“, 1808. Und eines weiteren Anregers und Freundes des werden- den Dichters sei noch kurz Erwähnung ge- tan; Nikolaus Heinr. Julius, ein jüdischer Medizinstudent aus Hamburg, ist es, der die Brüder auf Görres hinwies und bei ihm ein- führte. Julius, Besitzer einer guten Bibliothek, besonders des Mittelalters, führt den hier noch recht unbedarften Eichendorff in diese Literaturepoche, dazu ins Spanische und zu Calderon, den der höchst interessierte Ei- chendorff noch im späten Alter übersetzt. — Und nun zu dem Zauberwort, das da „junge Liebe“ und in ihrem Gefolge Glück, Schmerz, Verzicht und Bescheidung, kurz: das da

„Rohrbach“ heißt. Als reale Verkörperung dieses Zauberwortes, dieser „Zauberhiero- glyphe“, gilt Katharina Barbara Förster. Ei- chendorff hat diesen Namen nie erwähnt, weder schriftlich noch mündlich; aus des ade- ligen Ritters eigenem, in diesem Zusammen- hang so oft und gründlich studierten und zi- tierten „Tagebuch“ läßt sich die rührende Ge- schichte der jungen Liebe und ihres jähen En- des nahezu lückenlos rekonstruieren und dar- stellen, was mehrere, wohl zuletzt Walter Reiprich¹²⁾, getan haben — und doch wieder nicht getan haben, nicht tun konnten. Des Dichters „Tagebuch“ spricht nur von „K.“; nirgendwo ist der Name ausgeschrieben, und so sind alle Darstellungen, fußend auf Karl



Alte Brücke mit dem Standbild des Kurfürsten Karl Theodor, dem Brückentor, der Heiliggeistkirche und dem Schloß im Hintergrund. Farbige Lithographie aus dem Jahre 1830

Otto Freys bis in letzte Einzelheiten gehenden Recherchen¹³⁾, eben nicht im Sinne Goethes „Dichtung und Wahrheit“; Eichendorffs „Tagebuch“ ist Wahrheit für „K.“ ohne Dichtung, Freys Ergebnisse sind Wahrheit für „Käthchen Förster“ ohne Dichtung; der verbindende Bogen beider zu einer einzigen schlüssigen Wahrheit läßt sich nicht schlagen außer durch die Annahme einer „höheren dichterischen Wahrheit“, die selbst wiederum hypothetisch und nicht belegbar ist.

Folgen wir darum der einzig verlässlichen Quelle, dem „Tagebuch“ des Neunzehnjährigen, soweit es dieser selbst mit allen Kürzeln und Auslassungen für überlieferbar hielt. Am 1. Juli 1807 waren die Brüder Eichendorff in das Haus des Bäckers Johann Jakob Förster in der Mannheimer Vorstadt umgezogen. Hier trifft Joseph auf „K.“, die aus ihrem Heimatort, dem damals selbständigen „schön gelegenen“ Rohrbach, kommend, dem Bruder im großen Hauswesen hilft und vom Dichter am 21. Oktober 1807 erstmals erwähnt wird. Bald dürften sich die beiden unverdorbenen, und doch so sehr verschiedenen, jungen Menschen gefunden haben, spätestens im Januar 1808; die knappen, immer verschlüsselter werdenden Eintragungen des jungen Dichters lassen da wenig eruieren. Vom 7. Februar an beginnt im dramatischen Ablauf der jungen Liebe dann die Peripetie, der Umschlag der großen Liebe in Verwirrung und Leid, und — poetologisch und psychologisch bedeutsam — das ausführlicher werdende Festhalten im „Tagebuch“. So heißt es unter dem 7. II.: „Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach. Wie wir (die Brüder, d. Verf.) zurückkehren, geht K. mit dem Bruder nach Rohrbach . . . Trauer eines fast gebrochenen Herzens . . .“ Und am 10. II. nach dem Besuch in Rohrbach: „Herzzerstöhnende Resignation“, die sich bis zum Eintrag vom 28. II. über „unsägliche Bangigkeit“ bis hin zu „grosse, grosse Schmerzen“ dahinschleppt und, unter dem 1. III. festgehalten, erneut in „grosse Bangigkeit“ mündet. Bringt der „blaue Frühlingnachmittag“ des 10. III. den

endgültigen Beschluß, das Ungeklärte des Verhältnisses zu klären? Wir wissen es nicht; am 19. III. jedenfalls ist der gerade Zwanzigjährige „schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach“ und dann erstmals „bei Wein und Nüssen“ „beim Vater“. Am 27. III. geht es abermals „schnellmöglichst nach Rohrbach“; er ist „wieder beim Vater“, hat „Gespräche über die Bibel“ und geht „traurig“ nach Heidelberg zurück. Dazwischen, am 21. III., erfolgt jene rätselhafte Eintragung, die, nach Walter Reiprich, „der Schlüssel“ zu diesem zweiten Besuch bei „K.'s“ Vater sein könnte¹⁴⁾: „Grosse, grosse Händel wegen gemachter Entdeckungen. Wirtin fortgelaufen. — Ich den ganzen Nachmittag unten in der Stube.“ Soll unsere Phantasie die dramatischen Zwischenszenen, die der Dichter selbst aus dem „Tagebuch“ ausgemerzt hat, ergänzen und ausmalen? Wir begnügen uns mit der letzten Eintragung der Vorgänge, der vom 3. IV.: „Schöner, warmer Abend. K. umschlungen und sehr lieb. An der wohlbekanntnen Hecke am Bache langer herzlicher Abschied.“¹⁵⁾ Von da ab ist „K.“ verschwunden. Am 5. IV. treten die Brüder Eichendorff die Bildungsreise nach Paris an; am 4. V. sind sie bereits zurück; am 13. V. 1808 verlassen sie mit dem Grafen Loeben Heidelberg für immer in Richtung Wien. —

Und damit kommen wir zu der ebenso ungeklärten Frage des dichterischen „Ergebnisses“ dieses Heidelberger Jahres Eichendorffs; daß es menschlich unsagbar bereichernd war, den Menschen Eichendorff erst heranbildete, seine Seele weckte, versuchten wir darzustellen. Daß die kurze Zeit mit Zaubermacht und Zauberwort erst den werdenden Dichter weckte, stellen wohl alle Biographen Eichendorffs heraus. Sie sprechen z. T. von „Heidelberger Gedichten“, von „Heidelberger Poesie“, ohne konkret beweisen zu können, was darunter zu verstehen, d. h. was in Heidelberg selbst dichterisch entstanden ist oder Heidelberg unmittelbar seine Entstehung verdankt. Halten wir daher lieber fest, daß Heidelberg aus des Dichters Gedächtnis niemehr

entschwindet, daß es immer wieder in seiner Dichtung auftaucht. Schon im ersten Roman, in „Ahnung und Gegenwart“ von 1810/12, erklingt urplötzlich das „Zerbrochene Ringlein“, von einem Mädchen „mit einem reinlichen, weissen Kleid“, „so aus tiefster Seele gesungen“¹⁶⁾, als wäre es nicht des Dichters Produkt, sondern ein Volkslied seiner Epoche. Wir kommen auf dieses Lied noch zurück. Wie unmittelbar aus der Heidelberger Zeit stammend, mutet uns die Schilderung der Kulisse der Stadt aus „Dichter und ihre Gesellen“ von 1834 an: „Da fiel es ihm plötzlich aufs Herz: wie in ‚Heidelberg‘ lagen die Häuser da unten zwischen den Gärten und Flüssen und Abendlichtern, wie in Heidelberg rauschte der Strom aus dem Grunde und der Wald von allen Höhen! So war er als Student manchen lauen Abend sommerrüde von den Bergen heimgekehrt und hatte über die Feuersäule, die das Abendrot über den Neckar warf, in die duftige Talferne gleichwie in sein künftiges, noch ungewisses Leben hinausgeschaut.“¹⁷⁾ Und in dem im Todesjahr geschriebenen „Halle und Heidelberg“ (1857) gesteht Eichendorff: „Insbesondere aber gab es damals in Heidelberg einen tiefen, nachhaltenden Klang. Heidelberg ist selbst eine prächtige Romantik; da umschliesst der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäb' es nichts Gemeines auf der Welt.“ Hier aber, im Nachsatz, klingt das auf, was der Dichter aus Bangigkeit und Schmerz, Trauer und Vergehen, aus der Tiefe des eigenen Herzens als das Gefährliche, Ungeklärte, „Verworrene“ eines falschen Romantik-, eines Pseudo-Heidelberg-Begriffes erkannt hat und dem er in der Anti-Heidelberg-Parabel von 1833 in „Viel Lärmen um nichts“ so erschütternd Ausdruck gegeben hat, die da lautet: „... Ihm träumte, er stünde auf den schönen Neckargebirgen von Heidelberg. Aber der Sommer war vorbei, die Sonne war lange untergegangen, ihn schauerte in der herbstlichen Kühle...“ Und „wie er sie

(die nächtlich verlockende Geliebte, d. Verf.) aber verfolgte, kam es ihm vor, als wäre es sein eigener Schatten, der vor ihm auf dem Rasen herflog...“ „Ich bin es und war es immer“, antwortete sein gräßliches Ebenbild, „du wachst nur jetzt und träumtest sonst...“ Entsetzt floh er aus dem Garten, „... und ein widerliches Lachen schallte durch die Lüfte.“ — Paul Stöcklein nennt diese Parabel in ihrer Gänze „eine vernichtende Darstellung jener Krankheit, die sich bald über ganz Europa verbreitete und nach einem Jahrhundert... noch nicht erloschen war.“¹⁸⁾ Daß Eichendorff auch diese seine Darstellung unter das Zauberwort „Heidelberg“ stellte, sei des großen Ernstes dieser Parabel wegen zur Vollständigkeit angeführt.

Kehren wir zum Schluß unserer Darstellung nochmals zum Rohrbach-Erlebnis Eichendorffs zurück. Am 1. X. 1838, also dreißig Jahre danach, schreibt der Dichter an den Erbprinzen von Sachsen-Koburg-Gotha: „Mit Freuden möchte ich... das Schönste übersenden, das ich besitze... ein einfaches Liedchen, dem man vielfach die Ehre angatan, es für ein Volkslied zu halten...“ Es ist „Das zerbrochene Ringlein“, das, wohl um 1810/11 entstanden, zwei Jahre später in Justinus Kerners „Deutscher Blätterwald“ durch Vermittlung des Grafen Loeben unter dem Pseudonym „Florens“ gedruckt wurde. Und ob wir nun Käthchen Förster aus Rohrbach als seine „Erweckerin“ annehmen oder die Frage „K.“ auf sich beruhen lassen, so mag hier einmal der Erforscher K. O. Frey zu Worte kommen: „Bei keinem Dichter ist das Dichten aus der Erinnerungsstimmung so auffällig als bei Eichendorff. Darum nimmt es uns nicht wunder, daß das Käthchenerlebnis... in der Zeit nach Heidelberg seine wertvollsten Früchte trägt.“¹⁹⁾ Und mag auch „Müllers Abschied“ aus dem „Wunderhorn“ mitklingen, dessen 2. Strophe beginnt:

*„Da unten in jenem Tale,
Da treibt das Wasser ein Rad...“*

und das der Student Eichendorff laut „Tagebuch“ vom 13. III. 1808 den Freunden Loeben, Strauss und Budde vorsang, „Das zerbrochene Ringlein“ gehört zu „dem besten, was ich wusst“. Vergessen wir es nie:

*„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlrad,
Mein Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnt hat.*

*Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei . . .“*

In den Tagen Eichendorffs besaß Rohrbach noch 5 oder 6 Mühlen, alle im „Kühlen Grund“ gelegen; eine von ihnen, die sog. „Förstermühle“, gehörte Käthchens Oheim. Der Vater, Joh. Georg Förster, war Küfer und wohnte dem „Roten Ochsen“ beinahe gegenüber, Käthchen wurde am 20. Januar 1789 geboren, wie eine Tafel ausweist, und ging im Herbst 1807 als Stütze des Bruders in dessen Bäckereihaushalt, just in das Haus, in das die Brüder Eichendorff einzogen. Wir sahen, wie es mit „K.“ ging, ob mit Käthchen — wir wissen es nicht. „In Todesbangigkeit“ zerbrach jemand das Ringlein, wer war es? Das lyrische männliche Ich der Romanze bezieht „sie“ der Schuld, die „Treu gebrochen“ zu haben; wie automatisch, von selbst, sprang dann das Ringlein, das wundersame Symbol der Treue, entzwei. „K. mit Schwester . . . nach Rohrbach hinaus, unerwarteterweise Heidelberg ganz verlassend . . .“, heißt es lakonisch unter dem 3. IV. im „Tagebuch“. Der fleißige Forscher K. O. Frey weiß viel mehr: Das ledig gebliebene Käthchen habe im Hotel „Zur schwarzen Traube“, heute „Schnookeloch“, zu Heidelberg am 30. VI. 1837 die Augen für immer geschlossen. Über ihr, Katharina Barbara Försters, Grab auf dem alten St.-Peters-Friedhof gehe heute die neue Autostraße hinweg, wissen neuere Forscher. Also nicht mehr der „Mondschein“ über dem „Grund hinter den Höhen“; Nacht

und Wolken sieht der Dichter Eichendorff noch, mit dem Mondschein wechselnd, in seinem Gedicht „Die Nachtigallen“ über der „Liebsten“ Grab ziehen, in dem Gedicht, das er 1839, zwei Jahre nach Käthchens Tod, in Berlin schrieb. Die zweite und die letzte Strophen lauten:

*„Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiss es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht . . .*

*Und dass sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedeckt,
Da träumt sie von mir.“*

Hat der Dichter hier „K.“ gemeint, hat er von Käthchens Tod erfahren? Wir wissen es nicht. Es ist nur seltsam, daß im ersten Gedicht, „Das zerbrochene Ringlein“, und in dem zweiten, „Die Nachtigallen“, es „der Grund“ ist, der „kühle“ und der „hinter den Höhen“, der beide Gedichte wie mit einem Zauberwort verbindet.

Das Zauberwort aber, das da „Heidelberg“ hieß und das Heidelberg in ihm geweckt hatte, es trug der Dichter mit sich fort und behielt es in Ohr und Herz für ein ganzes Leben.

¹⁾ „Der Dichter des Taugenichts“, Auswahl und Zwischentexte v. Paul Stöcklein, München 1957, S. 30

²⁾ Paul Stöcklein, Joseph von Eichendorff, Hamburg 1963, S. 45

³⁾ „Tagebuch“, Hist.-krit. Ausgb., 11, Regensburg 1908, S. 196

⁴⁾ a. a. O., S. 196, 197

⁵⁾ Walter Reiprich, Eichendorff in Heidelberg, Heidelbg. Jahrbücher XII, Heidelberg 1968, S. 2

⁶⁾ Brief an Loeben vom 10. August 1814

⁷⁾ Festrede vom 17. Mai 1957, in: „Eichendorff heute“, herausgg. v. Paul Stöcklein, Darmstadt 1966, S. 44 ff.

⁸⁾ a. a. O., Hamburg 1963, S. 83

⁹⁾ „Tagebuch“, a. a. O., S. 196

¹⁰⁾ Sämtl. Zitate aus: „Erlebtes: II. Halle und Heidelberg“, a. a. O., 10, S. 420 f.

¹¹⁾ Brief an Görres v. 30. August 1828, a. a. O., 12, S. 29

¹²⁾ Walter Reiprich, Eichendorff in Heidelberg, Heidelb. Jahrbücher XII, 2. Auflage, Sonderdruck. Berlin—Heidelberg—New York 1968

¹³⁾ Karl Otto Frey, Eichendorffs Käthchen, Neue Heidelb. Jahrbücher, Neue Folge, Heidelberg 1938

¹⁴⁾ a. a. O., S. 15

¹⁵⁾ Sämtliche Zitate nach HKA., 11, S. 222 ff.

¹⁶⁾ in Kap. 20

¹⁷⁾ Buch I, Kap. 1

¹⁸⁾ a. a. O., S. 37

¹⁹⁾ a. a. O., S. 61

*Wir sind so tief betrübt, wenn wir auch scherzen,
Die armen Menschen mühn sich ab und reisen,
Die Welt zieht ernst und streng in ihren Gleisen,
Ein feuchter Wind verlöscht die luft'gen Kerzen. —*

*Du hast so schöne Worte tief im Herzen,
Du weißt so wunderbare, alte Weisen,
Und wie die Stern' am Firmamente kreisen,
Ziehn durch die Brust dir ewig Lust und Schmerzen.*

*So laß dein' Stimme hell im Wald erscheinen!
Das Waldhorn fromm wird auf und nieder wehen,
Die Wasser gehn und einsam Rebe weiden.*

*Wir wollen stille sitzen und nicht weinen,
Wir wollen in den Rhein hinuntersehen,
Und, wird es finster, nicht von sammen scheiden.*

Eichendorff, Sonette an A (2)

Eichendorff und das bürgerliche Zeitalter

Thesen zu Eichendorff anläßlich seines 200. Geburtstages

Rainer Hartmann, Karlsruhe

Vorbemerkung:

Der folgende Versuch über Eichendorff will keine wissenschaftliche Darstellung sein. Er kann dies zudem nicht sein, denn der heutige Lehreralltag bietet für wissenschaftliches Arbeiten keine günstigen Bedingungen. Also: Thesen statt einer breit angelegten Analyse, eine Skizze (die hoffentlich wenigstens die Konturen erkennen läßt) statt eines detaillierten Gemäldes. Das muß nicht immer von Nachteil sein.

I

Im Jahr 1851 entdeckt Bismarck die Dichtung Eichendorffs und schreibt seiner Frau ganz verblüfft: „[. . .] weißt Du, daß der Mann noch lebt?“¹⁾ Erstaunen über einen Menschen, den man als Dichter (aus) der „guten alten Zeit“ verehrte und den zeitgenössische Lexika bereits 1846 als gestorben verzeichnet²⁾, der jedoch — auch wir wollen es kaum begreifen — wie ein Fossil in eine Epoche ragte, „welche die Fotografie, die Eisenbahn, die Elektrizität und die Hochöfen hervorgebracht hat.“³⁾ Nehmen wir diese Episode aus Bismarcks Leben zum Anlaß zu fragen: Ist Eichendorff heute noch für uns lebendig? Kann uns Eichendorff, der schon zu seinen Lebzeiten als unzeitgemäß galt, im Jahr seines 200. Geburtstages überhaupt noch etwas sagen? Müßte er nicht noch gründlicher vergessen sein?

Nun feiern wir ja dieses Jahr seinen 200. Geburtstag. Wird überhaupt „gefeiert“? Von einer „Wiedererweckung“ durch die Medien⁴⁾

kann nicht die Rede sein. Es gibt z. B. im Buchsektor fast keine Neuerscheinung zu Eichendorff; der Dichter ist offensichtlich ziemlich vergessen.

Nur in den Männergesangsvereinen und im Kunstlied lebt er als Dichter zum Nachsingen und Nachempfinden, und in den Schulen werden immerhin noch einige Gedichte gelesen, der „Taugenichts“ und derzeit „Das Marmorbild“ als „Sternchentema“ im Grundkurs Deutsch. Doch Eichendorff muß gerade in Nachschlagewerken, die v. a. auf die Schule zielen, meist als Paradebeispiel für einen typischen Vertreter der deutschen Romantik herhalten⁵⁾, und das zählebigste Klischee der bürgerlichen Rezeptionsgeschichte vom gutmütigen, gemütvollen und frommen Dichter der Heimat und des deutschen Waldes wird — obwohl in der Forschung längst überwunden — weiterhin beharrlich tradiert.⁶⁾

Nach den Gründen für diese plumpe Einverleibung der Werke Eichendorffs zu fragen, ist hier nicht der Ort. Nur so viel soll gesagt werden, daß Eichendorffs Dichtungen, die ja mit geradezu penetranter Konstanz romantische Versatzstücke variieren, wörtlich genommen wurden, als „Wunschformeln zur Nachempfindung“⁷⁾, anstatt ihr sinnbildliches Bedeutungspotential zu erkennen.

Eichendorff lebt 1988 im allgemeinen Bewußtsein kümmerlich, wie oben angedeutet wurde, er ist in Wirklichkeit aber „tot“, ein Autor von gestern, weil er uns vermeintlich nichts mehr zu sagen hat.

Die folgenden Thesen wollen zu zeigen versuchen, daß Eichendorff als kompromißloser Kritiker des damals heraufziehenden bürger-

lichen Zeitalters Tendenzen aufdeckt, die unsere Zeit mehr denn je betreffen.

II

Viele von Eichendorffs Versen besingen — das will ich nicht leugnen — „Täler weit“ und „Höhen“ (I,67).⁸⁾

Aber es gibt auch zahlreiche Gedichte, in denen heimkehrende Wanderer, Spielleute und umherziehende Musikanten die schmerzliche Erfahrung machen müssen, nicht erkannt zu werden, nicht mehr mit anderen sprechen zu können, zurückgeworfen zu sein auf sich selbst, nur noch fremden Leuten gegenüberzustehen, selber Fremdlinge zu sein, verurteilt zu Isolation und Vereinsamung, ja die Identität zu verlieren. Geradezu stereotyp tauchen die Klageformeln auf: „Es kennt mich keiner mehr“ (I,63), „Und ich stehe so allein“ (I,266), „Ach, ich weiß nicht, wo ich bin“ (I,64).

Was in diesen Gedichten formuliert wird, ist die Einsicht in die Vereinzelung und Fremdheit des Individuums, in eine zunehmende Versachlichung und Kälte der menschlichen Beziehungen, Einsicht auch in die unumstößliche Tatsache, daß der einzelne dazu gezwungen ist, in der warenproduzierenden Gesellschaft seine Individualität veräußern zu müssen. Eichendorff entwirft das Bild einer entromantisierten bürgerlichen Gegenwart, die von ernüchternder Entfremdung bestimmt ist. Er thematisiert dabei den Epochenbruch von der feudalistischen zur bürgerlichen Gesellschaft, indem er sein Bild einer andrängenden bürgerlichen Welt aus Elementen der feudalistischen Vergangenheit formt: Gerade an den umherziehenden Wanderern, fahrenden Musikanten, reisenden Baronen und Gräfinnen, allesamt Relikte aus einer längst untergehenden Welt, verdeutlicht Eichendorff die zerstörenden Mechanismen der bürgerlichen Gesellschaft; und auch die dunklen, leeren und toten Gassen (I,60) noch gleichsam mittelalterlich wirkender Städte, in denen sich Eichendorffs Protagonisten verlie-

ren, werden zu Zeichen einer entzweiten, entpersönlichten Gegenwart.

Was bleibt den romantischen Gestalten angesichts dieser bitteren Erfahrungen? „Wir müssen weiterziehen!“ heißt schließlich die Einsicht der Musikanten in dem Gedicht „Die Hochzeitssänger“ (I,213). Also Wandern, Umherziehen als Protest gegen oder Flucht vor der bürgerlichen Gesellschaft?

Doch der Aufbruch in die Ferne kann ins totale Scheitern führen, wie das Gedicht „Die zwei Gesellen“ (I,90) zeigt: Die Lebensfahrt des zweiten Gesellen, als Hinausziehen in die Freiheit begonnen, mündet wie beim ersten Gesellen in völlige Stagnation. Er scheitert an den „Sirenen“ mit ihren „tausend Stimmen im Grund“ (I,90), weil er sich vorbehaltlos der bunten, bewegten Welt hingab, während der erste in philiströser Erstarrung und Begrenzung endet. Deutlich wird, daß die romantische Lebensweise des zweiten Gesellen, im Grunde genommen eine Reaktion auf die Welt des Philisters, ebenso wie bei diesem der Lebenserstarrung unterliegt. Die simple Opposition Philister — romantischer Mensch muß offensichtlich revidiert werden.

Ist also — so könnte man schließlich fragen — das „richtige Leben [. . .] zugehängt, vielleicht schon unmöglich“⁹⁾ in einer entfremdeten Welt? Eichendorffs Gedicht „Eldorado“ (I,124) scheint dies zu bestätigen: „Wir alle sind verirret, / Seitdem so weit hinaus / Unkraut die Welt verwirret, / Findt keiner mehr nach Haus.“ Selbst der Naturraum, der Gegenraum zur bürgerlichen Weltordnung, trägt Spuren der Entfremdung in sich, da er im Bild der von „Unkraut“ überwucherten „Welt“ auf Entzweiung und Zerrissenheit verweist.

Eichendorff zitiert in diesem Gedicht den utopischen Topos vom „goldenen Zeitalter“, der in der Frühromantik das unerreichbar ferne, lang ersehnte Ideal einer wiederhergestellten Einheit von Mensch und Welt vertrat: „Es ist von Klang und Düften / Ein wunderbarer Ort, / Umrant von stillen Klüften, / wir alle spielten dort“ (I,124). „Eldorado“

wird begriffen als Paradiesgarten der Kindheit, als Ursprung, als Metapher für „Heimat“, und zwar im Sinne einer „Heimat der Heimat“¹⁰), die kein „reales Bild einer gewesen“, sondern „Urbild einer vor aller Geschichte liegenden Zeit“¹¹) ist und damit zugleich ein Bild für das, was sein könnte. Aus der enthusiastischen frühromantischen Projektion eines harmonischen Lebensideals sind bei Eichendorff jedoch nurmehr ein paar schemenhafte Versatzstücke aus „Klang und Düften“ geworden. Bleibt daher nur noch der fromme Wunsch: „Ach Gott, führ uns lieblich zu dir“ (I,90) — Hoffnung auf christliche Erlösung?

Es gibt zahlreiche Beispiele, in denen Eichendorff die Gewißheit der Erlösung andeutet, aber dann stehen in einem Sonett folgende Verse: „Wir sind so tief betrübt, / Wenn wir auch scherzen, / Die armen Menschen mühen sich ab und reisen, / Die Welt zieht ernst und streng in ihren Gleisen, / Ein feuchter Wind verlöscht die lust'gen Kerzen“ (I,141). Das Bild der Lebensfahrt als auf Erlösung gerichtete Pilgerreise wird durch das Bild der verlöschenden Kerzen unterlaufen. Die Hoffnung auf das Jenseits wird zurückgenommen, der heilsgeschichtliche Horizont trübt sich ein. Bei allen religiösen Motiven und Themen — Eichendorffs Werke lassen sich nicht auf ein paar christlich-katholische Sentenzen reduzieren, sie sind nicht als christliche Lehrdichtung zu verstehen.

III

Wir haben gesehen, daß sich das Motiv des Scheiterns in vielen Gedichten Eichendorffs behauptet.

Das ist nicht immer so: In seinem frühen Roman „Ahnung und Gegenwart“, der zwischen 1810 und 1812 entstanden ist, konnte Eichendorff die Möglichkeit seiner Helden zur romantischen Selbstverwirklichung trotz aller Gefährdungen aufzeigen.

Aber 1834, als sein Roman „Dichter und ihre Gesellen“ erschien, erweisen sich jene verhei-

ßungsvollen Wege für die meisten Protagonisten als Irrwege: „[...] ich wollte, die Romantik wäre lieber gar nicht erfunden worden!“ (II,487) lautet das resignierende Fazit Fortunats, einer der Figuren des Romans. Und in der Tat, schon eine bloße Aufzählung zeigt, daß dieser Roman vor allem eine breit angelegte Geschichte romantischen Scheiterns ist: Die dämonisch verlockende Juanna stürzt sich ins Wasser. Otto scheitert am Antagonismus von Kunst und Leben, unfähig, die „Hieroglyphensprache“ der Natur zu entschlüsseln. Der „altdeutsche“ Maler Albert, ein Denkmal aus der Zeit der Befreiungskriege, macht seinem als unnützlich empfundenen Leben ein Ende. Der Fürst wird an einer Zeit irre, die er nicht mehr begreifen kann. Dryander spielt zwanghaft seine stets komischen Rollen, ohne jemals wirkliches Glück zu finden. Und Victor schließlich wendet sich aus religiösen Motiven ab vom romantischen Subjektivismus, bleibt aber eine romantisch-widersprüchliche Figur. Eichendorff will an diesen Gestalten zeigen, daß das romantische Subjekt sich in seinem Protest gegen eine prosaisch-bürgerliche Welt an eine selbstgeschaffene Phantasiewelt zu verlieren droht, die ihm die ersehnte Einheit von Kunst und erfülltem Leben vortäuscht, jedoch keinen Bezug zur Realität hat. Diese Hingabe an die eigene übersteigerte Phantasie impliziert bereits das Scheitern: Sie führt das Subjekt konsequent auf sich selbst zurück. Eichendorff betont damit ihren subjektivistischen Charakter, ihre Spiegelung der „Krankheit“ der Zeit, als die er die Absolutsetzung des Individuums ansah. 1816/17 noch — das zeigt die Novelle „Das Marmorbild“ — kann die Kraft des Christentums Florio aus dem subjektivistischen Abgrund retten, hier in diesem Roman nicht mehr.

Am Beispiel der scheiternden „Dichter“ und ihrer „Gesellen“ demonstriert Eichendorff die „langsam zersetzende und zerstörende Gewalt der Verhältnisse“ (II,294), jene immer stärker werdende deformierende Macht einer sich etablierenden bürgerlichen Epoche,

angesichts derer der Traum von einer roman-
tisierten Welt, einer Poetisierung des gesamt-
ten Lebens, nur ein wehmütiger Traum blei-
ben kann.

Auch die Philister werden durch die gewalt-
samsten Kräfte der Umbruchsepoche defor-
miert, wie an Walter sichtbar wird. Wie ihre
Gegenfiguren unter den veränderten histori-
schen Bedingungen den romantischen Auto-
nomieanspruch nicht mehr erfüllen können,
so kann man an den Philistern die Pervertie-
rung der Aufklärung erkennen: Aus den auf-
klärerischen Protagonisten mit dem emanzi-
patorischen Willen, eine neue und freie Ge-
sellschaft aufzubauen, sind Karikaturen ge-
worden, deren Bewußtsein nur auf den eigen-
en, engen Lebensbezirk bezogen ist und sich
auf die Prinzipien der platten Nützlichkeit,
des Materialismus und Egoismus reduzieren
läßt. Der Roman wird somit zum „Zeitrom-
an“¹²⁾, der die „Dialektik von verblässender
Romantik und zurückgenommener Aufklä-
rung“¹³⁾ thematisiert.

Nur Fortunat und Fiametta sind aus dem all-
gemeinen Scheitern herausgenommen. Beide
reiten am Schluß in den „dämmernden Mor-
gen“ (II,507), ein utopisches Bild, das die ur-
sprüngliche Ganzheit des Menschen andeu-
tet. Fortunat repräsentiert die auf die Zukunft
bezogene, potentielle Aufhebung der gegen-
wärtigen Zerrissenheit: Eichendorff spricht
von der „Erwartung“ (II,507), mit der beide
in die Morgenröte reiten, nicht von dem Ziel,
das sie schon erreicht haben. Und am Ende
befällt den Dichter „tiefe Wehmut“ (II,507),
weil er sieht, wie sich die Gegenwart immer
weiter von dem „dämmernden Morgen“ ent-
fernt, ein Prozeß, der — Eichendorff erkennt
dies ganz klar — nicht mehr aufzuhalten ist.

IV

Woran zeigt sich nun die von mir behauptete
Aktualität Eichendorffs? Es drängt sich gera-
dezu auf, Eichendorffs „Urvertrauen in die
Natur“¹⁴⁾ zu erwähnen, die in einer Zeit sich
immer weiter ausbreitender Naturzerstörung
neue Bedeutung gewinnen kann.

Aber dieser Hinweis genügt noch nicht.

In seinem satirischen Drama „Krieg den Phi-
listern“ aus dem Jahre 1824 erweist sich Ei-
chendorff als besonders scharfer Zeitkritiker:
Hier wird ein ganzes Zeitalter besichtigt, das
für Eichendorff zu einer Epoche des Philis-
tertums geworden ist und das mit den
Schlagworten „Industrie, Vaterland, Intelli-
genz, Koppelwirtschaft“ (I,476) die Aufklä-
rung ad absurdum führt; der Narr im Drama
nennt es „lumpige Zeit“ (I,477). Selbst die
„Poetischen“, die den „Philistern“ den Kampf
angesagt haben, entlarven sich als bornierte
Philister: ein Zeichen dafür, daß inzwischen
auch die Romantik vom Philistertum in Form
einer behaglich sich einrichtenden, selbstzu-
friedenem Biedermeierwelt vereinnahmt und
zur Pseudoromantik zurechtgestutzt wurde.
„So spielt fort das Stück und spielt nie aus“
(I,558), sagt der Narr am Schluß zum Publi-
kum — das ist Eichendorffs pessimistische
Aussicht, daß das Philistertum nimmermehr
endet und immer wieder nachwächst.

Auch heute noch? Dazu ein paar Beispiele.
Die Epoche des Philistertums ist auch ein
Zeitalter der Phrasen, konstatiert Eichen-
dorff in seinem schon erwähnten Drama und
exemplifiziert dies mit der Darstellung der
großen „Teegesellschaft“ (I,513), in der nur
noch ein einziger Monolog aus literarischen
und politischen Phrasen stattfindet. Eichen-
dorff verspottet v. a. jenen wohltonenden Jar-
gon der Journale, „der alle Realität durch ein
ausgeklügeltes System von großen Worten
und puren Behauptungen ersetzt hat“.¹⁵⁾

Parallelen zu heute zu ziehen fällt nicht allzu
schwer. Ich möchte nur an manche Beiträge
in heutigen Journalen erinnern, an manche
(Fernseh)diskussionen, Politikerreden, Un-
terhaltungssendungen oder vielleicht auch an
manche Gespräche, an denen wir beteiligt
sind.

In seiner Prosasatire „Viel Lärmen um nichts“
zeigt Eichendorff bereits 1832 die Anfänge
einer Kulturindustrie auf, in der Literatur zur
Modeware herabsinkt, zum Nutzobjekt wird:
beim Verleger mittels Automatisierung und

durch Anpassung an den jeweiligen Trend im Erzielen immer höheren Profits, beim Konsumenten im Befriedigen seines dilettantisch-einsinnigen Unterhaltungsbedürfnisses. Konsum und Zerstreung ersetzen öffentliche Dialoge bis hin zur Wirkungslosigkeit von Literatur. Dies alles gilt heute mehr denn je, wie ein Blick auf den immer gigantischer werdenden Literaturbetrieb verdeutlichen kann.

Der wichtigste Aspekt scheint mir jedoch Eichendorffs immer wieder formulierte Kritik am „modernen Aberglauben an die Allmacht des Subjekts“ (III,42), am „vornehm gewordenen sublimierten Egoismus“ (III,378) des bürgerlichen Zeitalters zu sein, in dem ja wir (noch) leben, allerdings unter veränderten Bedingungen.

Bei dem US-Historiker Christopher Lasch wird daraus Ende der siebziger Jahre der Narzißmus als Antlitz einer Epoche, die von einem dekadenten, die westlichen Industriegesellschaften lähmenden Ich-Kult geprägt ist.¹⁶⁾ Lasch macht narzißtische Verhaltensformen überall aus, z. B. bei den Yoga-Jüngern, Fitneß-Fanatikern, Psycho-Grüblern im Selbsterfahrungskurs, bei weltabgewandten Sektierern und bei Millionen Jugendlichen, die in den Discos selbstverliebt ihren eigenen Spiegelbildern vortanzen. Aber auch in der Politik, im Wirtschaftsleben oder im Literaturbetrieb grassiert nach Meinung Laschs die Lust an narzißtischer Selbstbespiegelung. Manches mag zwar in Laschs Zeitdiagnose überzogen sein, sie wird damit jedoch keineswegs zur Fehldiagnose.

Und wie eine Bestätigung von Laschs Ausführungen zur Literaturszene erscheint die bedenkenswerte These Raddatz': „Beide deutsche Literaturen bestimmen wesentlich Verkrochenheit, Ich-Bezogenheit und Aufarbeiten von Mythen und Träumen.“¹⁷⁾

Kehren wir nochmals zu Eichendorff zurück, zu seinem Drama „Krieg den Philistern“. Gegen Ende dieser Satire läßt Eichendorff den Riesen Grobianus das ganze Philisterspektakel zerschlagen (I,556), um damit die selbst-

zerstörerische Dimension bürgerlich-philiströser Ich-Bezogenheit zu demonstrieren. Können wir da nicht eine Linie ziehen zu einer Stelle aus Siegfried Lenz' eindrucksvoller Rede bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Oktober 1988?

Lenz sagte: „[...] es gehört nicht einmal viel Phantasie dazu, sich die Erde unbelebt vorzustellen, von Staub bedeckt, den kalte Winde vor sich hertreiben. Ein Grabstein für diese Zeit könnte die Inschrift tragen: Jeder wollte das Beste — für sich“.

Schon Eichendorff ahnte etwas von den Gefahren eines schrankenlosen Egoismus.

Anmerkungen:

¹⁾ Wolfgang Frühwald, Eichendorff-Chronik, München-Wien 1977, S. 219

²⁾ Ebd., S. 207

³⁾ Ernst Ribbat, Die Romantik, in: Viktor Žmegač (Hg.), Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jh. bis zur Gegenwart, Bd. I/2. Königstein 1979, S. 152

⁴⁾ Der Spiegel Nr. 43, 1988, S. 111

⁵⁾ Siehe z. B. Metzler Autorenlexikon (Hg. Bernd Lutz), Stuttgart 1986, S. 137 oder Eva-Maria Kabisch, Literaturgeschichte kurzgefaßt, Stuttgart 1985, S. 21

⁶⁾ Als Beispiel Metzler Autorenlexikon a. a. O.

⁷⁾ Eberhard Lämmert, Eichendorffs Wandel unter den Deutschen, in: Hans Steffen (Hg.), Die deutsche Romantik, Göttingen 1978, S. 227

⁸⁾ Eichendorffs Werke werden nach der bei Winkler erscheinenden kritischen Ausgabe zitiert: J. v. Eichendorff, Werke, Bd. 1—4, München 1970 ff. Dabei bezeichnet die römische Ziffer in den Klammern die Bandnummer, die arabische die Seitenzahl.

⁹⁾ Theodor W. Adorno, Zum Gedächtnis Eichendorffs, in: Ders., Noten zur Literatur I, Frankfurt/M. 1971, S. 117

¹⁰⁾ Wilhelm Emrich, Protest und Verheißung. Studien zur klassischen und modernen Dichtung, Frankfurt/M., u. a. 1968, S. 19

¹¹⁾ Ebd.

¹²⁾ Hermann Korte, Das Ende der Morgenröte. Eichendorffs bürgerliche Welt, Frankfurt/M. 1987, S. 93

¹³⁾ Ebd., S. 108

¹⁴⁾ Peter Horst Neumann, Eichendorff im Technischen Zeitalter, in: *Die Zeit* Nr. 11, 11. 3. 1988, S. 73

¹⁵⁾ Hermann Korte, a. a. O., S. 78

¹⁶⁾ Christopher Lasch, *Das Zeitalter des Narzißmus*, München 1980

¹⁷⁾ Fritz J. Raddatz, *Zur deutschen Literatur der Zeit 3. Eine dritte deutsche Literatur. Stichworte zu Texten der Gegenwart*, Reinbek 1987, S. 9

Max Picard (1)

Zwischen Zwei Welten des Schweigens

Am Unbestimmten, weithin Schweifenden, Vorweltlichen des Schweigens entspringt das deutliche, umgrenzte, ganz und gar gegenwärtige Wort.

In tausend unnennbaren Gestalten zeigt sich das Schweigen, im lautlosen Aufgehen des Morgens, im lautlosen Hinhalten der Bäume an den Himmel, im wie im Verstohlenen sich abspielenden Niedertauchen der Nacht, im schweigenden Wechsel der Jahreszeiten, im Fallen des Mondlichts, das wie Regen des Schweigens in die Nacht hinabrieselt, vor allem aber im Schweigen des Innern, — ohne Namen sind diese Gestalten des Schweigens: um so deutlicher und sicherer wird das Wort, das aus diesem Namenlosen als Gegensatz entspringt.

Keine größere Naturwelt gibt es, als die Naturwelt des Schweigens; keine größere Geisteswelt gibt es, als die Geisteswelt der Sprache, die sich an der Naturwelt des Schweigens formt.

Das Schweigen steht als eine Welt da, am Welthafen des Schweigens lernt das Wort, sich selbst als eine Welt zu formen: Welt des Schweigens und Welt des Wortes stehen einander gegenüber.

Das Wort ist also entgegengesetzt dem Schweigen, aber nicht in Feindschaft entgegengesetzt, — es ist nur die andere Seite des Schweigens. Man hört durch das Wort das Schweigen hindurch, das rechte Wort ist nichts anderes als die Resonanz des Schweigens.

Der Mensch lebt in der Mitte zwischen der Welt des Schweigens, aus der er kommt, und der Welt des anderen Schweigens, in die er geht, in die des Todes. Zwischen diesen zwei Welten des Schweigens lebt auch das Wort des Menschen und wird von ihnen gehalten. Darum hat das Wort ein doppeltes Echo: dorthin, woher es kam, und dorthin, wo der Tod ist.

Die Unschuld, die Naivität, die Ursprünglichkeit erhält das Wort vom Schweigen, aus dem es kommt, — die geringe Dauer aber, das Verwehende, das Brüchige und dies, daß das Wort niemals ganz der Sache entspricht, die es benennt, das kommt vom zweiten Schweigen her, vom Tode.

In der Sprache Jean Pauls sind die Spuren der beiden Welten des Schweigens deutlich: das Unschuldige, Ursprüngliche, und zugleich das für den Abschied Bereite, Verwehende.

Max Picard, Die Welt des Schweigens

„Einzelne — wie Museumsstücke aus einer Welt, die nicht mehr da ist, ausgegraben von einem Gott“ ✓

Zu Max Picards hundertstem Geburtstag (5. Juni 1888-3. Oktober 1965)

Heinrich Hauß, Karlsruhe

Manfred Bosch gewidmet. der durch seine „Werkauswahl“ Max Picard wieder zugänglich gemacht hat

„Mitten in dieser Zusammenhangslosigkeit, mitten unter diesen auseinanderfallenden Menschen, gibt es einzelne Menschen, die unberührt sind von der Auflösung, die ganz sind, und so sehr ganz, daß es ist, als sei zum ersten Male an ihnen das Ganze dargestellt. Es ist, als ob in dieser Welt der totalen Auflösung Gott sich ein paar Räume aufgespart hätte, in denen er diese letzten Ganzen wachsen ließ, sich selber zur Erinnerung, daß es einmal den ganzen Menschen auf der Erde gab.“

„Ungebraucht, verloren, abseits stehen die vollkommenen Einzelnen unter diesen Zusammenhangslosen, sich auflösenden Menschen. Wie Museumsstücke aus einer Welt, die nicht mehr da ist, stehen diese Einzelnen da, ausgegraben von einem Gott, ein Museum Gottes, — und eben deshalb jedoch kein Museum, sondern lebendig.“ Max Picard, Hitler in uns selbst

I. Schopfheim, Hebel und der schönste Weg der Welt

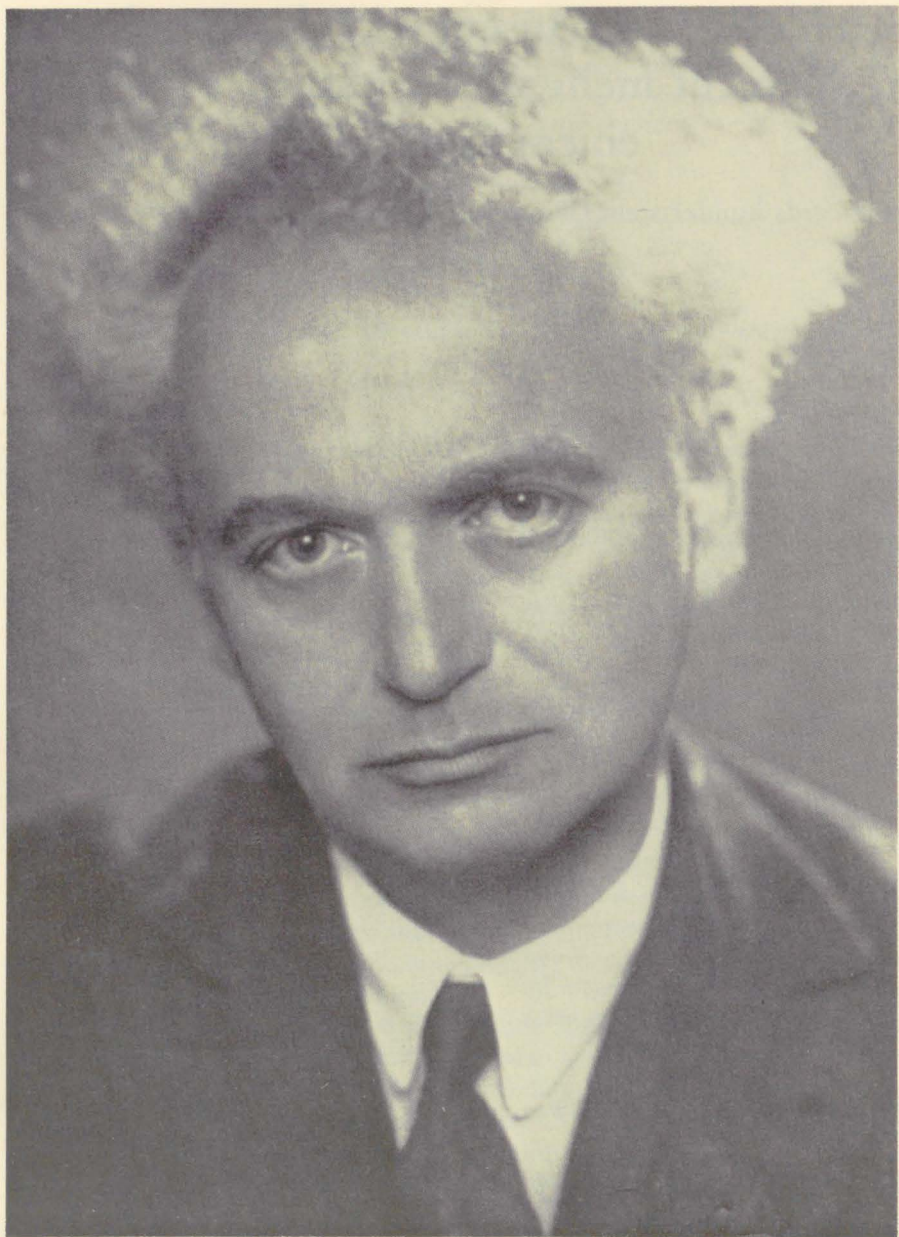
„Wie oft bin ich in meiner Jugend von Schopfheim den Berg Entegast entlang am Ehnerfabr-nauerhof des Frh. von Roggenbach vorbei nach Hausen gegangen, und mir schien gerade jener Teil des Weges von Ehnerfabr-nauerhof bis Hausen der schönste, das Tal hört hier auf allzu idyllisch zu sein, es ist breit, breiter sogar als weiter abwärts, durch die breitere Fläche bekommt es etwas Bleibendes, Sichereres...“

Max Picard

1. Schopfheim und Lörrach

Max Picard hat über fast 45 Jahre bis zu seinem Tode am 3. Oktober 1965 im Tessin gelebt. Doch ist er mit Baden in dreifacher Weise verbunden: durch seinen Geburtsort Schopfheim und die Jahre des Besuchs der Volks- und Realschule in Schopfheim (1894—1903), des Gymnasiums in Lörrach (Abitur 1906), durch seine lebenslange Beschäftigung mit Johann Peter Hebels „Schatzkästlein“, schließlich durch den „Hebelpreis“, den er 1952 erhielt. In Schopfheim verlebte er seine Jugend in einem alten Haus aus dem 17. Jahrhundert am Marktplatz. „Man hatte Respekt vor dem Haus, wie es war. Man traute ihm zu, daß es so sein wollte. Man glaubte dem Hause und nicht sich“⁽¹⁾. Das „alte Haus in Schopfheim“ war eine Welt für sich, in dem Tuche verkauft wurden. „Bis in die siebziger Jahre (des vorigen Jahrhunderts) hinein hat es auch in Freiburg kein größeres Tuchgeschäft gegeben“, denn es „versorgte alle Leute des ganzen badischen Oberlandes und den Rhein entlang bis fast nach Konstanz und bis über die Höhen des Schwarzwaldes“ mit Tuch. Die Männer, die von Herrenschwand kamen, um Tuche für den „Hausierhandel“ zu kaufen, waren stumm, „wie Menschen, die eine Nachricht bringen, aber sie waren selber die Nachricht“⁽²⁾.

Die Beschreibung des „alten Hauses in Schopfheim“ (1974 aus dem Nachlaß heraus-



Max Picard, Ende der 20er Jahre

gegeben) deutet prägende Erfahrungen Picards in der Kindheit an: Präsenz der Dinge und Schweigen der Menschen.

2. Johann Peter Hebel

Von der lebenslangen Verbundenheit mit J. P. Hebels „Schatzkästlein“ schreibt Picard: „Seit meinem 20. Jahr liegt das „Schatzkästlein“ auf meinem Nachtschischen, und wenn auch oft Monate vergehen, bis ich wieder darin lese, so geschieht es doch ebenso oft, daß ich viele Monate hintereinander am Abend mich an den Geschichten freue, die Blätter haben sich aus dem Rand herausgelöst, der Band ist ramponiert“³⁾.

Beim Erzähler Hebel fand er noch in später Zeit die „Einheit von Wort und Ding“, Erzähler und Zuhörenden. „Es ist hier, als hätten sich die Dinge aus einer lauten, zerstörten und zerstörenden Welt geflüchtet in ein verstecktes Tal und als erzählten sie dort einander von sich selbst, wie wenn es keine Menschen gäbe, die ihnen zuhörten.“ „Aus den Geschichten, des „Schatzkästleins“ aber hört man nicht nur den Erzähler, man hört auch das Schweigen der Zuhörenden, und man hört, wie, nach diesem Schweigen, der Zuhörende nun selbst anfängt eine Geschichte zu erzählen“⁴⁾.

In der Welt des Schweigens sind viele Objekte von selbst geordnet.

Der uralten kösterlichen Weisheit der „taciturnitatis gravitati“ — „der Gewichtigkeit des Schweigens“ — wird Picard 1948 in dem Buch „Die Welt des Schweigens“ ein Denkmal setzen. Man ahnt, wie sehr Picard in der Welt des Lärms, des autonomen Geräusches ein Unheil der modernen Welt sehen mußte.

3. Der Hebelpreis von 1952

Durch die Verleihung des Hebelpreises 1952, letztmals als badischer Staatspreis, ist Picard auch mit dem „alten“ Baden der Ära Wohleb verbunden, wenn auch die Preisverleihung nicht ohne Brisanz war. Ähnlich wie beim Preisträger des Vorjahres, Albert Schweitzer,

hatte des „Volkes Meinung“ wohl wenig Ahnung von dem einsamen Denken des Dr. Max Picard in Caslano und sah in der Wahl eine „aus politischen Gewissensbissen geborene Konzession und Verbeugung“⁵⁾.

Was man damals allerdings nicht zu sehen vermochte war, daß Picards „apokalyptische“ Sicht der modernen Welt des Lärms zutiefst jener Vision verwandt war, die Hebel in unheimlich eindringlicher Weise in seinem Gedicht „Vergänglichkeit“ gestaltet hat:

„Der Belche stoht verchohlt,
der Blauen au, as wie zwee alti Türm,
un zwischedrin isch alles uusebrennt
bis tief in Boden abe. D'Wise het
ke Wasser meh; s'isch alles öd un schwarz
un totestill, so wyt me luegt.“

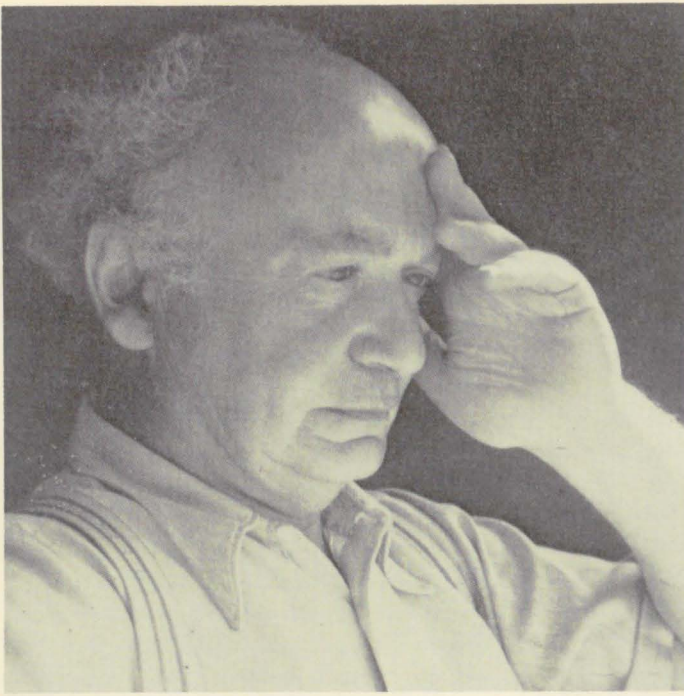
Die religiöse Substanz Picards läßt es nicht zu, einfach zu protokollieren, was in der modernen Welt „abläuft“. Ihm kam es darauf an — in prophetisch biblischer Weise — deutlich zu machen, was im „Ablauf“ eigentlich geschieht, sich zeigt, sich enthüllt. (Apokalypsis bedeutet „Enthüllung“).

Ein gewagtes, ein einsames Unternehmen. Aber Picard war es nicht gegeben in einer Art existentieller „Arbeitsteilung“, einerseits „in biblizistischer Orientierung“ privat zu leben und „andererseits als ITT-Ingenieur zu exekutieren, was man in wissenschaftlichen Einrichtungen ersten Geltungsgrades gelernt hat“, so als hätte beides nichts miteinander zu tun. Picard ist ein Mensch, so schreibt Rilke 1921, „der leidet. Sein Leiden hat den Vorzug einer furchtbaren Genauigkeit zu sein“. Diese Genauigkeit denkt in eschatologischen Bildern.

II. Ausgebliebene Rezeption zum

100. Geburtstag

„Wo alles erscheint, bevor es da ist und verschwindet, bevor es gewesen ist, und wo das, was war, schon wieder künftig ist, bevor es gegenwärtig sein konnte, in dieser Welt der Flucht, wo alles auftaucht, damit es verschwin-



Max Picard, fünfziger Jahre

de und verschwindet, damit es auftauche, wo Auftauchen, Dasein und Verschwinden eins sind“

Max Picard, *Flucht vor Gott*, S. 27

Max Picard und seine Bücher sind Opfer der Zeit geworden, die er selbst so scharfsinnig beschrieben hat. „Die lärmende Dichtung gerät in einen Wettlauf mit dem Lärm der äußeren Welt, Dichtungslärm rattert neben dem äußeren Lärm“. In dem „Moment, wo der Konsum total geworden ist, fehlt es an einer neuen Literatur, die aus der entschiedenen Absage an diese Konsumierbarkeit ihre Kraft zöge“, notierte Botho Strauß 1984 in „Paare, Passanten“. Wenn das richtig ist, müßte Picard ein Mann der Stunde sein, denn „konsumresistent“ sind seine Bücher. Denn „trotz

der Tatsache, daß man nicht von ihm loskommt“, gilt zu gleicher Zeit auch, „daß man nur schwer an ihn herankommt“ (Karl Pflieger).

Gleichwohl hat eine Rezeption der Werke des am 5. Juni 1888 in Schopfheim geborenen Max Picard aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages nicht stattgefunden. Das hat natürlich Gründe, und fast scheint es so, als sei die Beschäftigung mit eben dieser Tatsache, das einzige, was zum hundertsten Geburtstag von Max Picard geleistet werden könne. Voraussetzung zur Würdigung der Denkleistung Picards im Rahmen des Denkens der 40er und 50er Jahre wäre allerdings die Wiederauflage seiner Werke gewesen. Außer der „Welt des Schweigens“, das der Piper-Verlag mit einem Vorwort von Franz Alt als Taschenbuch wie-

der aufgelegt hat (SP 937, 1988), sind die Bücher von Max Picard nur noch vereinzelt in schweizer Antiquariaten greifbar. Dankenswerterweise hat Manfred Bosch im Thorbecke Verlag eine Auswahl aus dem Werk Picards unter dem Titel „Wie der letzte Teller eines Akrobaten...“ Ende Oktober herausgebracht (316 Seiten, 14 Abbildungen, DM 32,—).

Als Leser kann man zum gegenwärtigen Zeitpunkt den „ganzen“ Max Picard also für sich alleine haben. Das ist nicht ohne Reiz, weil man seine Werke in den Antiquariaten zusammensuchen muß. Max Picard muß heute „erlaufen“ werden, eine wahrhaft selten gewordene Lese-Erfahrung. Max Picard hat sich selbst einmal „ein Revenant, ein aus einer anderen Zeit Zurückgekehrter“⁶⁾ bezeichnet. Schon 1919 hat er sich denn auch ins Tessin zurückgezogen, „weil dort die natürlichen Gegebenheiten, die dem Menschen geschenkt sind, noch offen daliegen“, wie sein Freund, Wilhelm Hausenstein, berichtet⁷⁾. Gleichwohl erscheint die Landschaft des Tessin als „Szenerie gelebter Jahre“⁸⁾ kaum in seinen Schriften.

Postmodern betrachtet, leistete er mit seinen Reflexionen zur Krise der Kultur „Trauerarbeit“, Trauer über die verlorengegangene Ganzheit des Lebens, von der der französische Philosoph Lyotard 1979 behauptete, sie sei „abgeschlossen“⁹⁾. Schlechte Zeiten also für eine gerechte Würdigung Max Picards, wenn postmodern ist, „wer sich jenseits von Einheitsobsessionen der irreduziblen Vielfalt der Sprach-, Denk- und Lebensformen bewußt ist und damit umzugehen weiß“¹⁰⁾. Schlechte Zeiten für einen Denker wie Max Picard, wenn in der gegenwärtigen Philosophie, wie Hermann Lübke konstatiert, „das Heilsinteresse nicht mehr über kognitive Bemühungen bedient wird“. Schlechte Zeiten für einen seherisch Schauenden, wenn die nachauflärerische Situation durch „Vergleichgültigung kognitiver Alternativen“ und „Pathosentzug der Wahrheit“¹¹⁾ gekennzeichnet ist. Nichts ist leichter als Picard als

konservativen Kulturkritiker im geistigen Klima der 40er und 50er Jahre abzutun und ihn damit zu entschärfen und zu verdrängen.

Was Max Picard in seinen Büchern geleistet hat, ist nicht Kulturkritik einzelner Phänomene der modernen Welt wie — Radio, Kino, Propaganda, Psychoanalyse — Kulturkritik als „liebenswürdige Verlangsamung“ des Unvermeidlichen, wie das Gadamer genannt hat — sondern die ungeheuerliche Vision einer Welt, die aus den Fugen gegangen ist, und sich selbst zum Gericht wird. „Die Welt ist schon vernichtet. Gott braucht sie nicht mehr zu vernichten“¹²⁾. Max Picard hat es gewagt, den „maschinellen Betrieb der Zusammenhangslosigkeit“¹³⁾ religiös-eschatologisch zu ende zu denken. Das hat zu seiner Zeit, soweit ich sehe, keiner in dieser „theologischen“ Entschiedenheit gewagt, außer Heidegger, der aber als Berufsphilosoph andere Denkwege gegangen ist.

Gabriel Marcel, der sein Buch „Die Erniedrigung des Menschen“ Max Picard gewidmet hat, schreckte vor dem eschatologischen Bewußtsein des Freundes zurück, als Picard an den Ufern des Luganersees sagte: „Ich bin überzeugt, daß wir dem Ende der Geschichte zusteuern. Es ist wahrscheinlich, daß viele von uns das apokalyptische Ereignis an ihrem Ende erleben“¹⁴⁾.

„Der Philosoph ist kein Prophet“, meinte Gabriel Marcel. Aber Picard war auch kein Philosoph, sondern ein „Sehender“. Und schließlich kommt auch Marcel im erwähnten Buch nicht umhin, feststellen zu müssen: „Die Menschen sind in ein Zeitalter eingetreten, das wir pflichtgemäß ein eschatologisches nennen müssen“.

III. Das Bild der „Flucht vor Gott“ und das Deutlich-Werden Gottes

„Je mehr das Gebilde der Flucht zunimmt, und je heftiger es davonstürzt, desto deutlicher steht der Eine allein da: Gott“

Max Picard, Flucht vor Gott, S. 198

In der Zeit, als Picard im Tessin seine wichtigsten Bücher schrieb, „Die Flucht vor Gott“ (1934), „Hitler in uns selbst“ (1946), „Die Welt des Schweigens“ (1948) und „Der Mensch und das Wort“ (1951) galt er den Zeitgenossen — Hermann Hesse und Wilhelm Hausenstein zum Beispiel — als Seher, als Weiser. 1988: — „Vergessen die Bücher, der Verlag, der die meisten dieser Bücher über 50 Jahre lang betreut hat, existiert nicht mehr, und nicht einmal eine Stiftung gibt es, die sich dieser Bücher annimmt“¹⁵). So schrieb Peukert am 4. Juni 1988 in der NZZ. Hermann Hesse schrieb schon 1934 in einer Rezension zu dem Buch „Die Flucht vor Gott“: „Seinem Wesen nach ist Picards Buch eine seherische Dichtung, sein Bild von der „Flucht vor Gott“, ist nicht ein Bild im Sinne von Metapher“¹⁶). Natürlich entdeckte Picard keinen „neuen Kontinent in der Philosophie“, er schuf mit der „Flucht vor Gott“ vielmehr ein „Meditationsbild“. So sah es schon Hermann Hesse, wenn er schreibt: „Der Leser, der sich das Bild durch Meditation anzueignen sucht, erlebt es unfehlbar mit“¹⁷). Darum ist es auch schwierig, aus den Büchern Picards einzelne Gedanken herauszulösen, weil die einzelnen Gedanken nur wahr sind im Gesamtzusammenhang *des komplimentären Bildes von zentrifugaler Flucht vor Gott und eschatologischem Glauben*. „Es ist als ob diese Welt auf etwas warte und wartend sich ins Maßlose dehne“. „Die Zweifel, die Ängste, Unsicherheiten . . . sind alle zusammengetrieben, und zusammen wälzen sie sich miteinander fort in der ungeheuren Maschinerie der Flucht. „Dieses Fehlende ist so ungeheuer da, daß es gilt“ . . . „Die Wirklichkeit des Fehlenden ist so intensiv, daß der Mensch **anhalten muß**“. „Das Fehlende hält sich so deutlich dem Auge des Menschen hin, daß **das Auge auf dem Fehlenden bleiben muß**. Wenn aber das Auge des Menschen immer auf diese Leere blickt, sie immer mit dem Auge umfaßt, so wird ein Raum umgrenzt, ein Raum geschaffen, in dem das Fehlende, das Vorgegebene, fast hineingesogen wird“¹⁸).

Oder wie es Picard in „Hitler in uns selbst“ unter spätantiken Vorzeichen formuliert: „Am Ausgang der Antike . . . waren die Götter fortgewischt, verschwunden. Aber es war doch noch eine Leere dort, wo einst die Götter gestanden waren, eine deutliche, genau umgrenzte Leere, und der Stern, der damals aufgehen sollte, hatte Raum in dieser Leere aufzugehen. Der neue Gott, der kommen wollte, wurde an den Platz, wo einst die Götter gestanden waren, fast **angesogen**, — so groß war die Leere“¹⁹). Es ist diese „Ahnung heiliger Möglichkeiten mitten im Anwachsen des Welt-Zwanges“²⁰), die Picard von anderen Analytikern der Zeit unterscheidet: „Je mehr das Gebilde der Flucht zunimmt und je heftiger es davonstürzt, desto deutlicher steht der Eine allein da: Gott“²¹). Aber ähnlich wie „das lärmende Hin und Her“ der Psychoanalyse nach Picard die „schweigende Welt des Traumes“²²) zerstört, so besteht in den Büchern Picards die Gefahr, daß „in dieser Welt der Diskontinuität nicht einmal mehr das, was noch ganz ist“²³) in Erscheinung treten kann.

Eine Schwierigkeit besteht also bei den Büchern Picards darin, daß man sie nicht als Bücher eines bloßen Analytikers der modernen Situation lesen kann wie das Buch von Karl Jaspers „Die geistige Situation der Zeit“ (1931), den „Aufstand der Massen“ (1930) von Ortega y Gasset oder „Das Ende der Neuzeit“ (1950) von Romano Guardini. Man muß bei Picard **die beiden Bilder, die sein schauendes Denken bestimmen, akzeptieren: das Bild der zentrifugalen Flucht vor Gott und das eschatologische Bild der Leere, die Gott gewissermaßen anzieht**. Das Gebilde der Flucht vor Gott muß sich ganz vollenden, bis es buchstäblich *zur metaphysischen Bedeutung kata-strophisch aufplatzt*. (Katastrophe in der Grundbedeutung des Wortes als „Wendung“ verstanden). Dies ist das „Schreckliche und Tröstliche“ zugleich, wie schon Hermann Hesse meinte²⁴).

Oder wie Karl Pflieger schrieb: „Mit Picard kann man nur dann fruchtbar und erfreulich



*Geburtshaus in Schopfheim,
heutiger Zustand*

Foto: H. Hauß

umgehen, wenn man sich ein für alle mal damit abgefunden hat, daß er wesentlich ein Seher ist. Nicht Denker, nicht Philosoph.“ Darauf muß man sich einlassen. „Die Flucht ist so groß, weil Gott so groß ist“ — und beides kann nur in Bildern gedacht werden.

IV. „Schwer, dieses Thema in eine Form zu bringen“ (W. Hausenstein)

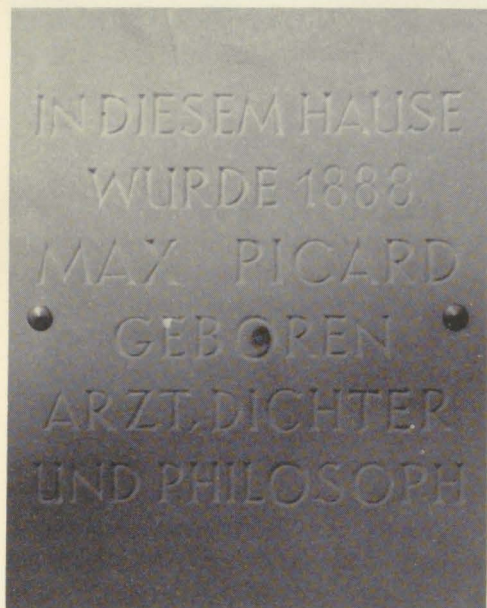
Wilhelm Hausenstein hatte Mitte Dezember 1955 einen Vortrag über Picard für den bay-

rischen Rundfunk vorbereitet. Im Tagebuch schrieb er dazu: „Schwer, dieses Thema in eine Form zu bringen, die der Minderheit anspruchsvoller Zuhörer zu wenig, der Mehrheit aber zu schwierig ist“²⁵). Warum es schon 1955 so schwierig war, das Thema Max Picard in eine entsprechende Form zu bringen, dazu hat Hausenstein in seinem Radiovortrag „Persönlichkeit und Werk des Schweizer Philosophen Max Picard“ einige, wie ich meine, bis heute gültige Bemerkungen gemacht. „Im

voraus soll die Art dieses Geistes allgemein gekennzeichnet sein. Picard ist ein kritischer Denker. Wenn man angesichts seines ins Große und Ganzen gehenden Naturells mit einem technischen Ausdruck überhaupt operieren kann, so wäre zu sagen, er sei ein Kritiker moderner Kultur, moderner Zivilisation und all dessen, was diesen Begriffen an Problematischem, an Unseligem anhängt. . . Er denkt nicht abstrakt. Er deduziert nicht, leitet nicht logisch das eine aus dem anderen ab, vielmehr: er schaut. Die Dinge, die Sachverhalte ihrerseits offenbaren sich seinem geistigen Auge, und zwar in ihrer Eigentlichkeit. Er ist ein Wahrnehmender: Ein Sehender, und es ist nicht zu viel, wenn man sagt, er sei ein Seher²⁶). Was Hausenstein mit diesen Sätzen aber auch kritisch gesagt haben wollte, findet sich in einer Tagebucheintragung vom 10. Oktober 1943, geschrieben aus Anlaß der Erscheinung des Buches „Die unerschütterliche Ehe“. Dort heißt es: „Man fühlt, daß diese Bücher rein im Selbstgespräch ent-

standen sind, was die Gefahr mit sich bringt, daß der Autor sich in der Einsamkeit seiner Wege bis dorthin verliert, wo kaum ein Auge, geschweige denn der Fuß ihm folgen kann. Mit anderen Worten: die Perspektiven sind vielleicht — an einigen Stellen zu sehr zu Ende abgeschritten, die Vorstellungen führen vielleicht etwas zu weit, die Evidenzen sind vielleicht über das Unmittelbare in eine Sphäre geführt, wo das Spekulative in einer Art beginnt, die stocken macht²⁷). Das Abschreiten der Perspektiven bis zu ihrem Ende, das Hausenstein noch bedenklich erscheint, ist im Jahre 1988 zum kühl konstatierten und erschreckend ungedeuteten Normfall geworden. Man denke an die Rede, die S. Lenz anläßlich der Preisverleihung im Oktober gehalten hat. Max Picard hat in seinem Buch „Die Flucht vor Gott“ schon 1934 Perspektiven der technologischen Welt zu Ende gedacht, die Lipovetsky 1983 als „L'Ère du Vide²⁸)“ oder Günter Anders seit 1956 als „Antiquiertheit des Menschen“ beschreiben, ganz zu schweigen von Baudrillards „Fatalen Strategien (1983).

Wie groß der Unterschied zwischen Karl Jaspers „Die geistige Situation der Zeit“ und der nur vier Jahre später erschienenen „Flucht vor Gott“ von Max Picard ist, können die folgenden Sätze verdeutlichen. Jaspers schreibt am Ende seines Buches: „Prognostisches Denken wirft zurück auf die Gegenwart, ohne den Raum des Planens im Möglichen zu verlassen. . . Erweckende Prognose spricht aus, was möglich ist, weil der Wille durch diese Möglichkeit sich bestimmen läßt; sie dringt über Betrachtung zum Entschluß des eigenen Wollens²⁹). Durch „erweckende Prognose“ „den Menschen an sich selbst zu erinnern³⁰), zu glauben, daß innerhalb des sich verselbständigten Fluchtgebildes veränderndes Handeln möglich sei, entsprach nicht Picards Schau. Für ihn, den Juden und konvertierten Katholiken, ist nur eine Lösung unter biblischen Bildern vorstellbar: „Herren wollten die Fliehenden sein in der Welt der Flucht, jetzt sind sie Packträger und Aufräumer, —



Gedenktafel am Geburtshaus Picards

aber Packträger Gottes. Sie müssen helfen, daß Gott deutlich gesehen wird³¹). Das ungeheuerliche Bild des „Fluchtbetriebes“ fordert das echatologische Bild vom „Ende der Flucht“ heraus: „abyssus abyssum vocat“, wie es in Psalm 42,8 heißt³²). In diesem Sinne ist Picards „sehendes Denken“ auch stimmig, mehr vielleicht als das eines anderen „Sehenden“ der gleichen Zeit, Heidegger, der nach Picard „wie ein Archäologe sich über das ausgegrabene Wort hin beugt“³³) und ein Gedicht zu dichten versucht, das er nicht dichten kann.

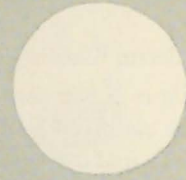
V. Diagnostischer Blick und apokalyptische Deutung

„Die Formung der Krankheitsstoffe zu einer deutlichen Krankheit gehört schon zum Prozeß der Heilung: nun ist die Krankheit sichtbar, man kann sie genau untersuchen und sie bekämpfen“

Max Picard, Hitler in uns selbst

Das Modell picardschen Bild-Denkens ist wohl von seinem angestammten Beruf als Arzt wie von seiner Kenntnis des Alten Testaments als Jude bestimmt. An Aussagen in dem Buch „Hitler in uns selbst“ läßt sich der Zusammenhang von diagnostischem Blick und apokalyptischer Deutung nachzeichnen. Das „Naziphänomen“ ist für Picard wie eine Krankheit, in der sich „alles Zusammenhangslose, Auflösende, Böse *zusammengezogen* hat“ zu einem „deutlichen Bilde“: „Der ganze Körper ist verseucht, aber die Krankheit zeigt sich in einem Organ. Es gehört zur Grundstruktur des Menschen, daß das , was zuerst überall unauffällig ausgebreitet war, sich schließlich zu einem deutlichen Bild gestaltet“³⁴). Gesellschaftliche und „existentielle“ Krankheit macht etwas deutlich, bringt etwas zum Ausdruck, ist ein Bild. Was sich aber zur „Überdeutlichkeit“ eines solchen Krankheitsbildes *hervortreibt*, ist derart, daß eine Heilung nur unter apokalyptischen Vorzeichen — der „Intervention Gottes“³⁵) denkbar

MAX PICARD



Wie der letzte Teller
eines Akrobaten...

Eine Auswahl aus dem Werk

Thorbecke

Buchumschlag: Max Picard — Wie der letzte Teller eines Akrobaten

Manfred Bosch hat im Thorbecke Verlag eine Werkauswahl zum 100. Geburtstag Max Picards herausgebracht, 316 Seiten mit 14 Abbildungen, DM 32,00

ist. Picard denkt in seinen Büchern immer nur ein bildhaftes „Ganzes“, und zwar negativ wie positiv: So steht im Naziphänomen für ihn das „zusammenhangslose Böse, das überall im Einzelnen verborgen und überall zerstreut gewesen war . . . auf einmal *zusammengefaßt* vor einem“³⁶) und genauso ist für ihn beim apokalyptischen Charakter dieses Vorganges Heilung nur „*kata-strophisch*“ vorstellbar.

„Dieser ganze Zustand der Undeutlichkeit . . . sucht eine Entsprechung in der Deutlichkeit“. Dies war eine Grundüberzeugung Picards und eine Grundstruktur seines Deutungsversuchs der modernen Welt. Dieser Grundsatz gilt für ihn sowohl für die Diktatur Hitlers, in der die totale Diskontinuität der modernen Welt den ihr gemäßen „Ausdruck“ annimmt,

wie für den Zustand der Welt überhaupt, die als „volles Nichts“ die „Deutlichkeit“ der Apokalypse herausfordert³⁷).

VI. Der „letzte Kanzlist“ alter Wahrheiten

„Wohl gibt es also in der Welt des Lärms noch Worte, die aus der Welt des Schweigens stammen, aber sie sind wie aus dem Erdboden ausgegrabenes Altertum, anderen Welten angehörig“

Max Picard, Welt des Schweigens

Manfred Bosch hat in seinem Nachwort zu der Werkauswahl des Thorbecke Verlags die Archäologie der „alten Wahrheiten“, die Picard in seinen Büchern betreibt, sehr schön in einem Bilde beschrieben. „Ein Erzählen ist Picards Philosophie und Schreiben vor allem. Ja, es ist, als habe dieser enge Nachbar Hebels den alten Wiesentäler Brauch des Lichtgangs als ein Modell seines Erzählens wiederentdeckt: so, wie man sich früher reihum nach der Tagesarbeit von überallher um ein Licht versammelte, um bei der Handarbeit oder einem Schöpplein Geschichten zum besten zu geben, so erzählt uns Picard in der Dämmerung unserer Kultur noch einmal von vergessenen Mythen und einer vorbewußten Ordnung der Dinge zu Zeiten, da diese noch an das Herz der Erde reichten“³⁸). „Vielleicht ist Picard der letzte Kundige dieser alten Wahrheiten, der er für uns aufgeschrieben hat, damit sie gerettet sind für alle Zeiten, vielleicht ist er der letzte Fährmann zwischen dem Vorbewußten und unserer profanen Welt, der letzte Kanzlist, der das Sichselbersagens der ersten Dinge „bloß mitschreibt“³⁹).

„Die Dinge, die Ereignisse und ihr Dasein ist schon Erzählung. Es ist, als ob die Dinge und Ereignisse sich einander selbst erzählten, eines sich dem anderen, mehr, als daß sie sich dem Menschen erzählen, — so sehr sind die Dinge, die Ereignisse primär da und dann erst der Mensch, der sie berichtet“, notiert Picard zur Prosa Herodots⁴⁰).

VII. Beschwörung

„Das Vorgegebene ist wie ein den Menschen ständig Umsprechendes, ohne das Vorgegebene hätte jeder einzelne Mensch eine andere Sprache, immer werden wir vom Vorgegebenen umredet, im Schweigen vom Vorgegebenen umschwiegen“

Max Picard, Der Mensch und das Wort

Die verlorengegangene Ganzheit versuchte Picard von Buch zu Buch, besonders in der Zeitspanne von 1934 bis 1955 mit dem, was er das „Vorgegebene“ in der Grundstruktur des Menschen nannte, zu beschwören. Beschwörung lebt von der Wiederholung, ist inständiges Bitten und Ritual zugleich. Er suchte und fand es im „Vorgegebenen“ der Sprache und des Schweigens, im „Vorgegebenen“ des Glaubens, der Liebe, der Ehe. Am komprimiertesten hat Picard das, worum es ihm ging, wohl in den Sätzen des Buches „Der Mensch und das Wort“ (1955, Wilhelm Hausenstein gewidmet) ausgesprochen: „Alles, was zur Grundstruktur des Menschen gehört, ist ihm vorgegeben, es ist von Anfang an alles bereit für ihn, bevor er es anwendet“.

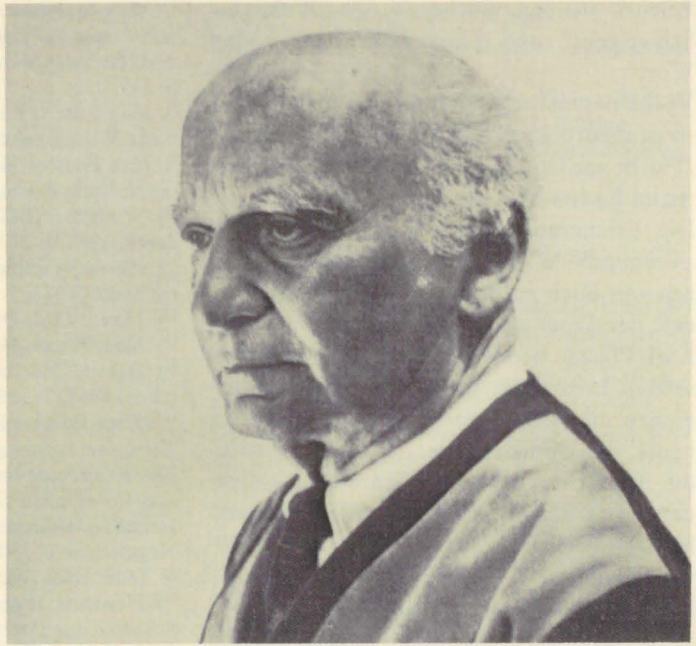
„Der Glaube ist uns vorgegeben, wir sind geglaubt worden, ehe wir selbst geglaubt haben“.

„Das Erkennen ist dem Menschen vorgegeben . . . Cogitor a Deo, ergo cogito et sum (Franz Baader), ich werde von Gott gedacht, daher denke ich und bin ich“. „Daß die Menschen einander verstehen, ist vorgegeben, man versteht sich in einem Vor-Verstandenen, man ist sich einig in einer vorgegebenen Einheit“.

„Der Mensch könnte einem anderen Menschen nicht verzeihen, wenn es für ihn nicht das große Vor-Verzeihen gäbe“.

„Der Mensch liebt mit der Liebe, die ihm vorgegeben ist, bevor er selber liebte“⁴¹)

Und schließlich: „Der Mensch ist mehr geschützt, als er weiß, es wird ihm mehr zugedeckt, als er selbst zudecken könnte. Ein großes Vor-Verzeihen ist über allem Tun des



Max Picard, fünfziger Jahre

Menschen“. „Wir sind mehr gerettet, als wir wissen“⁴²).

Die Beschwörung des „numinos“ und schweigend, aber doch immanent Vorgegebenen muß Max Picard in seinen Büchern kritisch, das heißt in ständigem Rückbezug auf die „Welt des zusammenhanglosen Durcheinanders“ entwickeln. Und so muß die Analyse des „Krisenhaften“ weit intensiver sein als die Vergegenwärtigung des Vorgegebenen.

„Der Triumph des Krisenhaften geht so weit“, das hat Picard deutlich gesehen, „daß überhaupt keine terminologische Apparatur mehr da ist, mit der das Nicht-Krisenhafte erfaßt werden könnte“⁴³).

In einer Zeit des Nur-Krisenhaften kann das Vorgegebene als das Objektive nurmehr ein Gegläubtes oder ein als „fehlend“ Erfahrenes sein. Erfahrungen sind hier Erfahrungen eines Defizits. Unausweichlich und damit theologisch interpretierbar wäre dieses „Fehlende“ nur, wenn es „so ungeheuerlich da, so in-

tensiv“ wäre, „daß es gilt“, „daß der Mensch hier anhalten muß“⁴⁴).

Der Einzelne kann dies nicht leisten. Darüber machte sich Max Picard keine Illusionen: „Der Mensch kann den Glauben nicht einordnen, er hat dafür keine Entsprechung in der Welt (der Diskontinuität“⁴⁵). Zwar gibt es heute (1953) „viele Einzelne, bei den das Wort (und der Glaube) unversehrt ist, aber das unversehrte Wort ist unbeschützt, bei diesen Einzelnen, es fehlt ihm jene Welt“. „Der Einzelne vermag das wirkliche Wort nicht dauernd festzuhalten, wenn die äußere Welt es nicht mithält“⁴⁶).

VIII. „Ahnung heiliger Möglichkeiten“

Was Picard letztlich als Botschaft in seinen Büchern mitteilt, ist ein Doppeltes: „andenkende“ Erinnerung und Vision.

Erinnerung an die Welt des verlorengegangenen „Vorgegeben“, am reinsten wohl ausge-

arbeitet in den Büchern „Die Welt des Schweigens“ und „Der Mensch und das Wort“.

Vision des biblisch empfundenen und expressiv ausgedrückten Bildzusammenhanges von „Flucht vor Gott“ und Offenbarwerden Gottes im Endstadium des „vollen Nichts“.

Die Erinnerung an das verlorengegangene „Vorgegebene“ wird in immer neuen Ansätzen von Buch zu Buch so intensiv betrieben, daß der Leser sich ärgern mag, wie schon Karl Pfleger bemerkte, über die „unausgesetzten Invektiven, welche unweigerlich beginnen mit: der Mensch heute, die Sprache heute, das Gesicht heute, die Malerei heute, die Architektur heute“⁴⁷⁾. Wäre es nur dies, dann entspräche Picards Werk larmoyanten kulturkritischen Konzepten⁴⁸⁾ und Modellvorstellungen, wie wir sie in der ersten Jahrhunderthälfte genugsam antreffen. Die Besonderheit picardschen Bild-Denkens besteht vielmehr in der Vision des „neuen Gottes“, der „fast angesogen wird, so groß war die Leere“⁴⁹⁾. „Deutlich-Werden Gottes“ in all der „Undeutlichkeit“ und der Verworrenheit des modernen Fluchtbetriebes⁵⁰⁾. Dies ist Picards Glaube, seine Hoffnung, seine Botschaft. „Ahnung heiliger Möglichkeiten mitten im Anwachsen des Welt-Zwanges“⁵¹⁾: Es ist nicht vorstellbar, daß „so viel Wesenlosigkeit als eine Welt zusammenbleiben kann“⁵²⁾ ohne „Intervention Gottes“⁵³⁾.

Anmerkungen

1) Max Picard, Das alte Haus in Schopfheim, Aus dem Nachlaß herausgegeben, 1974, S. 8.

2) Max Picard a. a. O., S. 11

3) Jahrbuch 87 Stadt Schopfheim, Tagesspiegel, S. 60

4) Max Picard, Die Welt des Schweigens, Serie Piper, 1988, S. 161

5) Nach: Klaus Oettinger, Staatspreis für eine Provinz?

Versuch einer kleinen Chronik des Johann Peter Hebel-Preises, Allmende 13, Mai 86, S. 3–19

6) Neue Zürcher Zeitung, 4. Juni 1988, Nr. 127, Reichtum des Gegebenen. Zum 100. Geburtstag von Max Picard, Kurt Werner Peukert

7) Wilhelm Hausenstein, Impressionen und Analysen, Letzte Aufzeichnungen, 1969, Persönlichkeit und Werk des Schweizer Philosophen Max Picard, S. 235

8) Max Frisch, Die Schweiz als Heimat, Gesammelte Werke, suhrkamp taschenbuch Bd. 6, S. 509

9) Jean Francois Lyotard, Das postmoderne Wissen, Edition Passagen 7, 1986, S. 122

10) Wolfgang Welsch, Unsere postmoderne Moderne, 1987, S. 35

11) Hermann Lübbe in: Willy Oelmüller, Metaphysik heute? 1987, S. 245

12) Max Picard, Die Flucht vor Gott, S. 155

13) Max Picard, Hitler in uns selbst S. 14

14) Gabriel Marcel, Die Erniedrigung des Menschen, 1964, S. 169

15) Neue Zürcher Zeitung a. a. O. Für Freunde des Tessins sei angemerkt, daß Max Picard an verschiedenen Orten gewohnt hat. 1919 in Brissago, 1930 siedelte er nach Sorengo über, dann 1934 nach Gentilino, 1943 nach Caslano, seit 1955 lebte er in Neggio (nach M. Bosch, Max Picard, Wie der letzte Teller eines Akrobaten).

16) Hermann Hesse, Gesammelte Werke, Bd. 12, Schriften zur Literatur 2, S. 526

17) Hesse a. a. O.

18) Max Picard, Der Mensch und das Wort, 1955, S. 201

19) Max Picard, Hitler in uns selbst, 1946, S. 252

20) Romano Guardini, Das Ende der Neuzeit, Ein Versuch zur Orientierung, 1950, S. 115

21) Max Picard, Die Flucht vor Gott, 1934, S. 197

22) Max Picard, Die Welt des Schweigens, 1948, S. 92

23) Max Picard, Hitler in uns selbst, S. 99

24) Hermann Hesse a. a. O.

25) Wilhelm Hausenstein, Impressionen und Analysen, letzte Aufzeichnungen, 1969, S. 97, 14. Dezember 1955

26) Wilhelm Hausenstein, a. a. O. S. 233

27) Wilhelm Hausenstein, Licht unter dem Horizont, Tagebücher von 1942–1946, 1967, S. 165, 10. Oktober 1943

28) G. Lipovetsky. L'Ère du vide. Essai sur l'individualisme contemporain, 1983. Besprochen in: Luc Ferry, Alain Renan, Antihumanistisches Denken, Hanser, 1987.

29) Karl Jaspers, Die geistige Situation der Zeit, 1930, Sammlung Götschen, Band 1000, S. 188

30) a. a. O. S. 191

31) Max Picard, Die Flucht vor Gott, S. 197

32) Psalm 42,8: „Ein Abgrund ruft den anderen in sich hinein“, bei Johannes Tauler wird die Stelle folgendermaßen interpretiert: „Der geschaffene Abgrund zieht seiner Tiefe wegen an. Seine Tiefe und sein erkanntes Nichts ziehen den ungeschaffenen offenen Abgrund in sich, der eine fließt in den

anderen; der eine fließt in den anderen“ (In: E. Jungclaussen, *Der Meister in Dir*, Herder 1975, S. 112). Den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. H. Gedemer

³³⁾ Max Picard, a. a. O.

³⁴⁾ Max Picard, *Hitler in uns selbst*, S. 248

³⁵⁾ Max Picard, *Hitler in uns selbst*, S. 268

³⁶⁾ Max Picard, *Hitler in uns selbst*, S. 247

³⁷⁾ Max Picard, *Hitler in uns selbst*, S. 105

³⁸⁾ Manfred Bosch, *Max Picard — Wie der letzte Teller eines Akrobaten. . .*, Auswahl aus dem Werk, 1988, S. 296

³⁹⁾ A. a. O., S. 297

⁴⁰⁾ Max Picard, *Welt des Schweigens*, S. 160

⁴¹⁾ Max Picard, *Der Mensch und das Wort*, S. 25 ff.

⁴²⁾ Max Picard, *Zerstörte und unzerstörbare Welt*, S. 240

⁴³⁾ Max Picard, *Die unerschütterliche Ehe*, S. 248

⁴⁴⁾ Max Picard, a. a. O.

⁴⁵⁾ Max Picard, *Wort und Wortgeräusch*, *Furche-Bücherei* 1953, S. 27

⁴⁶⁾ Max Picard, *Wort und Wortgeräusch*, S. 33

⁴⁷⁾ Karl Pflieger, *Kundschafter der Existenztiefe*, 1959, S. 55

⁴⁸⁾ Ernst Vollrath hat in „Die unpolitische Kulturkritik“, *FAZ*, 3.6.88 Nr.127 die „kulturkritischen Konzepte“ wie folgt zusammengefaßt: „Antimodernismus, Plädoyer für das Eigentliche und Unentfremdete, Heroismus der Schwere, Elitismus und Provinzialismus“

⁴⁹⁾ Max Picard, *Hitler in uns selbst*, S. 254

⁵⁰⁾ Picards Buch „Hitler in uns selbst“ ist durchgehend auf dem Prinzip „Undeutlichkeit“—„Deutlichkeit“ aufgebaut. Das Undeutliche, Ungewisse zieht politisch die Diktatur, religiös die „Apokalypse“ an. „Im Phänomen der Undeutlichkeit an sich liegt es, daß es komplementär ein Phänomen der Deutlichkeit erzeugt“ (*Hitler in uns selbst*, S. 105).

⁵¹⁾ R. Guardini, *Das Ende der Neuzeit*, S. 115

⁵²⁾ Max Picard, *Die Flucht vor Gott*, S. 31

⁵³⁾ Max Picard, *Hitler in uns selbst*, S. 268

Auswahl wichtiger Werke Max Picards

Die Flucht vor Gott, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1935

Die Grenzen der Physignomik, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1952, 2. Auflage

Die unerschütterliche Ehe, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1942 (2. Auflage 1952)

Hitler in uns selbst, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1946

Die Welt des Schweigens, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1948

Serie Piper 937 mit einem Vorwort von Franz Alt
Zerstörte und unzerstörbare Welt, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1951

Der Mensch und das Wort, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1955

Das alte Haus in Schopfheim, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, 1974

Werkauswahl:

Max Picard, *Wie der letzte Teller eines Akrobaten. . .*, Eine Auswahl aus dem Werk herausgegeben und mit einem Nachwort von Manfred Bosch, Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, 1988

Literaturauswahl zu Max Picard

Manfred Bosch, *Von der Aktualität eines Unzeitgemäßen*, *Badische Heimat*, Ekkhart 1984, S. 55—59

Manfred Bosch, *Zum hundertsten Geburtstag Max Picards — Das Lächeln des Chaos*, *Stadt Schopfheim, Jahrbuch* 87, S. 60—65. Der Aufsatz ist zu einem Nachwort erweitert auch abgedruckt in: *Wie der letzte Teller eines Akrobaten*, Werkauswahl herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Manfred Bosch, 1988, S. 289—297

Wilhelm Hausenstein, *Impressionen und Analysen*, *Letzte Aufzeichnungen*, 1969, S. 233—241

Gabriel Marcel, *Der Blick*, *Festschrift — Max Picard zum siebzigsten Geburtstag*, Eugen Rentsch, 1958

Karl Pflieger, *Kundschafter der Existenztiefe*, 1959. Darin. Max Picard, S. 49—87

„Jeder wollte das Beste, — für sich“

Siegfried Lenz sagte anlässlich der Preisverleihung des Börsenvereins des deutschen Buchhandels:

„Die Weltklimakonferenz in Toronto kam zu dem Fazit, daß die Gefahren, die uns aus der Atmosphäre drohen, durchaus mit einem Atomkrieg vergleichbar sind. Was sich, von Industrie und Landwirtschaft verschuldet, in der Atmosphäre anreichert und sich zu einer Klimahülle verdichtet, ist geeignet, katastrophale Folgen für das Leben auf der Erde auszulösen. Durch Erwärmung des Erdklimas werden Wüsten wachsen, die Pole schmelzen, die Meere ansteigen, daß ganze Länder überflutet werden. Falls Industrie und Landwirtschaft sich so entwickeln wie bisher, kann es zu dieser Erwärmung kommen. In der Sprache der Wissenschaft spricht man von einer erstrangigen nicht-militärischen Bedrohung der internationalen Sicherheit. Die ersten Anzeichen für die Katastrophe glaubt man bereits entdeckt zu haben in außergewöhnlichen Dürreperioden und tödlich wandernden Algengürteln. Das Ende des Lebens, so glaube ich, ist vorstellbar geworden. Die Schöpfung stirbt langsam. Sie muß nicht im atomaren Blitz untergehen, der die Ozeane zum Kochen, Gebirge zum Schmelzen bringt. Sie kann an unserer Verachtung und an unserem Egoismus zugrundegehen. Mit Appellen ist nichts zu erreichen, wir kennen ihr Elend und ihre Wirkungslosigkeit. Wenn überhaupt, dann kann nur eine tatkräftige und phantasievolle Politik etwas ändern, die bereit ist, sich zunächst den Wirkungsraum zurückzuholen, den Wirtschaft und Industrie ihr abgenommen haben. Es gibt kein Abonnement auf die Ewigkeit. Und es gehört nicht einmal viel Phantasie dazu, sich die Erde unbelebt vorzustellen, von Staub bedeckt, den kalte Winde vor sich hertreiben. Ein Grabstein für diese Zeit könnte die Inschrift tragen: „Jeder wollte das Beste, — für sich“.

Zwischen allen Stühlen der richtige Platz

Anmerkungen zu Albert Schweitzer (1875—1965)

Karsten Weber, Karlsruhe

Ein Querkopf, theologisch und politisch

Das bisweilen rätselhafte intellektuelle Frankreich hat lieber den raunenden Existenzphilosophen aus Freiburg, Martin Heidegger, adoptiert als den glasklaren protestantischen Theologen, den Atomgegner, den Tierschützer, den Elsässer Albert Schweitzer. Und westdeutschen Traditionskonsumenten, Öko-Erweckern und zeitgemäßen Schlaffis will ein solcher Held, halb Jesus, halb Nietzsche, dieser Nachgeschmack der Jahrhundertwende, auch nicht recht munden.

Was könnten „Emma“-Leserinnen wohl mit einem Jung-Macho anfangen, der im „Deutschen Lesebuch“ seines Pariser Onkels Charles Schweitzer (J. P. Sartres Großvater) 1904 von sich gibt:

„Mag vieles, was Nietzsche gesagt hat, unzutreffend sein; mag sein „Übermensch“, der das Ideal des Individuums darstellen soll, das über Gut und Böse erhaben ist, nur eine falsche Vorstellung sein, die nie Realität werden kann und die ihr Schöpfer selbst am wenigsten verwirklicht hat; mag seine Philosophie noch so sehr discreditiert werden als augenblickliche Modephilosophie, für die philosophierende Frauen und Hohlköpfe Reklame machen, ohne ihr tiefes Wesen zu erfassen; eines ist sicher: seit Sokrates und Kant ist keiner mehr so in die tiefen des sittlichen Bewußtseins hinabgestiegen, als er, und keiner hat auf unser sittliches Denken einen größeren und im Grunde heilsameren Einfluß gehabt, als er. Mit vielen falschen und erlogenen Begriffen hat er in der Moral aufgeräumt und einen neuen Begriff darin eingeführt, der bisher nicht als moralisch galt

und doch zum Fundament der Wahrhaftigkeitsmoral gehört: Stolz, vornehme Gesinnung.“

Nietzsches Wahrhaftigkeitsmoral muß Schweitzer wie eine Folgerung der historisch-philologischen Bibelkritik erschienen sein, die man kaum irgendwo anders so gut lernen konnte wie an der damals noch jungen Kaiser-Wilhelm-Universität Straßburg.

Der Karlsruher Heinrich Julius Holtzmann, Schweitzers theologischer Doktorvater, entwickelte dort seine Zwei-Quellen-Theorie zu den drei ersten Evangelien; noch vor 1871, vor der deutschen Annexion des Elsaß, hatte der „historische Theologe“ Eduard Reuss dort gelehrt, der seinen Schülern riet: „Werdet Christen, war und ist immer meine einzige Predigt, und ich füge bloß hinzu: Nicht die zu ihm sagen ‚Herr, Herr!‘ werden das Reich erobern, sondern die den Willen thun seines Vaters im Himmel (Mt 7,21).“¹⁾

Die überwiegend deutsche, teilweise auch englische und holländische Leben-Jesu-Forschung, urteilt Albert Schweitzer, sei eine „einzigartig große Wahrhaftigkeitstat“ und „eines der bedeutensten Ereignisse in dem gesamten Geistesleben der Menschheit“. Und er sagt auch, diesmal ohne Schonung wie sonst für den französischen Nachbarn:

„Was die modern liberale und die popularisierende Forschung trotz aller ihrer Fehler für die jetzige und die kommende Religiosität getan haben, ermißt man erst, wenn man in die romanische Kultur und Literatur hineinschaut, die von dem Wirken dieser Geister kaum oder gar nicht berührt sind.“²⁾

Das „aggiornamento“ der Römischen Kirche auf dem II. Laterankonzil unter Papst Johannes XXIII. hat Albert Schweitzer nicht mehr verfolgen können. In einer noch zu erklärenden innigen Verbindung aus Nüchternheit und Mystik ging er den beispielhaften Schritt vom aufgeklärten theologischen Denken zur Praxis, er „transzendiert“ den 100 Jahre alten, auch heute noch modernen Skeptizismus. Wieder ist es das gleiche Jahr 1904, aus dem sein Entschluß stammt, noch Medizin zu studieren, um in Afrika, im französischen Gabun, tätige Liebe zu üben.

Das Deutsche Kaiserreich dieses Straßburger Medizinstudenten, Theologiedozenten und Predigers an St. Nicolai führte gerade einen Kolonialkrieg in Deutsch-Südwest-Afrika, dem heute noch unfreien Namibia. Da muß ihm auch politisch etwas Grundlegendes klar geworden sein. Zum Missionsfest am 6. Januar 1905 wettet er in einer Predigt in dem kleinen Kirchlein an der Ill, unsere „vielgerühmten Kulturstaaten“ seien „Raubstaaten“ geworden. Für den späteren Betrachter wird erkennbar, daß Schweitzer ein Sühne-Soldat werden will, allein gegen alles und alle, ein christlicher Anti-Imperialist:

„An die 15 000 haben wir ausgesandt in zwei Jahren als die Streiter des christlichen deutschen Reiches unter den Schwarzen. Gegen 1500 starben. Wann werden wir, das christliche Deutschland, an die 15 000 Streiter für Jesus den Herrn der Menschlichkeit dort hinausgeschickt haben? Wann werden 1500 mit derselben Aufopferung für ihn gestorben sein? Dann ist die christliche Bezeichnung unseres Staates ein bißchen gesühnt.“

In einer Passage dieser Brandpredigt zeigt er — worauf Robert Minder hinweist — diplomatisches Geschick, das handelnden Theologen oft abgeht. Er spart die Franzosen aus in seiner Imperialismus-Kritik, wahrscheinlich, um seinen geplanten Einsatz in Gabun bei den vielen theologischen Vorbehalten der

frommen Missionsverwalter nicht noch zusätzlich politisch zu gefährden:

„Wenn aber diese Vergewaltigung und all die Schuld und Sünde und Schande unter den Augen des deutschen Gottes, oder des amerikanischen Gottes, oder des englischen Gottes begangen wird, und unsere Staaten sich nicht bemühen fühlen, zuerst die Bezeichnung ‚christlich‘ abzulegen — so ist der Name Jesu geschändet und gelästert vor jenen armen Menschen; der Name Jesu ist zum Fluche geworden, unser Christentum, dein eigenes, zur Lüge und Schande, wenn das nicht dort, wo es begangen, gesühnt wird, und nicht für jeden Gewalttätigen im Namen Jesu ein Helfer im Namen Jesu kommt, für jeden, der etwas raubt, einer, der etwas bringt, für jeden, der flucht, einer, der segnet.“

Deutsch-französische Grenzgänge

Nach dem Zeugnis einer mit ihm gleichaltrigen Bekannten, Cornelia Haas, hat es Albert Schweitzer gehalten wie heute noch manche Elsässer:

„On prétend qu'à Paris, il porte aux nues tout ce qui est allemand, et qu'inversement, en Allemagne, il met au pinacle tout ce qui est français“³⁾

Angeblich lobe er in Paris alles was deutsch ist über den grünen Klee, und in Deutschland preise er alles Französische.

Das wird ihm leichtgefallen sein. In Paris hatte er Orgelunterricht bei dem Komponisten Charles Marie Widor, mit dem er Johann Sebastian Bachs Orgelwerke herausgab, er war von Edgar Faure zu einem Ball in den Elysée-Palast eingeladen (aber verhindert), traf sich mit Guy de Maupassant, Romain Rolland, Tschairowsky, Debussy, Strawinski, Gabriel Fauré, Cosima Wagner und anderen Berühmtheiten. In Berlin verkehrte der gleiche Student im Haus der Witwe des Olympia-Ausgräbers Prof. Ernst Curtius, eines Freundes des liberalen 99-Tage-Kaisers Friedrich III. von Hohenzollern. Das folgende typisch elsässer Provinzgerangel könnte Albert

Schweitzer jeden politischen Ehrgeiz, falls er ihn denn insgeheim, sei's französisch-republikanisch, sei's deutsch-kaiserlich, gehabt hätte, endgültig verdorben haben: Ein Sohn des Berliner Professors Ernst Curtius, Friedrich Curtius, der seinerseits wieder Vater des berühmten Heidelberger Romanisten Ernst Robert Curtius war, dieser Friedrich Curtius war seit 1903 Unterpräfekt des Departements Thann und Präsident der Lutherischen Kirche des Elsaß, mit Amtssitz im Gebäude des protestantischen Seminars Saint-Thomas, dessen Leiter gleichzeitig Albert Schweitzer war. Friedrich Curtius erlaubte sich im Jahr 1907, die Memoiren des einstigen Generalgouverneurs des Elsaß' und späteren Reichskanzlers (1894–1900), Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, zu veröffentlichen. Das war schlimm, weil der sich des öfteren, wie jetzt herauskam, seinen Freunden gegenüber besorgt über die Zukunft des Vaterlands gezeigt hatte wegen des großspurigen („fanfaron“) und unausgeglichene jungen Monarchen Wilhelm II. Im Oberkirchenrat saß als deutscher Regierungsvertreter Baron von der Goltz, der Friedrich Curtius' Absetzung forderte. Ende 1914 erneuter Krach, weil von der Goltz Predigten in französischer Sprache verbot. Curtius wies darauf hin, daß eine der beiden Pfarrstellen an St. Nicolas eine französische Stiftung sei mit Calvin als erstem Prediger. Schweitzer hatte großen Anteil daran, daß Curtius bis 1914 im Amt gehalten werden konnte.⁴⁾ Natürlich war weder im Reich noch in Paris mit so etwas „Staat zu machen“ oder auch nur der Blumentopf einer Professur zu gewinnen.

1913, ein Jahr vor Beginn des Ersten Weltkriegs, neun Jahre nach dem Entschluß zum Dienst an den Ärmsten, geht Albert Schweitzer mit seiner Frau Helene, geb. Bresslau, mit vielen Kisten und einem Säckchen inflations-sicherer Goldstücke als deutscher Arzt für eine französische Missionsgesellschaft nach Lambarene/Gabun. Bei Kriegsbeginn, im August 1914, wird er erstmal vier Monate unter Hausarrest gestellt und mit einem Verbot

ärztlicher Tätigkeit belegt. Er sagt dazu später:

„Num, da man sich im Kriege befand und meine Frau und ich Deutsche waren, mußten wir als ennemies angesehen und behandelt werden. Wir durften in unserem Hause bleiben, mußten aber jeglichen Verkehr mit Weißen oder Schwarzen aufgeben. Als Wächter kamen vor unser Haus ein schwarzer Unteroffizier und vier schwarze Soldaten.“⁵⁾

Aufs Predigen hatte er als unliebsamer Liberaler ohnehin schon vor der Abreise gegenüber der ihn entsendenden Pariser Missionsgesellschaft, der Société des Missions évangéliques (Direktor: Alfred Boegner), verzichtet. „Stumm wie ein Karpfen“ wolle er sein. Mancher schwarze Prediger wußte gar nicht, daß Monsieur le docteur, le bon toubib de Lambarene, auch Theologe war. 1914 ist Schweitzer 39 Jahre alt. Dr. phil. mit einer Dissertation über die Religionsphilosophie Kants, Dr. theol. mit einer Arbeit über Abendmahlsfragen, Dr. med. mit einer Schrift „Über die psychiatrische Beurteilung Jesu“.

Im September 1917, nachdem man ihn zwischendurch wieder hatte praktizieren lassen, wird er mit andern Deutschen aus den Kolonien auf Anordnung Clémenceaus nach Bordeaux geschafft und dort interniert; später in Garaison in den Pyrenäen, einem verfallenen Wallfahrtskloster, schließlich, nur mit Elsässern, in St. Rémy in der Provence.

Noch vor dem Kriegsende 1918 werden die dort verwahrten Elsässer in einem Austauschverfahren über die Schweiz in ihre noch deutsche Heimat zurückgeschleust. Ich habe bei Schweitzer kein böses Wort über diesen eingeeengten, aber philosophisch fruchtbaren Lebensabschnitt („Kultur und Ethik“; Begriff „Ehrfurcht vor dem Leben“) gefunden. Im Gegenteil erinnert er sich ausdrücklich und ausführlich einer Begebenheit, wo französische Gendarmen ihm und seiner Frau bei der Beförderung von 300 kg medizinischen Gepäcks halfen, dem Zehnfachen der erlaubten Menge. Diese Lektion der Geduld und des

Wohlwollens im Ersten Weltkrieg von seiten zweier französischer Polizisten, sagt Schweitzer, habe ihm Lebenskraft gegeben und sein Verhalten, das sonst anders gewesen wäre, beeinflusst.⁶⁾ Immerhin läßt sich aber ein nicht ungefährlicher, vielleicht auch psychosomatischer Effekt bei dem sonst gesundheitsstrotzenden Mann ausmachen: eine Dysenterie mit nachfolgender Darmoperation. Etwas hatte ihm auf den Magen geschlagen, wie wir sagen. Es war ja auch nicht schön, wie man ihm mitspielte: Kaum den großen Sprung gewagt nach fast zehnjähriger Vorbereitung, auf der Höhe all seiner wissenschaftlichen Arbeiten, da geht's plötzlich rückwärts: Wieder Vikar an St. Nicolai und Assistenzarzt an der Hautklinik des Straßburger Bürgerspitals! 1920, — das ist Albert Schweitzers Art der midlifecrisis und ihrer Bewältigung, — ruft er auf zur Gründung der „Brüderschaft der vom Schmerz Gezeichneten“.

Als der schwedische Erzbischof Nathan Söderblom, zugleich Rektor der Universität Uppsala, ihn kurz vor Weihnachten 1919 zu Vorlesungen nach Schweden einlädt, muß das eine große Genugtuung gewesen sein.

Noch im Greisenalter schreibt Schweitzer: *„Also galt ich noch etwas in Europa: Bisher war ich mir vorgekommen wie ein unter den Kasten gerollter Groschen!“*⁷⁾

Elementares Denken

Albert Schweitzer nennt seine geistige Arbeit, die in Lambarene nicht ans ärztliche Handwerk verloren wurde, „Elementares Denken“, auch „Frömmigkeitsdenken“, mit präzisen Vorbehalten sogar „Mystik“.

Man kann gar nicht genug Front machen gegen ein heimliches, falsches Albert-Schweitzer-Bild mißgünstiger Theologen und christlicher Fundamentalisten, das etwa so lautet: „Begabter liberaler Privatdozent verliert aufgrund seiner historisch-kritischen Jesus- und Paulusforschung den rechten Glauben, wird irre an ihnen und rettet sich in eine heroische Tat der Nächstenliebe, damit man ihm theo-

logisch nichts am Zeug flicken kann. In Afrika wird er zum Philosophen der Ehrfurcht vor dem Leben, Kulturkritiker, spätberufener Polit-Ethiker von Tierschutz bis Anti-Atomrüstungsbewegung. Schließlich Weltreligions-Ethiker, also einer, der überall etwas herauspickt, kein entschiedener Christ mehr.“ Diese Sicht halte ich, so plausibel sie vielen klingt, für unsinnig und ganz falsch. Albert Schweitzer ist christlicher Ethiker durch und durch und bleibt es bis ans Lebensende. Die Philosophie, die Medizin, ja z. T. sogar die Musik bleiben Mäße seiner tätigen Theologie.

Das heute wieder neu edierte und endlich als genial erkannte Werk über die „Mystik des Apostels Paulus“ erschien wohlgermerkt nach den kulturphilosophischen Schriften 1930, auch wenn es schon seit 1913 im Entwurf vorlag; und Albert Schweitzers letztes, posthum erschienenenes größeres Buch ist ein rein biblisches Werk über Entstehung und Wandel der Vorstellungen vom „Reich Gottes“, das den Büchern über Jesus, die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Paulus und schließlich Albert Schweitzers eigenem ethischen Streben nochmals einen großen Rahmen gibt.

Statt auf einen angeblichen Bruch ist eher auf die Kontinuität seines theologischen Denkens hinzuweisen.

Grundlegend war die „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“. In seiner Biographie „Aus meinem Leben und Denken“ (Kap. V) schreibt Albert Schweitzer:

„Anlaß mich mit der Geschichte der Leben-Jesu-Forschung-zu beschäftigen, gab mir ein Gespräch mit Studenten, die bei Professor Spitta ein Kolleg über Leben Jesu gehört und in diesem sozusagen nichts von der früheren Leben-Jesu-Forschung erfahren hatten. So entschloß ich mich, im Einvernehmen mit Prof. Holtzmann, im Sommersemester 1905 zwei Stunden wöchentlich über Geschichte der Leben-Jesu-Forschung zu lesen. Mit Eifer ging ich an die Arbeit. Der Stoff packte mich so, daß ich mich,

nachdem ich mit dem Kolleg fertig war, erst recht in ihn versenkte. Aus dem Nachlasse von Eduard Reuss und anderer Straßburger Theologen besaß die Straßburger Universitätsbibliothek die *Leben-Jesu-Literatur* sozusagen vollständig und dazu noch fast alle polemischen Schriften, die gegen die *Leben Jesu* von Strauss und Renan erschienen waren. Wohl kaum irgendwo auf der Welt wären die Verhältnisse für eine Studie über die Geschichte der *Leben-Jesu-Forschung* so günstig gewesen.“

Das Sommersemester 1905 mit diesem Kolleg lag genau zwischen der Lektüre des Lambarene-Aufrufs in einem Monats-Heft der Pariser Missionsgesellschaft im Herbst 1904 („*Journal des Missions Evangéliques*“, Juni 1904, S. 389–393) und jenem 13. Oktober 1905, einem Freitag, wie Schweitzer unabergläubisch vermerkt, an dem er seine Lebensentscheidung, nach Afrika zu gehen und sich darauf vorzubereiten Eltern und Bekannten per Post aus Paris mitteilte. Er war an einer entscheidenden Stelle seines theologischen Denkens angelangt.

Auf über 500 Seiten führt er vor, wie die „drei großen Entweder-Oder“ der Suche nach dem historischen Jesus entschieden wurden: Das erste, entweder geschichtlich oder übernatürlich, zugunsten des geschichtlichen Jesus; das zweite, entweder synoptisch oder johanneisch, zugunsten der Aussagen des Markus-, Matthäus- und Lukasevangeliums, der „Synoptiker“, und nicht des Johannes-Evangeliums; schließlich das dritte Entweder-Oder: entweder eschatologisch oder uneschatologisch, zugunsten eines Jesus, der eben das Weltende als unmittelbar bevorstehend erwartete.

Dieser letzte Befund der jesuanischen Zeitvorstellungen, also des Hereinbrechens eines übernatürlichen, kosmischen Geschehens, war für alle Freisinnigen, die aus Jesus schon eine Art aufgeklärten Philosophen gemacht hatten, unbequem. Albert Schweitzer ringt sich dazu durch, zu sagen, daß Jesus hinsicht-

lich dieser Vorgegebenheiten seines Denkens „irrte“.

„*Es ist der Leben-Jesus—Forschung merkwürdig ergangen*“, resümiert Schweitzer; „Jesus, den zu finden man ausgezogen war, blieb nicht stehen, sondern ging an unserer Zeit vorüber und kehrte in die seinige zurück. Das eben befremdete und erschreckte die Theologie der letzten Jahrzehnte, daß sie ihn mit allem Deuteln und aller Gewalttat in unserer Zeit nicht festhalten konnte, sondern ihn ziehen lassen mußte. Er kehrte in die seine zurück mit derselben Notwendigkeit, mit der das befreite Pendel sich in seine ursprüngliche Lage zurückbewegt.“

Trotz der nötigen Entfernung der „Backsteinumkleidung“ sagt Albert Schweitzer, bleibe ein „wahres, unerschütterliches, historisches Fundament des Glaubens“: „Jesus ist unserer Welt etwas, weil eine gewaltige geistige Strömung von ihm ausgegangen ist und auch unsere Zeit durchflutet.“ Albert Schweitzer bleibt bei der Erkenntnis der Fremdheit Jesu nicht stehen. Jetzt kommt etwas in Schweitzers Denken zum Zuge, was über's rein intellektuelle Erkennen hinausführt und was er selbst später mit dem Adjektiv „elementares“ Denken auch mit-meinen wird. In der „Schlußbetrachtung“ zum *Leben-Jesu-Buch* sagt er es so:

„*Was ist uns der geschichtliche Jesus, wenn wir ihn von aller falschen Zurechtlegung der Vergangenheit für die Gegenwart frei halten? Wir haben das unmittelbare Empfinden, daß seine Persönlichkeit, trotz alles Fremdartigen und Rätselhaften, allen Zeiten, so lange die Welt steht, mögen sich die Anschauungen und Erkenntnisse noch so sehr wandeln, etwas Großes zu sagen hat. (. . .) Sein Wesen und das, was er ist und will, drängt sich schon aus einigen lapidaren Aussprüchen auf. Er ist von dem Wollen und Hoffen auf das Reich Gottes hin erfüllt und bestimmt.*“

Hier kommen die neben dem Stichwort „Geist“ und „geistige Strömung“ von jetzt an entscheidenden Begriffe für Albert Schweit-

zers Leben in einem Satz: Reich Gottes und Wille. Bei Auguste Sabatier, dem protestantischen Theologen in Paris, dessen Vorlesungen Albert Schweitzer besuchte, könnte er die Zwischenerwägung gehört haben, die jetzt folgt, daß nämlich in jeder Weltanschauung zeitlich Bedingtes und zeitlich Unbedingtes in- und nebeneinander seien, daß jede Weltanschauung auch Vergängliches enthalte. Diesen Dualismus halten Sabatier und Schweitzer konstitutiv für's Denken.

Das Zeitlos-Unbedingte, das sich Schweitzer mitteilt, nennt er Wille: „Es handelt sich um ein Verstehen von Wille zu Wille, bei dem das Wesentliche der Weltanschauung unmittelbar gegeben ist.“ Bei diesem Wesentlichen geht es um das „Reich Gottes“, das selbst — siehe Schweitzers posthumes Buch — verschiedene historische Ausdrucksformen kennt.

Wie kann nun Jesu Reich-Gottes-Vorstellung, der Wille dieses Fremdlings, aus dem „Vorstellungsmaterial“ seiner Zeit, aus der — wie Schweitzer sagt — „primitiven, spätjüdischen Metaphysik“ ausbrechen? Schweitzer sagt: „In Wahrheit kann es sich nicht um eine Scheidung zwischen Vergänglichem und Bleibendem, sondern nur um eine Übertragung des Urgedankens jener Weltanschauung in unsere Begriffe handeln.“ Jesus als unlebendiges, mehr nur intellektuelles „Symbol“ reicht ihm nicht, er möchte „Resonanz“, ein heute hochmodernes Wort. Er wendet sich gegen jede falsche „Modernisierung“ Jesu und sagt wie ein guter Historiker: „In seiner eschatologischen Welt belassen ist er (Jesus) größer und wirkt, bei aller Fremdheit, elementarer und gewaltiger als der andere“ (der modernisierte).

Diesen Übertragungsvorgang von Wille zu Wille nennt Schweitzer „mystischer Art“. Die Idee der sittlichen Weltvollendung liegt mit dem sittlichen Willen schon in uns drinnen. Aber Jesus hilft dazu mit, „daß sie auch in uns zur Herrschaft gelange.“ Trotz des Ausdrucks „Mystik“ für das Verhältnis zu Jesus versäumt es Albert Schweitzer nicht, unmittelbar zuvor noch eine Lanze für das Morali-

stische und Rationalistische an dieser Auffassung zu brechen, das ihm wohl gelegentlich vorgeworfen wurde: „Jesus selbst ist, man vergesse es nicht, seinem Wesen nach Moralist und Rationalist, der in der spätjüdischen Metaphysik lebte.“ Was diesen mystisch (willensmäßig, nicht erkenntnismäßig) funktionierenden Übersetzungsvorgang ins Heute angeht, hat Albert Schweitzer überraschendes zu sagen, es sei nämlich gar nicht schwer:

„Wie von selbst übersetzen sich seine Worte in die Form, die sie in unserm Vorstellungsmaterial annehmen müssen. (...) Fast möchte man gegen die Sorgen, wie Jesu Verkündigung für moderne Menschen verständlich und lebendig gemacht werden könnte, sein Wort ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch dies alles zufallen‘ in Erinnerung bringen.“

Andern Sterblichen wird der Übertragungsvorgang von Wille zu Wille in Richtung aufs Reich Gottes von starken Widerständen beschwert erscheinen. Für Ungläubige ist das Reich Gottes angstbesetzt, eben ein Menschen-, ein Dämonenreich. Schweitzer war mehr Mut gegeben. Eine das Denken wirklich befriedigende Logik hatte sein Leben noch nicht. Deswegen war es mit ärztlicher Tätigkeit allein auch nicht getan für ihn in Afrika. Das Nebeneinander von Christusmystik und einer nach den Maßstäben der Vernunft rätselhaften, widersprüchlichen, z. T. lebensfeindlichen Welt war nicht in Einklang zu bringen. Das leistet trotz aller Entdeckerfreude auch die Formel von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ nicht, die ihm beim Anblick einer Nilpferdgruppe auf einer Sandbank des Ogowe-Flusses nach quälender tagelanger Konzentration plötzlich in den Sinn kam. In der Kulturphilosophie ausgebaut wird es heißen, die unmittelbarste Tatsache des Bewußtseins laute „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Dies Axiom ist zwar weniger egozentrisch und weniger anthropozentrisch als der Satz des Descartes: Cogito, ergo sum; französisch „Je

pense, donc je suis;“ deutsch „ich denke, also bin ich“. Es erklärt aber auch nicht, wie Schweitzer selbst erkennt, warum der Mensch, der ethisch denkt, die Nötigung erfährt, Leben zu fördern und es vor Schädigung zu bewahren. Aus dem „Ich bin Leben, das leben will inmitten von Leben, das Leben will“ könnten ja auch Folgerungen à la Napoleon, Stalin oder Hitler gezogen werden, Programme des skrupellosesten Egoismus. Schweitzers Verzicht und Verzichthaltung, mit den Mitteln des Erkennens die Sinnfrage zu lösen ist, darauf macht Hans Joachim Werner⁸⁾ aufmerksam, durchaus „modern“ zu nennen. Wenn Schweitzer hier stehen bliebe, wäre er ein Existentialist wie sein Großneffe Jean Paul Sartre und wie viele andere und würde also in einem reflektierten Agnostizismus stecken bleiben.

Aber er kommt weiter, wie schon in der Geschichte der Leben-Jesu-Forschung vorgezeichnet, mit einer dem Jesus der Bergpredigt und dem Apostel Paulus nachfolgenden mystischen Identifikation. Diese Mystik ist aber nun eine ganz andere Mystik als die, die wir in der abendländischen Tradition und bei den östlichen Weltverneinern kennen. Sie legt das „Vorstellungsmaterial“, die Form, die Hülle der alten Endzeitvorstellungen der Welt und des Kosmos ab und führt zur Tat, ganz wie bei den geliebten Aufklärern, die Menschenrechte forderten und Abschaffung der Tortur. Dennoch wurde Schweitzer nicht Politiker, eher so etwas wie ein politisches Gewissen! Neben äußeren Gründen, die oben gestreift wurden, sind innere zu nennen, die im 1930 erschienenen Werk „Die Mystik des Apostels Paulus“ und im erst 1967 posthum publizierten „Reich Gottes und Christentum“ nachzulesen sind. Im Kapitel XIV über „Das Unvergängliche der Mystik Pauli“:

„Eine Wandlung hat sich in unserem Glauben an das Reich Gottes vollzogen. Wir schauen nicht mehr auf eine naturhafte (= kosmische) Umgestaltung der Verhältnisse dieser Welt aus, sondern nehmen das Weiterbestehen des natur-

haft gegebenen Übels und Leidens als etwas hin, das uns von Gott zu tragen bestimmt ist. Unser Hoffen auf das Reich stellen wir auf das Wesentliche und Geistige desselben ein und glauben an dasselbe als an das durch den Geist gewirkte Wunder der Unterwerfung der Menschheit unter den Willen Gottes. Diesen Glauben an das durch das Wunder des Geistes kommende Reich müssen wir mit derselben Glut im Herzen tragen wie das Urchristentum seine Hoffnung auf die Erhebung der Welt in den übernatürlichen Zustand.“

(Paulus) „stellt die unscheinbaren ethischen Erweisungen des Geistes am höchsten und erkennt die Liebe als die Gabe, in der das Ewige, wie es an sich ist, in dem Zeitlichen Wirklichkeit wird.“

Am Ende des Reich-Gottes Buches heißt es, wie hieran anschließend im letzten Satz:

„Im Denken Pauli beginnt das übernatürliche Reich zum ethischen zu werden und sich damit aus etwas zu Erwartendem in etwas zu Verwirklichendem zu verwandeln. Den Weg, der sich damit auf tut, haben wir zu begehen.“

Bei solchem Reich-Gottes-Pragmatismus pflegen Theologen die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Ich möchte fragen: Warum eigentlich? Da hat Schweitzer doch nur von unten nach oben gesagt — und das ist natürlich moralistisch —, was er genauso oft auch von oben nach unten — und damit für Theologen richtiger, aber moralisch eben weniger verpflichtend gesagt hat, z. B. so:

„Reine Gottesmystik ist etwas Totes. Einen Inhalt bekommt das Einswerden des endlichen Willens mit dem Unendlichen erst, wenn es als Stillewerden in ihm und zugleich als Ergriffensein von dem Liebeswillen erlebt wird, der in uns zum Bewußtsein seiner selbst kommt und in uns Tat werden will.“

Schweitzers Taten waren nicht nur Lambarene, sondern z. B. auch seine von der NATO seinerzeit am liebsten unterdrückten drei Appelle gegen Atomrüstung und Atomversuche am 28., 29. und 30. April 1958 über Radio

Oslo und sein oft belächeltes Eintreten für die Tierschutzbewegung. Ich zähle auch seine klarsichtigen Wirtschaftsanalysen dazu, die sich kaum von modernster Entwicklungshilfe-Kritik und von der Kritik an schwarzafrikanischem Staatsprestigedenken unterscheiden.

Ohne ihren zeitgeschichtlichen Zusammenhang könnten Schweitzers kulturphilosophische Arbeiten vielleicht wie ein mehr in die Breite und nicht in die Tiefe gehendes Intermezzo seines Denkens erscheinen. Aber das ist der Satz vom lebensvollenden Ich inmitten lebensvollender Menschen, Kreatur und Natur — wenn man's mal nur darauf verkürzt — nicht.

Ich möchte vorschlagen, einmal die politische Tiefe dieses Satzes zu erwägen im Augenblick des Völkerringens des Ersten Weltkriegs, in dem er entstand. Das war ein Ringen der Großmächte untereinander, der kleinen südslawischen Nationalitäten gegen Österreich — Ungarn und der Monarchie gegen die Republik: Im Außenverhältnis die dynastisch geführten Mittelmächte gegen die Demokratien Frankreich und England, innen gärten in Deutschland, Österreich und Rußland die sozialistischen und kommunistischen Kräfte. Schweitzers Satz, der — für ihn befreiend — Lebenswillen und Ethik miteinander verbindet, enthält eine Gegenethik zu dem, was in Europa tatsächlich passierte und vor allem zu dem, was dahinter und darunter sozialdarwinistisch gedacht wurde. Er denkt die Straßburger Predigt von 1904 weiter.

Der engste Berater und persönliche Referent des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, Kurt Riezler, ein patriotischer Skeptiker, gebildeter Schöngest, veröffentlichte unter dem Pseudonym J. J. Ruedorffer 1914 ein Buch unter dem Titel „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“. Hierin und deutlicher noch in seinem 1972 veröffentlichten Tagebuch⁹⁾ findet sich das geistige Programm, dem Schweitzer unausdrücklich entgegentritt. Für Riezler dehnen sich Mächte und

Völker naturgegeben unendlich aus. Am Ende steht immer Feindschaft.

„Die Isolierung der Erde setzt der Möglichkeit der Bildung von Staatensystemen eine unüberschreitbare Grenze. Die Pazifisten werden den Frieden auf der Erde erst einzeln sehen, wenn der Krieg gegen die Bewohner des Mars möglich und nötig geworden . . . Man schafft Schiedsverträge und erweitert ein Völkerrecht, aber die Geschehnisse bezeugen immer von neuem, wie leicht das internationale Papier zerrissen wird. Schließlich ist es nur die Rücksicht auf die Zuschauer und in einer Zeit, wo die großen Völker noch Platz haben sich nebeneinander zu entfalten, Organisation des Aufschubs, an dem alle, die einen aus Müdigkeit, die anderen, weil sie Zeit haben, ein gemeinsames Interesse besitzen. Die mitgeborene Feindlichkeit bleibt dieselbe. In einem Kampf, an dem alle beteiligt und Rücksichten auf die Zuschauer ausgeschaltet sind, werden alle Konventionen vergeblich sein.“

Dieser Skeptizismus, dieser versucherische, einst sagte man wohl: satanische Fatalismus, von dem Schweitzer auch viel durchlebt haben dürfte, ist das überwundene Gegenbild seiner christlichen Tat — Mystik. Sein Engagement als Arzt und Philosoph bis ans Lebensende mag ihm elementarer und praktikabler erschienen sein als das politische Getümmel, das ihm als Elsässer zwischen den Staaten, aber wohl auch aus individualpsychologischen Gründen versperrt war.

Der eidgenössische Theologe und Schriftsteller Walter Nigg hat der Wiederentdeckung der Heiligen drei Bücher gewidmet, in deren Titeln sich seine Schau bezeichnend ausdrückt: „Der christliche Narr“ (1956), „Der exemplarische Mensch“ (1970), „Was bleiben soll“ (1973). Gönnst man Albert Schweitzer seine Zeitgebundenheit, erlaubt man ihm, daß nicht alles vermittelbar sein kann, was er in seine Zeit sagte und ihr vorlebte, dann ist auch er ein Heiliger, ein ganzer Mensch.

¹⁾ Eduard Reuss: Briefwechsel mit seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf. Hrsg. K. Budde und Heinrich Julius Holtzmann, Gießen 1904, S. 13

²⁾ Albert Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1906/ 1984, Kap. 25, S. 621

³⁾ Robert Minder in: Rayonnement d'Albert Schweitzer. 34 Etudes et 100 Témoignages publiés sous la direction de Robert Minder, professeur honoraire au Collège de France. Editions Alsacia, Colmar (1975), S. 53

⁴⁾ Robert Minder, s. Anm. 3, S. 70 ff

⁵⁾ Boref 1963 an H. W. Bähr, in: Ders. (Hrsg.) Albert Schweitzer: Die Ehrfurcht vor dem Leben, C. H. Beck-Verlag, München, ³1982 (Schwarze Reihe, Bd. 255)

⁶⁾ Robert Minder, S. 207/208

⁷⁾ Brief an H. W. Bähr, a. a. O., S. 26

⁸⁾ Hans-Joachim Werner: Eins mit der Natur. Mensch und Natur bei Franz von Assisi, Jakob Böhme, Albert Schweitzer, Teilhard de Chardin. C. H. Beck, München 1986

⁹⁾ Zit. nach: Immanuel Geiss: Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs. Piper-Verl. München/Zürich 1985, S. 137

Max Picard (2)

Der Mythos

Der Mythos spielt sich ab zwischen der Welt des Schweigens und der Welt des Wortes. Wie in der Dämmerung die Gestalten groß werden, so sind die mythischen Gestalten, die aus der Dämmerung des Schweigens kommen, groß.

Es ist, als sei das Wort anfänglich nicht bei ihnen gewesen, ihre Handlungen waren die Worte, sie sind groß auf die Wand des Schweigens geschrieben.

Die Worte, die die mythischen Gestalten dann wirklich reden: es ist, als würden sie von ihnen für die Menschen eingeübt, sie werden vor-geredet, sie erwarten den Menschen.

Christus kam so unmittelbar vom Schweigen in das Wort, (diese Unmittelbarkeit Christi hat auch dem Worte des Menschen die größte Unmittelbarkeit gegeben) daß die ganze Welt zwischen Schweigen und Wort, die Welt der mythischen Gestalten, zersprengt wurde, sie war nicht mehr göltig. Die mythologischen Gestalten werden zu Dämonen, die dem Menschen das Wort nicht mehr vor-reden, sondern wegnehmen und dämonischen Zauber damit treiben. Die mythologischen Gestalten, die bis zu Christi Geburt Führer der Menschen waren, werden nun zu den Verführern der Menschen.

Bevor Christus erschien, in den letzten Jahrzehnten vor seiner Geburt, ging ein Schweigen durch die antike Welt: die alten Götter schwiegen, sie schwiegen aktiv, ihr Schweigen war ein Tun, sie brachen das Schweigen dem kommenden Gott, Christus, dar. Jetzt, da die Menschen aufhörten, den alten Göttern zu opfern, opferten die alten Götter ihr Schweigen dem neuen Gotte, sie brachten es ihm dar, daß er es ins Wort verwandle.

Max Picard, Die Welt des Schweigens

Die Welt der Bilder

Es gibt eine Welt der Bilder, in der alle Dinge der Erde noch einmal vorhanden sind: als Bilder. In den Bildern sind die Dinge geborgen, in ihnen ist der Sinn und das Maß der Dinge. Darum haben die Dinge auch eine Sehnsucht, in die Welt der Bilder zu kommen.

Das Materienhafte der Dinge wird gelockert, schwebend gemacht durch die Bilder, die Dinge werden durchsichtig. Die Materie eines Dinges vermag nicht hemmungslos zu wirken, wenn das Wesen des Dinges neben ihm auch noch im Bilde ist: vom Bild geht eine magische Wirkung auf das Ding aus (Gaston Bachelard: „des images qui dépassent la réalité, qui chantent la réalité“).

Weil die Bilder da sind, drücken die Dinge weniger schwer auf die Erde, die Erde wird leichter gemacht durch die Bilder, sie wird weniger von den Dingen okkupiert. Schwebend geworden im Bilde, wenden sich die Dinge zurück zum Schöpfer, der selber den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf. Im Bilde, schwebend, heben sich die Dinge weg von der Erde, es ist wie die erste Bewegung hin zum Tode. Der Mensch, umgeben von den sich hinweg hebenden Bildern, wird abgewendet von der Erde. Deshalb ist er nicht weniger deutlich auf ihr, im Gegenteil: er hat so den Tod, der zu seinem Wesen gehört, bei sich.

Die Welt der Bilder ist objekthaft da, fast unabhängig vom Subjekt des Dichters, der sie den Menschen bringt, das Subjekt ist nur so darin, wie auf dem Bilde eines alten Meisters sein Monogramm in einer Bildecke. So objektiv ist diese Welt der Bilder da, daß die Bilder nicht von den Erlebnissen des Dichters bestimmt werden, sondern die Erlebnisse von den Bildern, nach ihnen richten sich die Erlebnisse des wirklichen Dichters. Die Bilder sind es, die Verwirklichung suchen in den Erlebnissen des Dichters, sie wollen, indem sie sich verwirklichen, beim Menschen sein.

Zum ersten Mal wußte ich, daß es eine Welt der Bilder gebe, als ich Stifters *Witiko* las. Ich schrieb mir damals auf: Stifter ist ein ganz großer Dichter, einer von denen, wo ich spüre: Die Dichtung war zuerst auf der Erde und erst nachher kam der Mensch.

Max Picard, Zerstörte und unzerstörte Welt, S. 112

Der Gutsche-Fritzle

— zum 150. Geburtstag des Karlsruher Mundartdichters —

Ludwig Vögely, Karlsruhe



Buchdruckereibesitzer Fr. Gutsche (gest. 1897). Nach einer Photographie von O. Suck in Karlsruhe. Das Bild wurde aus dem Archiv von Hans Leopold Zollner, Ettlingen, freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Vor 150 Jahren, am 30. November 1838, wurde Friedrich Gutsche in der Spitalstraße 50, der heutigen Markgrafenstraße, in Karlsruhe geboren. Mit ihm erhielt die Residenzstadt einen der „brigandedeutschen“ Klassiker in der Reihe der Eichrodt, Römhild (Romeo) und später Friedrich Mayer (Eustachius Dindemüller). Gutsche wurde so populär, daß er heute, neunzig Jahre nach seinem Tode, immer noch in Karlsruhe bei den älteren Leuten dieser Stadt ein Begriff ist, und bei Nennung seines Namens gleitet ein Lächeln über

die Gesichter. Die folgenden Zeilen dienen der Erinnerung an diesen beliebten, trinkfesten humorvollen Mann, der durch seine publizistische Tätigkeit aus der Kulturszene der badischen Hauptstadt über Jahrzehnte hinweg nicht wegzudenken ist.

Zu diesem Ruhm verhalf ihm sein Beruf, welcher die Voraussetzung seines Bekanntheitsgrades bildete. Friedrich Gutsche war der Besitzer der „Karlsruher Nachrichten“, deren Herausgeber, Redakteur und Hauptberichterstatter er selbst war. Gutsche war ein genau-

er Kenner der Karlsruher Atmosphäre, der Stimmung der Bürger, er war einer, der den Leuten „aufs Maul“ schaute. Hinzu kam, daß er ein großes Talent für die Darstellung der Stimme des Volkes hatte, wie er sie auf dem Markt, in den Straßen und an den Stammtischen einfing. Seine originelle, lebhaft-schreibweise, seine sichere Hand in der Schilderung der Ereignisse und Gestalten des Karlsruher Volkslebens bewies Gutsch in der monatlichen Folge von Mundartbriefen des „Partikulier C. Biermaier und seiner Ehehälfte Caroline geb. Landgräbler.“ Diese Briefe sind echte Karlsruher Prosa, die Gutsch der erfundenen Gestalt altkarlsruher Herkunft, dem C. Biermaier, in den Mund legte. Sie beginnen immer mit der gleichbleibenden Anrede „Sehr geehrter Herr Gutsch“, waren also gewissermaßen Briefe an ihn selbst. Diese Briefe fanden eine begeisterte Lesergemeinde, und Gutsch wurde bei den Karlsruhern zum Gutsche-Fritzle, und sein Blatt nannte man einfach das Gutscheblättle. Diese doch liebevollen Namen beweisen, daß Gutsch den Leuten eben nicht nur „aufs Maul“ schaute, sondern auch ins Herz. Er traf das Karlsruher Gemüt und wurde so zu dem populären Mann, den er in der Erinnerung geblieben ist.

Noch mehr dazu beigetragen haben seine Mundartgedichte.

Friedrich Gutsch wurde mit seinen Gedichten (so Kurt Kranich) zum „feinsinnigsten Virtuosen“ der Karlsruher Mundart. Er gewährte ihr in seiner Zeitung Raum und Heimstatt. Ohne in eine philologische Auseinandersetzung einzutreten, kann man doch sagen, daß die Karlsruher Mundart kein leicht zu bearbeitendes Material für einen Dichter ist. Sie ist nicht bodenständig gewachsen, sondern aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, ein Gemenge, wie es sich in der ebenfalls vielfach gemischten Bevölkerung gebildet hat. Ihrer Weichheit (zwaai waaiche Aaaier) fehlt das Kernige des Alemannischen, das beinahe von selbst dichtet. Sie will auch nicht scharf treffen, das liegt dem Karlsruher ohnehin nicht, aber sie ist auch nicht so gutmütig, wie es auf den ersten Blick aussehen kann. Innerhalb ihrer Grenzen aber ist die Karlsruher Mundart doch auch starker Wirkung fähig, wenn ihr natürlicher Klang und Rhythmus getroffen werden. Friedrich Gutsch hat in seinem Gedicht „*Von d'r Karlsruher Mundart*“ dem unübertrefflich nachgespürt, einfühlsamer ist über diese Mundart nie geschrieben worden:

*Wann in d'r Schprach sich thät d'r Volkscharakter zeige,
 Wär's meinersex for uns net gut. Mir neige
 Uns ehnder zu d'r Weichheit, zum G'müthvolle
 Un sinn so, was m'r sagt, en guter Trolle,
 Von G'müth treiberzich, offe un wohlthätich,
 So daß for uns wär' so e Mundart nöthich,
 Wo tief zu Herze schprecht, daß die Accente
 Jedwedem Newemensche sage könnte,
 Wi gut mir's meine. Dennoch isch die Mundart
 Vrgleicht m'r se im Land rum bei 're Rundfabrt,
 Raubauzich, hart un scharf; doch net v'rletze
 Werd Den mein Schprach, wo sich zum Volk thut setze
 Un lernt se recht v'rschtehn von innerwendich.
 Ich lieb' das Volk un leb' jo mit'm b'schtändich
 Un weiß destzweg, die Schprach voll Silberwürger
 Isch keineswegs e Schpiegelbild d'r Bürger.*

*Doch wer se kennt und weiß e G'fuhl neiñ z'lege,
 So recht von inne 'raus, wie mir se pflege,
 Werd ganz g'wieß sage mieße: „Zur Erkenntniß
 Von Karlsruh's Volksschprach g'hört e tief's Vrschtändniß
 Grad wie e Kind oft abnt, was d' Mutter net sagt,
 Wann's liebevoll se's Owends in sein Bett tragt,
 So liggt im Heimatlaut e Sinn v'rborge,
 Nor Dem v'rschändlich, dessen Kindheitsmorge
 In Karlsruh', seiner Vaterschtadt, anbroche,
 Un der die Schprach schprecht, wie se d'Mutter g'schproche.*

Friedrich Gutsch veröffentlichte seine Prosa und Mundartgedichte in seinem Lokalblatt zwischen den Jahren 1870 und 1894 wie es gerade Zeit und Gelegenheit mit sich brachten. Er gab dann die Gedichte schließlich mit dem Titel „Aus Karlsruhes Volksleben“ in zwei Bändchen heraus, das erste 1876, das zweite 1889. Im Vorwort zum zweiten Band schreibt Gutsch, daß die Mundart im Laufe des Jahrhunderts wesentliche Veränderungen erfahren habe durch die zunehmende Vermischung der einheimischen Bevölkerung mit Fremden, besonders mit Norddeutschen. Auch die Bemühungen der Schule, den Schülern vermehrt das dialektfreie Reden beizubringen, tut der Mundart Abbruch. „In Folge hat sich der altkarlsruher Dialekt auf die unteren Schichten zurückgezogen, wo selbst sich eine aus karlsruher, durlacher, mühlburger und sonstigen Ausdrücken zusammengesetzte Mundart noch erhalten hat. Deshalb

gilt es beinahe für ungebildet, sich noch seiner örtlichen Sprachweise zu bedienen.“ Für Friedrich Gutsch war das sich auffallend stark bemerkbar machende Verschwinden „unseres heimatlichen Idioms“ Grund genug, seine Mundartgedichte zu veröffentlichen. Was würde (müßte) Gutsch heute für ein Gedicht schreiben, wenn er das so vielen fremdsprachlichen Einflüssen ausgesetzte „Brigandendeutsch“ hören würde!

Und nun soll ein kleiner Blumenstrauß von Mundartgedichten des Gutsche-Fritzle folgen. In manchen seiner Gedichte hat er Karlsruher Begebenheiten aufs Korn genommen, die oft geradezu den Vergleich mit der heutigen Zeit herausfordern. Das Abreißen der Stadttore und historischer Bauten ist, wie die aktuelle Diskussion um das Ständehaus zeigt, bis in die Gegenwart ein Problem geblieben, wie das Gedicht „*Von Früh'r un Jetzt*“ beweist. Da heißt es in Strophe zwei:

*Früh'r war's ganz anderscht hier, des weiß e g'wieß.
 Un Selle wisse's ah, wo noch die Schpieß
 Henn mache sehe, an d'r v'rschied'ne Thore;
 Daß die jetz weg sinn, isch net viel v'rlore,
 Wann ich ah sage muß: D'Vekehrsschtockunge
 Henn keineswegs nothwendich ausbedunge
 Die Thor ab'zreise. Des G'schäft, glaawe, könnt ich
 For mein Theil ah, un bin net bauvrschtändich.
 Wenn des so fortgeht, als wie gegenwärtich,
 Bringt's städtisch Bauamt kaum seiñ G'schäfte fertich.
 Un mieße wir am End uns noch v'rpflichte,
 E Ower-Abreißamt hier zu errichte.*

Und in Strophe sieben stellt Gutsch einen stimmenden Vergleich zum Bauen einst und jetzt an:

*Hotz hailichsaas, baut Mancher jetz Palläschte
Un frogt gar nimmer nach de Bauuñköschte,
Bis daß d'r Exequent kommt mit'm Zettel
Un dann v'rschteigert werd d'r ganze Bettel.
Des war d'r Fall net früh'r, un grad destwege
Die Riegelwänd. Wam-mir mit Hypotheke
Baut hätte, schtatt mit Backeschtein, do unte,
Wär manche alte Knallhütt schon v'rschwunde.
Jetz baut m'r leicht, viel leichter noch als früh'r.
Wie mancher Prachtbau schteht nor uf Papier
Höchst wunderschön erbaut von uns're Enkel,
Indesse mir henn baut mit Rahmeschenkel,
Wo zahlt g'west sinn, des isch d'r Unterschied.
Ich führ' den Umschtand nor destweg zu G'müth,
Damit's net heißt, mir wäre halt von denne,
Wo früher hätte besser baue könne!*

Der Stadtgarten gehört ganz selbstverständlich zum Leben der Karlsruher Bürger. Er ist das Ziel ungezählter Familienausflüge geblieben. Der Tiergartenbesuch der Familie Gutsch ist typisch und erheiternd:

Unser Thiergaarte (Auszug)

*Mir sinn also letschthin, mein ganze Familie
Im Sonntagsschtaat, rausputzt mit Schleife und Schnillie
Mitenander naus in d'r Thiergaarte g'walzt.
Hotz hailich Milliarde, isch der rausranschirt,
Haw ich emol denkt, un mein Kinder rumg'führt;
Die henn ihr Pläsir an de Kakadu g'hat,
Herngege den Emu haw ich uf d'r Latt;
Kaum dreht sich mein Fraa un guckt nach'm Reiber,
So freßt die Kanallie von hinte ihr Schleier.
Des kam-m'r noch brauche bei denne Fleischpreise,
Do g'falle mir besser die Schäfle, die weiße,
Die Wellebabagei un d'Goldfasane,
Die Schtorche un Pfaue un Puterhahne.
„Vatter, jetz guck dem Ding emol zu!“
Ruft mein klein Büwle beim'm Känguruh,
„Was des da vor Füßle hat un for en Schwanz
Un in seine Ängle en lieblicher Glanz,
Un guck emol dort denne Hirschle ihr' Kälwer,
Gell Vatter, die mache ihr' Junge selwer?“*

Im folgenden Gedicht steht ein Besuch im Naturalienkabinett mit anschließender „Elfemeß“ im Mittelpunkt. Die Elfemeß war der beliebte Frühschoppen vor dem Mittagessen, von den Hausfrauen nicht gerne gesehen, von den Männern mit mancherlei List trotzdem gern besucht. Denn dort traf man im Stamm-

lokal alte Freunde, sozusagen den Querschnitt durch die Karlsruher Bürgerschaft, und es ließ sich beim Viertele trefflich über alle Stadtbegebenheiten reden und streiten. Diesmal war der Vater mit dem kleinen Sohn unterwegs:

Im Naturaliekabinett (Auszug)

„Isch's allbereits halwer Zwölfe vorbei;
S'langt grad zum e Viertele un eme Werschtle
Vor Zwölfe noch; welle m'r nüwwer Berschtle?“
Der Klein isch natürlich recht gern mitgange.
Ich laß'm zwei Faschtebrezle herlange
Un hab glaabt, er eßt se; doch wie m'r heimkomme
Hat 'r Eini aus sei'm Täschle g'nomme
Un thut dabei seiner Mutter bedeute,
Er hätt se mitbrocht aus de „Jahreszeit“,
Un d'r Dank war halt widder for mein Bemühung,
Daß e g'sagt krieg, des wär kein Kindererziehung.
G'schätzwerk! — So thut m'r mir widder belohne
D'naturwissenschaftliche Explikatione.
I sag's jo, jetz muuß m'r der Lausbu zum Schade
Noch d'Elfemeß in seiner Dummheit v'rrathe!

Daß es regnet, wenn in der alten Residenz die Messe ihre Pforten öffnet, darauf kann man beinahe eine Wette abschließen. Das scheint gute, alte Tradition zu sein, wenn man liest, was Gutsch vom Jahre 1871 berichtet:

Am erschte Meßsonntag 1871

Au watsch, o jegerle, isch des e Mallebr
Mit dere Witterung!
Zwar sage d'Bauere: „Regne sott's noch mehr,
S'wär gut for d'Fütterung.“
Herngege d'Meßleut schelte; wo e hör,
Herrscht d'gröscht Erbitterung
Un mit vollem Recht. Dann wann d'r Rege schon am
erschte Meßsonntag d'Farwe von de Mordthate runterwäscht,
Am Kaschperletheater d'r frühere Humor wegschwemmt,
Un zu d'r Orgel owwe nein un unte widder nauslaaft,
So werd m'r doch wenigstchens noch was sage derfe.

Ein Stück Selbstironie und eine Karlsruher Redensart, die viel mehr eine echt Karlsruher Grundstimmung umschreibt, als man gemeinhin annimmt:

Wann e nor mießt

*... So hat des Wort ah vor e Zeitung
E ganz v'rhängnisßvolle Deutung.
D'r Mann kommt heim un sagt zur Fraa:
„Haltsch Du dann s'Gutscheblättle ah?
Geb' do d'rfor doch 's Geld net aus,
Ich les' es jo im Kaffeehaus!“
„Drum halt ich's Blättle ah for mich“,
Sagt d'Fraa, „un's freut me königlich,
Wann e nor mießt!“*

Am 28. Februar 1913 starb der Königliche Musikdirektor a. D. Adolf Böttge in Wiesbaden. Er war über vierzig Jahre lang der Leiter des Musikkorps des 1. Bad. Leibgrenadierregiments Nr. 109 in Karlsruhe. Die Karlsruher nannten ihn liebe- und respektvoll „Meister Böttge.“ Mit seiner Kapelle hat er sich durch viele Konzerte in Karlsruhe und Konzertreisen im In- und Ausland einen beinahe sagenhaften Ruf unter den deutschen Militärmusi-

kern erworben. Böttge war eine überaus beliebte Persönlichkeit in der Residenz und ist in Karlsruhe 75 Jahre nach seinem Tode noch nicht ganz vergessen. Die Urne mit seiner Asche wurde in seiner alten Garnisonstadt beigesetzt. Das folgende Gedicht zeigt Böttges Popularität, und aus ihm spricht ganz einfach der Lokalstolz der Karlsruher auf „ihre“ Grenadierkapelle:

D'r Böttge von de Grenadier

*Was Musik anbelangt, sell kennt' ich
Von inne jetz un ausewendich
Un hab' se schon uff alle Arte
Drauß schpiele höre im Schtadtgaarte;
Doch vor die beschte halt' ich schier
D'r Böttge von de Grenadier.*

*Schpielt der en Marsch, so hat'r Schick,
Er legt en hin im Augeblick;
In Symphoniee un dergleiche
Braucht 'r ah ganz g'wieß Niemand z'weiche;
Drum isch d'r Vornehmscht — sag ich mir —,
D'r Böttge von de Grenadier.*

Zwar gewwe sich ah recht viel Müb'
Dragoner und Artillerie,
Un kam-m'r weger Dem un Sell
Net klage üwwer die Kapell;
Doch bleibt halt Musikoffizier
D'r Böttge von de Grenadier.

D'r Großrau und d'r Möbius
V'rs chaffe g'wieß uns schöner G'nuß
Un zeige sich in viele Shtück
Als Meischer von d'r Blechmusik;
Doch newer ihne „heißt halt hier“
D'r Böttge von de Grenadier.

Destzweg sag' ich bei jedem Shtück:
„Hoch leb' die Grenadiermusik,
Un lang noch bleib' insonderheit
In Karlsruh's Fescht un Luschtbarkeit
D'Residenz ihr Hauptpläsir
D'r Böttge von de Grenadier!“

Damit kann die kleine Blütenlese beendet sein. Nein, ein großer Dichter war Friedrich Gutsch nicht, er wollte es auch gar nicht sein. Aber er hat die Karlsruher Mundart in ihrem Klang getroffen, mehr noch, er schenkte den Karlsruhern ein Stückchen Heimat, ganz gleich, ob er das „Herbschtwetter“, die „Landgraaweschnaake“ oder die Wirtshausgespräche fröhschöppelnder Freunde schildert. Mit heiteren Augen hat Gutsch auf das Karlsruher bürgerliche Leben geblickt, die Liebe und Verbundenheit mit seiner Stadt sprechen aus jeder Zeile. Dies aber „sichert ihm ein Anrecht auf dankbares Fortleben auch bei der Generation, die ihn selber, den Gutschefritzle, nicht mehr gekannt hat.“ (Sexauer)
Friedrich Gutsch starb am 4. September 1897 in Karlsruhe.

Literaturnachweis

- 1) Gutsch, Friedrich, Aus Karlsruhes Volksleben, Gedichte, 1. Bändchen Karlsruhe 1876, 2. Bändchen Karlsruhe 1889
- 2) Oeftering, Wilhelm, Geschichte der Literatur in Baden, III. Teil. Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ Nr. 47, Karlsruhe, 1939, Hrsg. Landesverein Badische Heimat, S. 172
- 3) Kranich, Kurt, Brigandedeutsch für Anfänger, 3. Aufl. Karlsruhe 1973, S. 16/17
- 4) Bentmann, Friedrich, Karlsruhe im Blickfeld der Literatur, Karlsruhe 1969, S. 25
- 5) Hesselbacher, Karl, Silhouetten neuerer badischer Dichter, Heilbronn 1910, S. 28
- 6) Sexauer, Albert, Der Gutschefritzle, in „Die Pyramide, Sonntagsbeilage des Karlsruher Tageblattes“ Nr. 12, 19. 3. 1916, S. 49/50
- 7) Für Böttge: Zollner, Hans Leopold, Wovon man damals sprach, Bad. Neueste Nachrichten vom 23. 1. 1988

*Oberrhinesisches Dichtermuseum Karlsruhe
Röntgenstraße 6*

Ausstellung

**Der Johann-Peter-Hebel-Preis
1936 — 1988**

3. 12. 1988 bis 29. 1. 1989

Öffnungszeiten:

Di, Mi, Fr 14—17 Uhr, Do 14—20 Uhr, So 11—16 Uhr

Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen:

„Der Johann-Peter-Hebel-Preis 1936—1988“ —
Eine Dokumentation von Manfred Bosch, 373 S., 30,— DM

*Siehe auch Besprechung in den BNN,
Seite 668 dieses Heftes!*

Johann Peter Hebel als Badischer Innenarchitekt

Seine Rede zur Grundsteinlegung des Ständehauses in Karlsruhe

Karl Foldenauer, Karlsruhe

Das Thema des heutigen Abends¹⁾ mag manchen verwundern oder gar irritieren, denn so vielseitig Hebel auch gewesen sein mag, als Innenarchitekt hat man ihn bisher nicht verstanden. Nun soll dieses Wort Innenarchitekt auch nur eine Metapher sein, die auf einen Sachverhalt verweist, der bisher wenig beachtet wurde. Es ist ein Metapher, die J. P. Hebel jedoch wohl ansteht, und sie will Licht bringen in ein Stück Wirklichkeit um 1820. Die Metapher vom Innenarchitekt gehört in das sprachliche Umfeld von Ausdrücken wie „Baumeister“, „Bauherr“, „Architekt“ usw. Hebel als Baumeister zu verstehen, haben wir uns schon angewöhnt, so auf dem Gebiet der Theologie als Prälat und Integrator innerhalb der evangelischen Landeskirche, als Pädagoge in seiner vielseitigen Tätigkeit als Lehrer, Professor und Rektor, als Kalendermacher und natürlich als Lyriker und Erzähler. Überall war er konstruktiv tätig.

Die Metapher vom Innenarchitekten schließt jedoch noch anderes mit ein, und sie wird auch gerne von den Historikern gebraucht als Gegensatz zum Architekten, der bekanntlich das Haus baut, ihm Gestalt und Standfestigkeit verleiht und es mit Räumen ausstattet. Aber wohnlich ist dieses Haus dann noch nicht, und für die Wohnlichkeit sind erst die Bewohner zuständig und der Innenarchitekt, der ihnen dabei behilflich ist.

Was heißt Wohnlichkeit in diesem Zusammenhang? Hebel hat uns in zahlreichen Geschichten davon erzählt: zuerst einmal Wohlergehen und vernünftige menschengerechte Lebensbedingungen. Aber dies gilt nicht nur

für den häuslichen und heimischen Bereich, sondern auch für das ganze Land, für Volk und Staat. Dort heißt Wohnlichkeit: Friede, Ordnung, Verantwortungsbewußtsein, Recht, Hilfsbereitschaft, Toleranz und Humor.

Übertragen wir also die Metapher vom Innenarchitekten auf J. P. Hebel und seine Zeit. Das Land Baden war damals ein junges, neu-erstelltes politisches Gebäude. Die Menschen, die darin wohnten, hatten vielleicht mehr Trennendes als Gemeinsames. Denken wir nur einmal an die seltsame geographische Form von Norden nach Süden, oder an die konfessionellen Gegensätze und Spannungen. Von der außenpolitischen Situation in jenen turbulenten Jahren brauchen wir gar nicht zu sprechen. Ein Historiker²⁾ hat die damalige Lage sehr gedrängt, so dargestellt: Zu Hebels Lebzeiten vollzogen sich in Europa „die tiefgreifendsten Veränderungen, denen Europa in seiner neuzeitlichen Geschichte jemals unterworfen war. Baden war nur ein Teilchen des Ganzen, ein Bauer im Schachspiel der Großmächte. Aber es hat mitgemischt, ist 1802 zum Kurstaat, 1806 zum Großherzogtum geworden, hat sein Territorium verfünffacht und seine Bevölkerungszahl mehr als vervierfacht. Seine weltlichen Konkurrenten, die Kurpfalz im Norden, der vorderösterreichische Breisgau im Süden, gingen im neuen badischen Staat auf und mit diesen zahlreichen Abteien und ritterschaftliche Orte, 6 Reichsstädte, Teile der Bistümer Konstanz und Speyer, die Fürstentümer Fürstenberg und Wertheim und vieles andere, das 1000 Jahre deutsches Mittelalter bis dahin

überlebt hatte. Machtpolitisch gesehen war das neue Baden nichts als einer der süddeutschen Pufferstaaten zwischen Frankreich und Österreich, ein seltsam geformtes Gebilde, bewohnt von schwäbischen und fränkischen, katholischen, lutherischen und reformierten, städtischen und ländlichen Einwohnern, fürstlichen, städtischen und ritterschaftlichen Untertanen, aber es bildete eine staatliche Einheit, die 150 Jahre lang Bestand haben sollte“.

In dieser Situation stand es einem solchen Gebäude gut an, einen tüchtigen Innenarchitekten zu haben, der für die Wohnlichkeit, für das Zusammengehörigkeitsgefühl und für die menschliche Atmosphäre sorgen konnte, der dieses politische Gebäude, von den Politikern als den Architekten in manchem künstlich und gewaltsam erstellt, mit Leben erfüllen half. Letztlich ging es um das Heimatgefühl und um die Identität, der in diesem neuen Lande wohnenden Menschen, in einer insgesamt unruhigen und spannungsreichen Zeit, in der im Lande Baden noch spezielle Probleme hinzukamen, bedingt durch seine Lage und seine Konstituierung.

II.

Wir haben weit ausgeholt, aber um Hebel in seiner Zeit zu verstehen und ihm gerecht zu werden, ist dies notwendig. Goethe schreibt etwa zu dieser Zeit folgendes: „Wenn man sich nur halbwegs den Begriff von einem Menschen machen will, so muß man vor allen Dingen sein Zeitalter studieren, wobei man ihn ganz ignorieren könnte, sodann aber, zu ihm zurückkehrend, in seiner Unterhaltung die beste Zufriedenheit fände“ (Brief an Zelter vom 9. August 1828). Vielleicht verdankt auch diese Feststellung Goethes ihren Ursprung der Unruhe und Unsicherheit jener Zeit, die immer bedrängender wurde, aber umso mehr zum Verständnis der Dichter herangezogen werden muß. Auf jeden Fall wollen wir Hebel und sein Wirken als Innenarchitekt auf dem Hintergrund dieser Zeit zu

verstehen suchen, denn Hebel war ein Mensch, der sehr bewußt in seiner Zeit lebte, er lauschte in seine Zeit hinein und wußte was sie brauchte, und er hatte eine sehr sensible Witterung für das Lebendige und das Zukünftige. So ausgedrückt, war Hebel ein moderner Mensch, ein bewußt lebender Zeitgenosse. Seine geistige Wachheit und Lebendigkeit und sein Gespür für den Stand der Zeit, bewies Hebel bei einem bedeutsamen politischen Anlaß, nämlich der Grundsteinlegung für das neu zu errichtende Ständehaus in Karlsruhe am 16. Oktober 1820³⁾). Allerdings war bis jetzt im Zusammenhang mit der aktuellen Diskussion um das Ständehaus wenig die Rede von J. P. Hebel, obwohl in fast allen historischen Darstellungen und in den Biographien über Hebel stets davon die Rede ist, er habe aus diesem Anlaß die Festrede gehalten. Die Rede galt bis heute als verschollen. Sie fand sich aber in der „Karlsruher Zeitung“ Nr. 288 vom 16. Oktober 1820⁴⁾.

Schauen wir uns zuerst die Berichte und Dokumente jener Tage an: Am Sonntag dem 15. Oktober 1820 berichtet die „Karlsruher Zeitung“ Nr. 287, daß am 16. Oktober die Grundsteinlegung des Ständehauses stattfindet. Folgendes Programm sei vorgesehen: „Um 9 Uhr Morgens besetzt eine Kompagnie der Leibgrenadiergarde die Umgebung des Bauplatzes. Um 9 Uhr versammeln sich, auf dem Bauplatze, die Prinzen des Hauses, die zum allerhöchsten Dienst bestimmten Personen, das Staatsministerium und die von der Städteversammlung erwählte Baukommission. Um 10 Uhr begeben sich Se. königl. Hoh. der Großherzog dahin. Allerhöchst dieselben werden von der ständischen Kommission empfangen, und verfügen sich, unter Vortretung des Dienstes, auf den zu der feierlichen Handlung bestimmten Platz. Der Prälat Hebel hält, Namens der Ständeverammlung, eine kurze Anrede an Se. königl. Hoheit, welche Allerhöchst dieselben zu beantworten geruhen. Der Oberbaudirektor Weinbrenner überreicht Sr. königl. Hoheit

einen silbernen Hammer, womit Allerhöchstdieselben, und darauf die Prinzen des Hauses und die übrigen Anwesenden, einen Schlag auf den Grundstein tun. Auf gleiche Weise wird mit der silbernen Kelle und dem Kalk verfahren. Nach beendigter Zeremonie verfügen sich Sr. königl. Hoheit, unter Vortritt des Dienstes und der ständischen Kommission, zurück“.

Am Montag, dem 16. Oktober berichtet dann die Karlsruher Zeitung Nr. 288 von der vollzogenen Grundsteinlegung. Interessant ist, daß der Berichterstatter gleich zu Beginn seines Berichtes hervorhebt, „nebst einer Kompagnie der großherzoglichen Leibgrenadiergarde, umgab auch die hiesige bürgerliche Kavallerie den Bauplatz“. In der Ankündigung war davon noch nicht die Rede. Durch die Präsenz der bürgerlichen Kavallerie wurde dem Ereignis aber noch größere Bedeutung und Repräsentanz verliehen. Um 10 Uhr erschien dann auch der Großherzog „zu Pferde“, umgeben von seinen Adjutanten, und er sei „vom lautesten Jubel aller Anwesenden“ empfangen worden. Und dann heißt es:

„Folgendes ist der Inhalt der von dem Prälaten Hebel gesprochenen Anrede“:

„Ew. königliche Hoheit haben auf unthertätigstes Ansuchen Höchst ihrer treuehorsaamsten Ständeversammlung den Bau eines Ständehauses gnädigst genehmigt. Er ist durch das preiswerthe Geschenk der Verfassung, welche wir unserm erhabensten Fürsten verdanken, ein erfreuliches Bedürfnis geworden. Höchstdieselben, nie müde, zu beglücken und zu erfreuen, haben in der Bitte der gegenwärtigen Baukommission huldreichst die Wünsche der treuehorsaamsten Stände gewürdigt, Höchstselbst dieses Gebäude gründen und seiner Bestimmung weihen zu wollen. Genehmigen Höchstdieselben die devotesten und reinsten Dankgefühle, welche wir im Namen unserer Kommittenten darzubringen uns erlauben. Dieses Gebäude, das

heute unter seinen schönen Auspizien ersteht, wird lange an den Ausgang eines Landtages erinnern, der unter den beglückendsten Erweisungen landesväterlicher Huld, so feierlich und erfreulich in allen Gemüthern geschlossen wurde. Er wird mit andern Denkmalen einer glorreichen Regierung, mit so vielen festen Begründungen einer glücklichen Zukunft an die dankbare Nachwelt übergehen. Von Ewr. königl. Hoheit Höchstselbst geweiht, wird es ein bleibender Zeuge jener huldreichen Gesinnungen seyn, womit der allverehrte und geliebte Fürst und Vater seines Volkes alle Interessen desselben zu umfassen und zu seinen eigenen zu erheben gewohnt ist, selbst glücklich, indem Er beglückt. Die Vorsehung schütze und mehre, zum Heil des Vaterlandes, Höchst ihre theuren Tage, und lasse Höchstdieselben lange aus den Sälen dieses Gebäudes den Dank und die Segenswünsche Ihrer getreuesten Stände, die fortwährende Huldigung aller Herzen empfangen“.

Die Sprache ⁵⁾ dieser Rede ist uns heute nicht mehr leicht zugänglich, so ist die Frage erlaubt, was hat J. P. Hebel eigentlich gesagt? Schieben wir einmal alle zeitbedingten und obligatorischen Höflichkeits- und Dankesformeln beiseite, die hier in großer Anzahl vorkommen, dann bleibt als Substanz der Ansprache Hebels als Beauftragter der Baukommission für das Ständehaus: Die Ständeversammlung hat um den Bau des Ständehauses gebeten, weil die Badische Verfassung, dieses lobenswerte Geschenk, ein Ständehaus zu einem Bedürfnis macht. Dem Fürsten wird bestätigt, „nie müde“ zu sein „zu beglücken und zu erfreuen“, weil er dieses Gebäude persönlich gründen und seiner Bestimmung übergeben möchte. Durch dieses Verhalten stellt der Großherzog dieses Gebäude unter die „schönen Auspizien“, d. h., es steht unter einem glücklichen Zukunftstern, und es wird lange an den Anfang eines Landtages erinnern, der unter den „beglückendsten“ Zeichen landesväterlicher Huld steht, und das Gebäude wird auf die dankbare Nachwelt übergehen als

bleibender Zeuge der Gesinnung des Fürsten und Vater seines Volkes. Der Fürst sei gewohnt, alle Interessen des Volkes zu umfassen und zu seinen eigenen zu machen, nach dem Motto: „selbst glücklich, indem er beglückt“.

Diese kurze Rede ist sehr klar aufgebaut. Hebel war in der antiken Rhetorik geschult und verstand auch hier meisterlich sein Handwerk. Er stellt zuerst den Anlaß zu dieser Feierlichkeit heraus und wirft einen Blick in die Vergangenheit. Die neue Verfassung macht den Neubau notwendig, und die Stände haben ihn beantragt. Dann spricht Hebel von der Gegenwart. Der Fürst hat das Ständehaus genehmigt und sich bereit erklärt, Grundsteinlegung und Einweihung selbst zu vollziehen. Diese Zustimmung und das aktive Mitwirken stellen das Gebäude unter einen guten Stern, weil hier symbolisch die Gemeinsamkeit zum Ausdruck kommt. Hebel hebt dann diese Konstellation ins Politische und allgemein Gültige, indem er dem Fürsten bestätigt, immer die Interessen anderer, d. h. des Volkes, auch zu seinen eigenen gemacht zu haben. Hebel verweist dann, drittens, auf die Zukunft und die „dankbare Nachwelt“ und setzt zusammenfassend pointiert und als rhetorischen Höhepunkt, die alles umfassende Formel: „Selbst glücklich, indem er beglückt“.

Der Großherzog antwortete darauf: „Da ich nichts sehnlicher wünsche, als das Glück unseres Vaterlandes immer mehr und fester zu begründen, so lege Ich mit innigstem Vergnügen die Hand an den ersten Stein des Gebäudes, in welchem dereinst das Wohl meines teuren Volkes beraten werden soll“.

III.

Hebel hat knapp und präzise seine kurze Rede aufgebaut, aber ist sie nicht zu euphorisch und zu harmonisch? War die Antwort des Großherzogs aufrichtig und ehrlich oder nur unverbindlich freundlich? Welcher Stellenwert im politischen Geschehen kommt ihr zu?

Schlüsselwort des Textes ist das Wort „glücklich“ bzw. „Glück“, nicht nur ein Lieblingswort Hebels, sondern auch ein Ideal der damaligen Zeit⁶). Den Sinn und die Bedeutung dieser Rede verstehen wir aber erst, wenn wir uns einige Kontexte bewußt machen. Hebel hat mit seiner Rede die Flucht nach vorne angetreten. Er wußte um die zwiespältigen Gefühle des Großherzogs Ludwig bei der Grundsteinlegung des Ständehauses, denn die neue Badische Verfassung war nicht sein Werk. Diese „erste echt freiheitliche konstitutionelle Verfassung“ eines deutschen Bundesstaates war noch vom Großherzog Karl am 29. August 1818 verabschiedet worden⁷). Großherzog Karl starb am 8. Dezember 1818 und ihm folgte sein Neffe Ludwig I. auf dem Thron. Die ersten Konflikte um diese Verfassung hatte es schon gegeben. Großherzog Ludwig wußte, daß diese Verfassung und das repräsentative Ständehaus, seinen Einfluß schmälern werden, denn das Ständehaus war ein politisches und republikanisches Symbol, das in Zukunft neben das Schloß treten würde. Mehrmals hatte der Großherzog schon erfahren müssen, wie deutlich die Ständeversammlung ihre Rechte zu nutzen wußte, ja sie zu erweitern suchte. Seit dem Tode seines Vorfahren hatte sich auch die Gesamtlage in Deutschland verschlechtert. Am 23. März 1819 wird August von Kotzebue, einer der erfolgreichsten deutschen Schriftsteller in Mannheim von einem radikalen Studenten ermordet. Diese Tat wurde als Fanal und Symbol verstanden für Pressefreiheit, für eine Verfassung und für nationale Einheit. Man verstand sehr bald diesen Mord als Zusammenstoß zweier Zeitalter, als Ausdruck eines Kampfes um den geschichtlichen Fortschritt gegen das Bestehende, das sich überlebt hatte. Wie es im Volk aussah, wird erkennbar durch die Tatsache, daß bald zahlreiche Mannheimer Mütter ihren Söhnen Holzsplitter vom Schafott Karl Ludwig Sands ins Studium schickten und der Hinrichtungsort in Mannheim „Sands Himmelfahrtswiese“ genannt wurde. Das Todesurteil des Oberhofgerichts

in Karlsruhe wurde mit 13 Stimmen ohne Gegenstimme gefällt. Folge dieser politischen Vorgänge waren die Karlsbader Beschlüsse, die sich gegen alle nationalen und liberalen Bestrebungen richteten. Vier Wochen nach der Ermordung Kotzebues beginnt am 22. April 1819 die Erste Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden ihre Tätigkeit. Es ist die Eröffnungssitzung des Badischen Landtags. Hebel ist Mitglied dieser Ersten Kammer der Ständeversammlung. Er wußte also um die politischen Zusammenhänge, kannte sicherlich auch die Gefühle des Großherzogs, der von den Historikern als „ein sich militärisch gebärdender Aristokrat“⁸⁾ beschrieben wird, dem diese Verfassung alles andere als willkommen war. In diese Situation hinein spricht Hebel die Formel vom „selbst glücklich, indem er beglückt“. Es ist die Formel des Innenarchitekten, der um das Leben und das Wohlergehen in seinem Hause besorgt ist. Nach dieser Formel läßt sich gemeinsam leben, Regierende und Regierte, denn wer nach dieser demokratischen Devise lebt, der sieht im Anderen nicht das Objekt seiner Interessen und seines persönlichen Wohlergehens, sondern den Mitmenschen, dem man offen entgegentreten muß und dem das Bemühen gilt. Und in diesem gemeinsamen Lebensstil tritt das ein, was J. P. Hebel Glück nennt. Glück bedeutet die Distanzierung von allem was nur dem Eigeninteresse gilt. In dieser demokratischen Formel knüpft sich politisches und menschliches Schicksal, denn wer nach dieser Formel lebt, ist mündig, nimmt den Mitmenschen ernst, achtet ihn und fühlt sich für ihn verantwortlich, ja liebt ihn. Man hat bis jetzt viel zu wenig darauf geachtet, daß Hebel ein Mensch war, der die Menschen liebte. Nirgends finden sich in seinem Werk menschenverachtende Aussagen, und dort wo er tadelt, wird es sehr oft durch Humor gemildert. Hebels großer Freundeskreis und die weite Anerkennung, die er in allen Kreisen fand, sind ein sprechendes Beispiel für Hebels Humanität und Menschenliebe.

IV.

Hebels dialogische Formel vom Zusammenleben der Menschen räumt dem Großherzog die Möglichkeit ein, als Repräsentant der Monarchie zu leben und gleichzeitig seinen Mitmenschen die demokratisch-republikanische Lebensform zu praktizieren. Hebel hat selbst vorgeführt, wie er sich diesen Lebensstil vorstellt. Es sei hier nur kurz verwiesen auf seine Tätigkeit als Theologe und Pädagoge. Immer wieder wird ihm bestätigt, wie altruistisch er war, angefangen von seiner gastfreundlichen Geselligkeit, von seinem allzeit offenen Hause bis zum Engagement in zahlreichen Gesellschaften.

In der Politik beschäftigte er sich vor allem mit der Kultur- und Sozialpolitik. Die Sorge um Gehörlose und Stumme und das Problem der Altersversorgung waren ihm ein großes Anliegen.

Zahllos sind die Gedichte und Geschichten, die sich offen oder verdeckt mit den Fragen nach dem Glück der Menschen beschäftigen und seinen geistigen, juristischen und sozialen Voraussetzungen. Das war Innenarchitektur, denn Hebel wußte, wie schwer es war, das Land Baden zu einem einheitlichen Gebilde zu machen. Er versuchte es vor allem dort, wo seine Meisterschaft lag, im Bereich der Sprache. Wir haben uns nur zu sehr daran gewöhnt, Hebel aus der alemannischen Perspektive unseres Landes zu verstehen, d. h. vom Dialekt und von den Alemannischen Gedichten her, was natürlich auch Hebels Selbsteinschätzung entspricht, denn er wertete seine Gedichte höher als seine Prosa. Aber solche Selbsteinschätzungen von Dichtern sind nicht verbindlich für die Wirkung ihrer Werke. Bei Hebel sind es seine Kalendergeschichten, die ihn berühmt machten. Bei einer Überschätzung des Alemannischen übersehen wir, daß Hebel in seinen Geschichten weder den Dialekt noch das Versmaß verwendet, sondern die schriftdeutsche Prosa, die jedermann aus der Bibel kannte. Die Dialekteinschläge in dieser Prosa sind sehr zurückhaltend, und die Geographie dieser Geschichten

zeigt deutlich, wie weltweit und kosmopolitisch, der Zeit der Aufklärung entsprechend, sie sind. Wie weitverbreitet und wie wirksam diese Geschichten waren, zeigt uns ein kleines Zeugnis aus der Zeit. Als Ferdinand L. K. von Birkenfeld (1788–1862), ein dichtender Karlsruher Ministerialbeamter 1815 seine „Unterhaltungen für müßige Stunden“ herausgab, ein damals sehr populäres Buch, schrieb er im Vorwort, man könne es dem Leser nicht übel nehmen, wenn er unter den Wirren der Zeit nicht mehr lese „als die Bibel, das rheinische Schatzkästlein“ und noch zwei bis drei andere Werke. Die Bibel und das „Rheinische Schatzkästlein“ in einem Atemzug, zeigt doch, welche Bedeutung Hebels Werk für diese Zeit zukommt. Hebel wollte durch seine Geschichten und in der Sprache der Bibel einen Wertekatalog vermitteln, den jeder in unserem Lande und darüber hinaus verstand. Dieser Wertekatalog entspricht den Vorstellungen der Spätaufklärung im ausgehenden 18. Jahrhundert. Albert Schweitzer⁹⁾ hat ihn im 8. Kapitel seines Buches „Kultur und Ethik“ anschaulich und klar beschrieben. Er hebt hervor, den Kampf gegen die Intoleranz, den Aberglauben, die nationalen Vorurteile, die Unwissenheit, das Eintreten für Völkerverbrüderung und für ein gutes Rechtswesen. Zu jedem dieser Themen ließen sich zahlreiche Geschichten von J. P. Hebel finden. Albert Schweitzer hebt hervor, daß in dieser Zeit „in großartiger Weise die Erziehung des Menschen zum Bürger betrieben wird“ und „das öffentliche Wohl wird zum Maßstab des Gebietens der Regierenden und des Gehorchens der Untertanen erhoben.“¹⁰⁾ Hebel bringt dieses Bestreben auf die dialogische Formel und den Bezug: „Selbst glücklich, indem er beglückt“. Und der Geist dieser Formel kam in Gestalt des „Hausfreundes“ damals wohl fast in jedes Haus. Baden hatte um diese Zeit knapp 1 Million Einwohner, und die Auflagezahl des „Schatzkästleins“ in Bezug gesetzt, läßt den Schluß zu: „Der Hausfreund muß wirklich in jedes Haus gekommen sein.“¹¹⁾ Hebel schrieb klassenlose

Literatur, und deshalb wurde sie auch überall im Lande gelesen und verstanden. Diese Geschichten ermöglichten Identität, Wirgefühle und Heimatbewußtsein.¹²⁾

Schauen wir uns zum Schluß noch eine kurze, weniger bekannte Geschichte Hebels an, die gerade in unserem Zusammenhang deutlich werden läßt, wo Hebels Anliegen lag, und diese Geschichte ist zugleich ein Lob auf die Stadt Karlsruhe.

V.

Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Jakob Humbel“ erschien im Jahre 1808. Sie berichtet uns von einem jungen Schweizer Mann, dessen höchster Wunsch „Tierarzt“ zu werden war. Es ist ein langer und mühsamer Weg für ihn, denn in der Schweiz geht er zuerst bei sogenannten Viehdoktoren in die Lehre und lernt „Tränklein und Salben kochen, auch Pflaster kneten für den bösen Wind, sonst nichts — und das war nicht viel“. Jakob Humbel ist mit dieser Ausbildung genauso wenig einverstanden wie J. P. Hebel, der sich für seine Bauern qualifizierte Tierärzte wünschte. Jakob Humbel, sein Name verweist auf das französische Adjektiv „humble“, was einfach und bescheiden heißt, geht unbeirrt mit „Fleiß und Gottes Hilfe“ seinen Weg. Er wird Tagelöhner, dann Hausbediensteter, erhält guten Lohn und spart ihn für sein langfristiges Ziel. Er hört seine Herrschaft Französisch sprechen, geht in eine Schule, um auch diese Sprache zu lernen; wird eines Tages Kammerdiener, kauft sich dann vom Militärdienst frei als er gezogen wird, und geht schließlich mit dem Rest seiner Barschaft nach Karlsruhe, denn hier herrscht ein aufgeklärter Markgraf (Karl Friedrich), der eine „Tierarzneischule“ eingerichtet hatte und sie auch aus einem Fonds finanzierte. Karlsruhe wird hier als die Stadt der Wissenschaft, der Aufklärung und als die Wohltäterin weit hinaus ins Land, bis in die Schweiz, dargestellt. Nach einem gründlichen Studium kommt Jakob Humbel zurück

in die Schweiz und ist „der geschickteste und angesehenste Tierarzt in dem ganzen Schweizerlande“.

Diese Geschichte ist nicht nur Werbung für Karlsruhe¹⁴⁾ und seinen Markgrafen, sie klärt auch auf und enthält ein Programm, wie man der tierärztlichen Kurpfuscherei im Lande ein Ende setzen kann, und — darum geht es in unserem Zusammenhang — Peter Hebel begründet gleich zu Beginn der Geschichte, warum Jakob Humbel den Beruf eines Tierarztes ergreifen will und auch unbeirrbar seinen Weg geht, trotz großer Schwierigkeiten: „Um in diesem Beruf seinen Mitbürgern viel Nutzen leisten zu können“. Und Humbel war dann auch der „vergnügteste“ Mensch als er sein Ziel erreichte. Man würde Hebels Intentionen einengen, wenn man darauf verweisen würde, daß hier den Lesern einige charakteristische bürgerliche Tugenden wie Fleiß, Ausdauer, Sparsamkeit und Bescheidenheit in Jakob Humbel vorgeführt werden. Der tiefere Sinn dieser Geschichte liegt wohl in der Realisierung des Wortes und der darin verkörperten Grundauffassung vom Sinn des Lebens: Andere beglücken, macht selbst glücklich. Aber dazu bedarf es auch eines partnerschaftlichen Systems im öffentlichen Bereich: hier ein aufgeklärter, menschenfreundlicher Markgraf, der sich um seine Bürger bemüht und ihnen die Möglichkeiten bietet zu sachgerechter Ausbildung und dies kostenlos, denn Humbels Barschaft reicht gerade bis Karlsruhe, und als Partner ein engagierter junger Mann, der zielstrebig und hilfsbereit seinen Weg geht.

Wenn man von Hebels Geschichten und seinem literarischen Werk als einem dialogischen Werk spricht und dies zugleich als wichtiges Kriterium der Kalendergeschichte versteht, dann meint man damit nicht nur die oft zitierte Mündlichkeit und die vielen Gespräche in Hebels Kalendergeschichten, und den beständigen Dialog zwischen „Hausfreund“ und Leser, sondern zugleich auch die Erziehung zur Mündigkeit und zur Partnerschaft.

Dies hatte Hebel vor Augen, als er an jenem Morgen im Jahre 1820 die Grundsteinlegung des Ständehauses mitvollzog, und dies war badische Innenarchitektur¹⁵⁾. Daß Hebels Formel und die in ihr ausgedrückte Haltung noch heute Gültigkeit hat, wissen wir von den Philosophen und Theologen unseres Jahrhunderts. Sie wäre auch als Motto für ein neues „Ständehaus“ nicht ungeeignet.

¹⁾ Ansprache, gehalten anlässlich der Hebel-Geburtstags-Feier vor dem Ortsverein der Badischen Heimat Karlsruhe am 5. Mai 1988.

²⁾ H. Schwarzmaier, In: Baden, Land-Staat-Volk 1806—1871; Hrsg. v. Generallandesarchiv Karlsruhe, Karlsruhe 1980, S. 32. Zur wirtschaftlichen Lage vergleiche ebenda R. Rupp und H. G. Zier S. 75 ff.

³⁾ In den letzten Monaten war in Karlsruhe und landesweit viel die Rede von diesem politisch bedeutsamen Gebäude und dessen Wiederaufbau und Verwendung. Eine ausführliche Dokumentation der Diskussion erscheint demnächst.

⁴⁾ Ich verdanke diesen Fund nicht zuletzt Herrn Dr. Heinz Schmitt, Direktor der Stadtbibliothek Karlsruhe, der mir einen nützlichen Hinweis gab. Ihm sei dafür aufrichtig gedankt.

⁵⁾ Die Schreibweise ist heutigem orthographischem Gebrauch geringfügig angepaßt.

⁶⁾ Vgl. K. Foldenauer: Johann Peter Hebels Formel vom Glück. In: Badische Heimat Heft 4/1985 S. 724—732. Damals war mir wohl Hebels Schlußpointe seiner Rede bekannt, W. Zentner zitiert sie in seiner Hebel-Biographie, gibt aber keine Quellen an. Die ganze vollständige Rede Hebels fand ich erst später.

⁷⁾ H. Schwarzmaier S. 36 a. a. O.

⁸⁾ H. Schwarzmaier S. 33 a. a. O.

⁹⁾ Albert Schweitzer: Kultur und Ethik. München 1981

¹⁰⁾ Albert Schweitzer S. 188 a. a. O.

¹¹⁾ Ludwig Rohner: Hebel und seine Leser. Schriftenreihe des Hebelbundes 31, 1983, S. 98

¹²⁾ Einige der hier dargestellten Werte tauchen dann 1948/49 wiederum auf bei Bertolt Brecht als er seine „Kalendergeschichten“ zusammenstellte in einer politischen Situation, die der Hebels ähnlich war. Auch 1948 ging es um den Neuaufbau eines Landes und um die Konstituierung eines neuen bzw. alten Wertekatalogs. Und es ist wohl nicht Zufall, daß Brecht gerade den Titel „Kalendergeschichten“ wählte, der auf J. P. Hebel zurückverweist.

¹³⁾ Vgl. Peter Nusser: Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Jakob Humbel“. In: Der Deutschunterricht H. 1/1988, S. 5 ff

¹⁴⁾ Diese „Tierarzneischule“ war eine in Karlsruhe sehr hoch angesehene Institution.

¹⁵⁾ Daß es auch württembergische Innenarchitektur gibt, könnte uns das Werk Ludwig Uhlands zeigen und vielleicht, zeitlich später, das Werk Wilhelm Hauffs mit seinem „Lichtenstein“. Ein Vergleich würde sich wohl lohnen.

Max Picard (4)

Im Winter ist das Schweigen als etwas Sichtbares da

Im Winter ist das Schweigen als etwas Sichtbares da: der Schnee ist das Schweigen, das sichtbar gewordene Schweigen.

Der Raum zwischen Himmel und Erde ist besetzt von ihm, Himmel und Erde sind nur Rand des schneeigen Schweigens.

Die Flocken des Schnees begegnen einander in der Luft und fallen miteinander auf die Erde, die selbst schon weiß ist im Schweigen: Schweigen begegnet dem Schweigen.

Stumm stehen die Menschen am Rande der Straße, das Wort der Menschen ist zugedeckt vom Schnee des Schweigens. Was übrig blieb vom Menschen, ist seine Gestalt, sie ist wie ein Meilenstein des Schweigens: die Menschen stehen still, und zwischen ihnen durch bewegt sich das Schweigen.

Vom Schweigen also wird die Zeit begleitet, von ihm wird sie bestimmt: ihre Lautlosigkeit kommt vom Schweigen, das in ihr ist. Das Laute der meßbaren Zeit aber, der Takt der Zeit, wird übertönt vom Schweigen.

Die Zeit wird gedehnt durch das Schweigen.

Überwiegt das Schweigen so sehr in der Zeit, daß sie ganz aufgegangen ist in ihm, dann steht die Zeit still. Es ist nichts als das Schweigen da: das ist das Schweigen der Ewigkeit.

Max Picard, Die Welt des Schweigens

Eine Ära geht zu Ende —

Beatrice Steiner nimmt Abschied
von der Literarischen Gesellschaft in Karlsruhe

Leonhard Müller, Karlsruhe

Mit Napoleon hat sie nur die Größe gemeinsam; ihre „Waffen“, mit denen sie literarisches Land erobert, sind Liebenswürdigkeit, Einfühlungsvermögen, Zuhörenkönnen, aber auch werbende Überzeugungskraft. Wenn sie nach 12 Jahren nun im verdienten Pensionsalter den Platz in der Geschäftsführung der Literarischen Gesellschaft und des Oberrheinischen Dichtermuseums in Karlsruhe räumt, wird eine Ära zu Ende gehen, in der sie dem literarischen Leben am Oberrhein wesentliche Impulse verleihen konnte.

Bei den traditionell engen Kontakten der Badener zur Schweiz erscheint es niemandem ungewöhnlich, daß Beatrice Steiner Schweizerin mit Herz und Seele ist. So sehr ihr ein Leben in der Bundesrepublik gefällt — mittlerweile seit 25 Jahren —, so wenig verleugnet sie ihr Geburtsland, das sie freilich in der Literatur als Teil eines gemeinsamen deutschsprachigen Raums sieht.

1923 in Zürich geboren studierte die Beamtentochter an den Universitäten Zürich und Bern Germanistik, Geschichte und National-



Am 7. 5. 1988 erhielt Dr. Beatrice Steiner die Verdienstmedaille in Gold des Landes Baden-Württemberg aus der Hand von Ministerpräsident Lothar Späth.

ökonomie und promovierte über ein Thema zur englischen Diplomatie in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges bei den Historikern Leonhard von Muralt und Max Silberschmidt. Doch nicht Historie oder Germanistik füllten ihre ersten Berufsjahre aus. Bei der schweizerischen Filmgesellschaft „Präsens“ war sie eine vielbeschäftigte Mitarbeiterin, vor allem im Übersetzen fremdsprachiger Drehbücher. „Vier im Jeep“ hieß ein bekannter Film in den Fünfzigerjahren, den sie übersetzt und für die deutsche Synchronisation fertiggestellt hat. Aber auch als Fremdenführerin für auswärtige Filmgrößen diente die vielseitige Assistentin und zeigte unter anderem einem Westernstar namens Ronald Reagan die Schönheiten der Schweiz.

Ihre Heirat mit dem Berner Jacob Steiner, Schüler des bedeutenden Germanisten Emil Staiger, brachte ihr das Wanderleben an der Seite eines gefragten Ordinarius: Upsala, Münster, Göttingen, seit 1972 Karlsruhe. Da bot sich der Germanistin, die inzwischen drei Söhne und eine Tochter großgezogen hatte, die Möglichkeit, ihr vielen literarischen Kontakte im größeren Rahmen als Geschäftsführerin der „Literarischen Gesellschaft“ in Karlsruhe zu nutzen.

Überblickt man allein die Dichterlesungen, die sie in den vergangenen zwölf Jahren veranstaltet hat, so ähnelt die Liste einem „Who is who“ der zeitgenössischen Literatur: Martin Walser, Günter Grass, H. C. Artmann, Pavel Kohout, Horst Bienek, Karl Krolow, Peter Härtling, Gerold Späth, Dieter Welershoff, Jurek Becker, Walter Kempowski, Siegfried Lenz, Wolfdieterich Schnurre, Hilde Domin, Uwe Johnson, Wolf Wondraschek — die Reihe ließe sich um ein beliebiges verlängern. Einem Rainer Kunze vermittelte Beatrice Steiner nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik eine erste literarische Plattform vor Karlsruher Publikum.

Den ortsnahen Schriftstellern galt ihre besondere Aufmerksamkeit. Walter Helmut Fritz arbeitet seit Jahren in der Literarischen Gesellschaft mit, Monika Cämmerer hat hier ge-

lesen, Reinhard Gröper und noch manch andere, die hier nicht alle genannt werden können.

Wenn eine Gruppe eine besondere Förderung erfuhr, dann die der jungen Talente. Hier bot nicht nur die Vorstellung der literarischen Arbeit eine Chance; die vielfältigen Kontakte zu Verlagen, die sich Beatrice Steiner geschaffen hat, ermöglichten manchen Start, der sonst schwieriger gelungen wäre. Da war es auch günstig, daß die Geschäftsführerin Dr. Steiner in die Jury verschiedener Institutionen gewählt wurde: Goethe Stiftung Basel, Vergabe des Hebel-Preises, Vergabe von Stipendien des Landes Baden-Württemberg. Freilich hieß das viele eingesandte Manuskripte lesen, sprach es sich doch bald herum, daß sich in dem alten Bürgerhaus in der Röntgenstraße eine „Literaturagentur“ so en passant eingerichtet hatte, von der aus natürlich auch wohlmeinende Kritik und freundliche Absage erteilt werden mußten.

Neben den Einblicken in literarische Produktionen steht die Vortragsreihe von Wissenschaftlern und Kritikern mit Rang und Namen: Peter Wapnewski, Elmar Mittler, Emil Staiger, Robert Steiger, Beda Allemann, Bernhard Zeller, Marcel Reich-Ranicki seien als Vertreter für andere genannt. Daß sich unter diesen Namen die mehrerer Schweizer befinden, ist den besonderen Kontakten von Frau Steiner zu danken, die sie durch regelmäßige Reisen verstärkte.

Ihr berufliches Domizil im Haus des Oberrheinischen Dichtermuseums beherbergte früher eine Dauerausstellung, die gewiß ihren Reiz hatte, aber bald im Verborgenen blühte. Beatrice Steiner ist es gelungen, durch eindrucksvolle Wechsellausstellungen Besucher von weit her nach Karlsruhe zu ziehen. Hier eine Auswahl von Themen: „Grimmelshausen“, „Max Frisch“, „Robert und Karl Walser“, „Autoren aus Baden-Württemberg“, „Karl May“, „Stefan Zweig“, „In der Residenz — Literatur in Karlsruhe 1715—1918“, „Goethe und Frankreich“, „Thomas Mann“, „Finnische Bücher“ — ein breiter Bogen, der

hier gespannt wurde. Den Oberrhein als kulturelle Symbose verstehen, hieß besonders auch das Elsaß in Ausstellungen und Vorträgen einbeziehen, und als Ehefrau eines Germanisten, der auch als Maler Profil gewonnen hat, sieht Beatrice Steiner immer auch die Querverbindungen zwischen den Künsten. Ausstellungen wie „HAP Grieshaber und die Dichter“ oder „Femmage — 11 junge bildende Künstlerinnen stellen aus“ geben davon Zeugnis.

Bleibt noch die Publikation der Jahregaben für die Mitglieder der Literarischen Gesellschaft. Die beiden Bände von Professor Bernhard Thum, Universität Karlsruhe, „Aufbruch und Verweigerung — Literatur und Geschichte der Oberrheinlandschaft im hohen Mittelalter“ sind nur ein Beispiel für die anspruchsvollen erstmaligen Veröffentlichungen von wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten.

Die „Geschäftsführung“ einer Institution wie der hier beschriebenen, will auch wörtlich verstanden werden. Da sind pro Jahr ca. 550 Scheffel-Preisträger zu betreuen, Schülerin-

nen und Schüler vorwiegend aus Baden-Württemberg, die in ihren Klassen den besten Abituraufsatz geschrieben haben und die mit einem Buchpreis ausgezeichnet werden. Ausstellungen, das bedeutet auspacken, aufstellen, umräumen, kurz vor Eröffnung immer unter Druck stehen. Und mit den begrenzten finanziellen Mitteln muß sinnvoll gewirtschaftet werden. Die sparsame Schweizerin, die für Gottes Lohn hier wirkt, hat bewiesen, daß literarisches Gespür und Kunstverständnis mit solider Haushaltsführung verknüpfbar sind.

Kein Wunder, daß Beatrice Steiner mit ihrem Blick für Realitäten eine geschätzte Mitveranstanalterin für die Stadtverwaltung Karlsruhe bei den „Europäischen Kulturtagen“ wie auch bei den Aktivitäten der hiesigen Volkshochschule war.

Kann man sich diese agile femme de lettres im Reduit vorstellen? Man wird sich daran gewöhnen müssen, aber sich der Jahre, da sie die literarische Landschaft am mittleren Oberrhein mitprägte, dankbar erinnern.

Max Picard (5)

Max Picard und Martin Heidegger

Merkwürdig ist: daß Heidegger, der selber das Wortgeräusch verstärkt durch solche Sätze wie: „Die Welt ist die sich öffnende Offenheit der weiten Bahnen der einfachen und wesentlichen Entscheidungen im Geschick eines geschichtlichen Volkes“ („Holzwege“) — merkwürdig ist, daß sich Heidegger trotzdem des Wortes bis zu seiner Wurzel erbarmt und es loslösen will aus dem Wortgeräusch. Dazu treibt ihn, glaub ich, das dichterische Element in ihm, der dichterische Eros, der manchmal zu einem Wort hin eruptiv aus ihm aufbricht. Es scheint mir überhaupt, daß Heideggers Philosophie sich bewegt um ein Gedicht herum, das er nicht dichten kann. Er umschreitet mit seiner Philosophie den Raum eines Gedichts, den er selber nicht einzunehmen vermag.

Wort und Wortgeräusch, 1953, S. 31

Heidegger versucht das Wort etymologisch zu ergreifen, er fährt dem Wort entlang bis an seine Wurzel und hält es dort fest. Das griechische Wort *aletheia*, Wahrheit, zum Beispiel, heißt dann nicht Wahrheit, sondern nach seinem etymologischen Wortsinn das Unverborgene, das Aufgedeckte. Wie ein Archäologe beugt Heidegger sich über das ausgegrabene Wort hin, bis zu seiner Wurzel, an der Wurzel sucht er das Wort wieder einzupflanzen. Aber das, was das Wort so von der Wurzel her von sich aussagt, ist, so scheint es mir, nur ein Traumgespräch des Wortes mit sich selber. Und das Wort wird durch die Heideggersche Etymologie nur zu neuen Assoziationen verführt; die Assoziationen, die falschen Bindungen, bewegen sich jetzt nicht mehr horizontal vom Wort zum Nebenwort, sondern zur Wurzel, vertikal, das Wort holt nun seine Assoziationen aus seiner Vergangenheit, das Wort wird nicht fest dadurch. Fest wird das Wort erst durch seinen Gegenstand, der in der festen Ordnung des Geistes gehalten wird. Das Wort gehört dann vor allem zum Gegenstand und erst dann zum nächsten Wort, Wort und Gegenstand sind eines, in einer heftigen Gegenwart beieinander; die Vergangenheit, das Etymologische wird durch diese heftige Gegenwart aufgesaugt: ein solches Wort hat seine Vergangenheit in der Gegenwart bei sich, ohne daß sie etymologisch hervorgezerrt wird.

Der Mensch und das Wort, 1955, S. 110

Hohe Ehrung für Friedrich Resin

Walter Jung, Lörrach

Beim diesjährigen „Schatzkästlein“ des Hebelbundes Lörrach wurde Friedrich Resin, Kaufmann und Verleger aus Weil am Rhein durch die Verleihung des „Hebeldanks“ hoch geehrt. Damit wurde er zum 40. Träger dieser begehrten Auszeichnung, die 1949 vom Hebelbund Lörrach gestiftet wurde. Mit dem damit verbundenen goldenen „Schatzkästlein“ werden seit 1949 Frauen und Männer aus Baden, dem Elsaß und der Schweiz geehrt, die sich um ihre Heimat auf besondere Weise verdient gemacht haben (siehe Liste der Hebeldankträger).

In diesem Jahre hatte das Präsidium des Hebelbundes beschlossen, dem Weiler Kaufmann und Verleger Friedrich Resin den „Hebeldank“ zu verleihen. Der Präsident des Hebelbundes, Dekan Gerhard Leser, Lörrach würdigte bei der eindrucksvollen Feierstunde in der Lörracher Stadthalle am 14. Mai 1988 Friedrich Resin wie folgt: Wenn sich im Bereich des Kulturellen etwas bewegen, entwickeln und verändern soll, dann bedarf es zweier Bedingungen. Ohne das Vorhandensein dieser Bedingungen, die sich auf den ersten Blick gegenseitig auszuschließen scheinen, wird sich Kultur nicht realisieren.

Die erste Bedingung wird umschrieben mit dem, was wir Idee nennen — oder zündender Funke — künstlerische Phantasie, Kreativität und Vision.

Die zweite Bedingung — die nicht minder wichtig ist, als die erste — verweist auf die Möglichkeit, das Gedachte, Erschaute und Erkannte in die Erfahrungswelt unserer Zeit und des irdischen Raumes umzusetzen. Geist und Materie müssen zusammenkommen, wenn sich Kultur und insbesondere Kunst unter uns ereignen sollen.

Immer dort, wo sich Menschen finden, die beides vereinen, entwickelt sich Kultur in Form von Kunst.

Der Hebelbund freut sich, in diesem Jahr durch die Verleihung des Schatzkästleins 1988 einen Menschen ehren zu können, der beide Bedingungen erkannte und in seinem Leben verwirklichte. Wir ehren einen großen Anreger, der aufmerksam macht und so andere aufmerken läßt. Seine Wiege stand jenseits des Tüllinger Bergs in Weil am Rhein. Seine Eltern — fleißige, arbeitende und strebsame Leute — ermöglichten ihm den Weg ins Kaufmännische. Von der Pike an erlernte er seinen Beruf. Er arbeitete sich hoch und wurde schließlich Firmen- und Geschäftsinhaber. Heute arbeiten in seinem Geschäft, das er vor Jahren als einzelner gründete, 120 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. „Mit viel Mut und wenig Geld“ habe er die Gründung unternommen, bekennt er, wenn er aus seinem vielseitigen Leben erzählt.

Unser neuer Schatzkästlein-Träger gehört nicht — wie er zu sagen pflegt — zu den „lauten Trommlern“, dafür aber — so füge ich mit Betonung hinzu — zu den Zähnen, Treuen und Beständigen im Lande. Er erkannte immer die Ziele, ohne die sinnvolles Leben nicht möglich ist. Das, was er erkannte, verwirklichte er. Der Mut, das in die Wirklichkeit umzusetzen, was als richtig erkannt wurde, kennzeichnet seine Persönlichkeit.

In jungen Jahren setzte er sich neben seinem geschäftlichen Tun intensiv für das öffentliche Leben ein. In den harten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte er zu den „Männern der ersten Stunde“, die damals mithalfen, ein neues Staatsgefüge zu formen, in dem sich demokratischer Geist entfalten konnte.



Friedrich Resin

Er bekleidete eine Anzahl von Ämtern im Bereich der Politik und Wirtschaft. Später wandte er sich dem Kulturellen zu. Ohne geschichtliche Wurzeln und historisches Wissen kann gegenwärtiges Leben nicht gestaltet werden, vom zukünftigen gar nicht zu reden. Eine Folge dieser Einstellung ist sein Bemühen, Geschichte zu erforschen und Genealogien offenzulegen. Wenn er — zum Teil in mühsamer Kleinarbeit — den Stammbaum

seiner Familie in klarer Übersichtlichkeit zusammenstellt, dann macht er nicht nur seiner geschätzten Ehefrau, die sein Werk immer unterstützte und den vier Kindern mit ihren Familien ein wertvolles Geschenk. Er weist darüber hinaus alle Bürger und Bürgerinnen dieses Landes auf die Wurzeln menschlichen Seins hin und fordert indirekt dazu auf, die kulturelle Identität zu suchen. Eine Folge dieser seiner Einstellung ist das Bemühen, Ge-

schichte, die sich in Dokumenten zeigt, zugänglich zu machen.

Zwei von vielen Ereignissen möchte ich nennen. „Aus alten Tagen — Lebenserinnerung eines Markgräflers“ lautet der Titel des Buches von Eduard Kaiser, das 1910 veröffentlicht wurde. Daß wir dieses Buch heute lesen können und damit Wertvolles über Vorgänge aus dem letzten Jahrhundert aus Lörrach und Umgebung erfahren, verdanken wir ihm

„Alte Weisen zu alemannischen Gedichten von Johan Peter Hebel, gesammelt von K. F. Rieber“, herausgegeben 1926, dem 100. Todesjahr Hebels, neu aufgelegt im Frühjahr 1988 lautet der andere Titel. Allen Hebel-freunden, die auch Freude an der Musik haben, ist damit möglich geworden, die alemannischen Gedichte in verschiedenen Tonsätzen zu erleben.

Dazu kommen Kalender mit den Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel, Schriften von Burte, Albrecht und nicht zuletzt viele Veröffentlichungen zum Bildwerk des bekannten Malers Adolf Glattacker.

Initiative und Ausführung verdanken wir dem Mann, den wir in dieser Stunde ehren wollen. Ich spreche von Friedrich Resin aus Weil am Rhein, dem der Hebelbund Lörrach das Schatzkästlein 1988 überreicht.

In einer kurzen, im schönsten alemannisch gehaltenen Ansprache bedankte sich Friedrich Resin für die hohe Ehrung. Er betrachte sie als die Schönste, die er bisher im Leben empfangen habe. Er appellierte dann an die Anwesenden, dem Verfremden der Sprache und dem Verflachen der Menschen Einhalt zu gebieten. Im übrigen habe es ihm stets daran gelegen, vergessene Autoren und Geschichten zu neuem Leben zu verhelfen. Sein Wirken sei der Liebe zu Heimat und ihrer Sprache entsprungen. Daran wolle er weiterarbeiten, solange ihm der Herrgott die Kraft dazu gebe.

Die große Festversammlung dankte Friedrich Resin mit langanhaltendem Beifall für seine eindrucksvolle Ansprache.

Hebeldankträger

- 1949 Adolf Glattacker, Maler †, Lörrach-Tüllingen
- 1950 Professor Dr. med. Hans Iselin †, Lörrach-Basel (Schweiz)
- 1951 Professor Franz Philipp, Komponist †, Schönau-Freiburg i. Br.
- 1952 Hans Kaltenbach, Maschinenfabrikant †, Lörrach
- 1953 Julius Wilhelm, Denkmalpfleger †, Lörrach
- 1954 Josef Pfeffer, Alt-Bürgermeister †, Lörrach
- 1955 Professor Dr. Adolf Strübe, Maler und Bildhauer †, Lörrach
- 1956 Ministerialrat Professor Dr. Karl Asal †, Freiburg i. Br.
- 1957 Ernst Freidrich Bühler, Chormeister †, Steinen i. W.
- 1958 Professor Alfred Holler, Lehrer †, Lörrach
- 1959 Dr. Otto Kleiber, Redaktor †, Basel (Schweiz)
- 1960 Emil Hutter, Rektor i. R., †, Lörrach-Stetten
- 1961 Frau Emilie Gruber-Winter †, Lörrach
- 1962 Hans Stössel, Generaldirektor †, Lörrach
- 1963 Richard Bampi, Keramiker †, Kandern
- 1964 Ernst Brugger †, Sendeleiter des Südwestfunks, Studio Freiburg i. Br.
- 1965 Dr. Peter Zschokke, Regierungsrat, Basel (Schweiz)
- 1966 Professor Dr.-Ing. Herbert Albrecht, Rheinfelden, Vorsitzender des Bürgelbundes
- 1967 Anton Dichtel, Regierungspräsident von Südbaden †
- 1968 Joseph Rey, Oberbürgermeister, Colmar
- 1969 Senator Dr. jur. Robert Müller-Wirth, Verleger †, Karlsruhe
- 1970 Universitätsprofessor D. Dr. Ernst Staehelin-Kutter †, Basel (Schweiz)
- 1971 Dr. jur. Gebhard Müller, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, Karlsruhe

- 1972 Bürgerlicher Sängerverein Lörrach
1833 e. V.
- 1973 Wolfgang Bechtold, Landrat i. R., Lörrach
- 1974 Dr. Karl Friedrich Rieber, Musikdirektor †, Lörrach
- 1975 Walter Jung, Ratschreiber, Lörrach
- 1976 Professor Paul Stintzi †, Mulhouse
- 1977 Dr. Theo Binder, Urwaldarzt
- 1978 Professor Dr. Georg Thürer, Teufen/
St. Gallen (Schweiz)
- 1979 Dr. Hermann Person, Regierungspräsident i. R., Freiburg i. Br.
- 1980 Gerhard Moehring, Kustos des Heimatmuseums, Lörrach
- 1981 Professor Dr. Raymond Matzen,
Straßburg
- 1982 Dr. Erhard Richter, Oberstudiendirektor,
Grenzach-Wyhlen
- 1983 Egon Hugenschmidt, Oberbürgermeister i. R. Lörrach
- 1984 Dr. h. c. Arnold Schneider, Altregierungsrat, Basel
- 1985 Hans Schneider, Journalist, Freiburg
i. Br.
- 1986 Prof. Percy Watkinson, Komponist,
Lehnacker
- 1987 Hanns U. Christen, Publizist, Basel
- 1988 Friedrich Resin, Kaufmann, Weil am
Rhein

Heinrich Eehalt

Zur Erinnerung an einen vergessenen Künstler

Wolfgang Leiser, Erlangen/Nürnberg

Am 4. Juli 1988 waren es 50 Jahre her, daß der Medailleur und Graphiker Heinrich Eehalt (Abb. 1,6) in Karlsruhe die Augen schloß. Alt ist er nicht geworden. Trotz eines umfangreichen Lebenswerkes hat man ihn überraschend schnell vergessen, so daß die Begegnung mit seinen Arbeiten einer Neu-Entdeckung gleichkommt. Sicher werden jetzt manche Münzensammler widersprechen und darauf verweisen, daß Arbeiten dieses Künstlers auf den Auktionen hohe und noch immer

steigende Preise erzielen und Medaillen, wie die auf die Jubiläen des Badischen Kunstvereins, der Technischen Hochschule (heute Universität) Karlsruhe oder des Schlosses Bruchsal wohlbekannt sind. Ja, aber wer weiß schon, daß Eehalt sein Bestes in Portraitmedaillen von Privatleuten gegeben hat, Kunstwerke, die oft nur in einem einzigen Exemplar existieren, selten einmal in einem halben Dutzend? In keinem unserer Museen ist dieses Werk vollständig zu finden. Daneben gibt



Abb. 1
Selbstbildnis, 1910.
Einseitiger Eisenguß,
Ø 100 mm

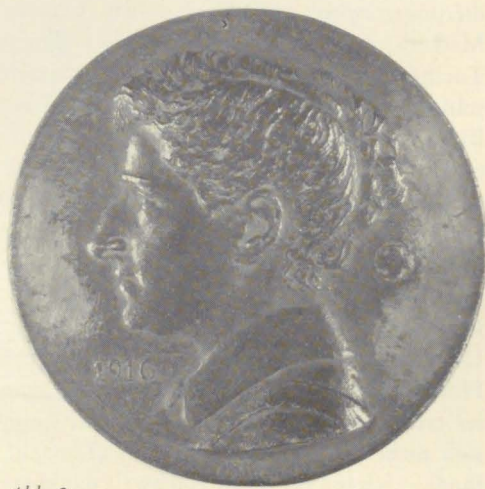


Abb. 2
Unbekannte Rot-Kreuz-Schwester, 1916.
Einseit. Silberguß, Ø 86 mm.

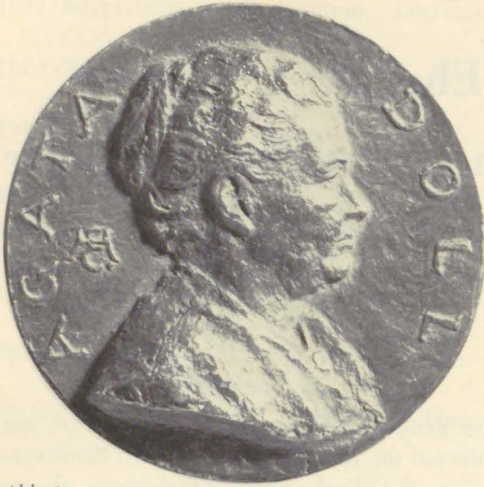


Abb. 3
 Agathe Doll, 1908.
 Einseit. Bronzeuß, Ø 73 mm

es zahllose graphische Blätter, auch hier vorzügliche Portraits. In den zwanziger Jahren zeigte sich der Direktor der Landeskunsthalle Dr. Storck sehr beeindruckt und erwarb einiges für sein Institut. Heute habe ich keinen Kunsthändler mehr gefunden, der auch nur den Namen kannte! Wo sind die vielen Radierungen wohl geblieben? — Ein schönes Medaillenportrait, es stellt die jugendliche Tochter des Künstlers dar und gehört zu den ständigen Exponaten des Münzkabinetts im BLM, machte mich neugierig. Mit erheblicher Mühe gelang es, das Oeuvre in den Blick zu bekommen, und als schließlich weitab von Karlsruhe, nämlich in Braunschweig, der Restnachlaß gefunden werden konnte, zeigte sich, welch ungemein reiches Lebenswerk da vergessen worden war. Ich will es kurz in Umrissen und Beispielen beschreiben. Höchstwahrscheinlich habe ich noch nicht alles ermittelt, es sollte mich wundern, wenn sich nicht da und dort noch ein „Ehehalt“ fände — ich bin für jeden Nachweis dankbar! E. wurde am 13. September 1879 in Straßburg geboren, ist jedoch kein Elsässer: Der

Vater stammte aus Eppingen, die Mutter aus Wössingen, die Handwerkerleute lebten nur vorübergehend an der Ill, 1888 zogen sie nach Wössingen und schließlich 1899 nach Karlsruhe, wo der Vater ein Blechner- und Installationsgeschäft eröffnete, das ein jüngerer Sohn noch lange fortführte. Heinrich, der ältere, ging in Wössingen zur Schule, kam 1894 als Graveur- und Ziseleur-Lehrling nach Pforzheim, bis die künstlerische Begabung so durchschlug, daß er 1901 die Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe bezog. Als seine Lehrer nennt er Ludwig Schmid-Reutte für die Zeichenkunst und Herrmann Volz für die Bildhauerei. Wie es damals an der Karlsruher Akademie zuging, welche Anregungen die jungen Leute empfangen, haben uns viele in ihren Erinnerungen geschildert. Die großen Meister zogen bedeutende Schüler an, in Karlsruhe blühte nicht nur die Malerei, sondern, was weniger bekannt ist, auch die Bildhauerei — die große Ausstellung des Vorjahres „Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe 1715—1945“ hat es überraschend deutlich gemacht. Albiker ist nach Umwegen erst nach Karlsruhe, bzw. Ettlingen zurückgekehrt, Binz und Sutor sind immer dageblieben, Schliessler hat Karlsruhe nach dem 2. Weltkrieg wieder verlassen. Der Kreis der Freunde und Mitstrebenen zeichnet sich noch nicht deutlich ab, denn Ehehalts schriftlicher Nachlaß ist noch nicht ausgewertet, bekannt ist nur, daß er seinem zu höchsten Jahren gekommenen Lehrer Volz (gest. 1941) verbunden blieb, ebenso dem Studienfreund O. Schliessler. Als Fritz Hirsch 1904 ff. für die badische Hochbauverwaltung Schloß Bruchsal renovierte und einen Bildhauer suchte, machte man ihn auf den Akademiestudenten Ehehalt aufmerksam — der erhielt nun seine ersten öffentlichen Aufträge, von denen der Bruchsaler Amalienbrunnen sicher am populärsten ist. Groß- und Kleinplastiken hat er damals geschaffen, 1911 ein eigenes Bildhaueratelier in Karlsruhe eröffnet, aber schon 1904 arbeitete er als Medailleur, ohne daß wir

wüßten, wie er auf diese ihm schließlich, wie er schreibt, zum „Spezialfach“ gewordene Kunstgattung kam. Ehehalt hatte mit diesen Arbeiten, meist Portraits, rasch beträchtlichen Erfolg, bis zum Ausbruch des Weltkrieges entsteht ein halbes Hundert solcher Kleinkunstwerke, darunter Bildnisse seines Gönners Fritz Hirsch und dessen Tochter (der später bekannt gewordenen Schauspielerin Anneliese Born), Auftragsarbeiten für wohlhabende Privatleute (Abb. 3), und auch

schon ein hochoffizielles Stück, nämlich die „Großherzog Friedrich Medaille für Architektur“ der TH Karlsruhe, die das Bild des Landesfürsten trägt. Dann muß der Künstler zu den Waffen. Bei den blutigen Kämpfen an der Somme kommt er 1916 fast zu Tode, der Felddienstuntaugliche wird bis Kriegsende in den Werkstätten des Lazarets Etlingen beschäftigt. Aus dieser Zeit stammen sehr viele Portraits (Medaillen und Graphiken) von Kriegskameraden, meist einfache Landser,



Abb. 4
Ehepaar Hans Zippelius und Dora Zippelius-Horn, 1928.
Einseit. Silberguß, Ø 98 mm.

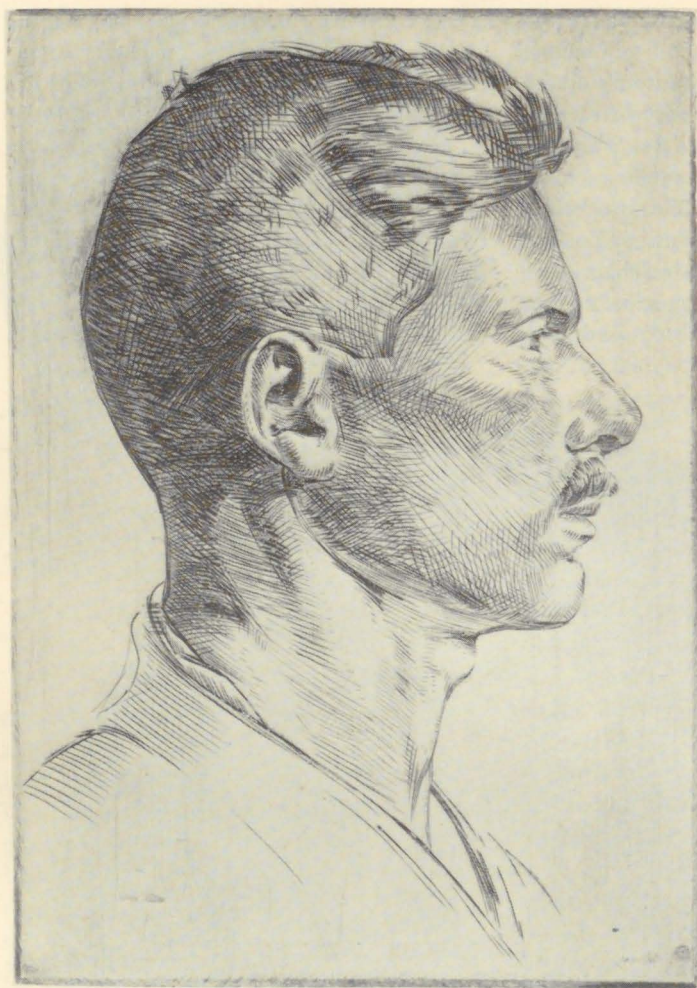


Abb. 5
Radierung 1919

junge Feldsoldaten und alte Landsturmmänner (Abb. 7); martialisches Gehabe sucht man vergebens, das sind Leute, die zu den Fahnen mußten, Zivilisten in Uniform, vielen stehen Not und Strapaze im Gesicht. Von besonderer menschlicher Wärme sind die Medaillenportraits der drei Rot-Kreuz-Schwestern, die Eehalt im Lazarett pflegten (Abb. 2). Nach Kriegsende, Zusammenbruch und Inflation hatte das Privatportrait in Metall seine wirt-

schaftlichen Voraussetzungen weitgehend verloren, denn das Bürgertum war nun verarmt, es entstehen nicht mehr sehr viele solcher Stücke, allerdings durchweg sehr qualitätvolle (Abb. 4). Die schon früher recht zahlreichen Bildnisse der eigenen Familie schieben sich noch mehr in den Vordergrund. An die Stelle des privaten Auftraggebers tritt für diesen wie viele andere Künstler die öffentliche Hand, wengleich Mäzenatentum,

Kunstförderung als kulturstaatliche Aufgabe nur zögernd erfaßt wird. Wohl durch Vermittlung von Fritz Hirsch, der in der Weimarer Zeit zum obersten Baubeamten Badens avancierte, erhielt Ehehalt zahlreiche Aufträge des Freistaates und öffentlicher Körperschaften, zu nennen sind hervorragend gelungene Verdienstmedaillen der jungen Republik (die ja keine Orden mehr verlieh); sie sind beschrieben und abgebildet bei *H. Volle*, *Badens Orden, Ehrenzeichen, Prämienmedaillen* (1976). Vor allem war es Ehehalt, der zusammen mit dem (jüdischen, später in die Emigration gegangenen) Graphiker Gustav Wolf das Wappen des Freistaates entwarf. In Keramik ausgeführt, hängt es in alter Ausformung nur noch an einer Stelle, nämlich am Forstamt beim Ahaweg in Karlsruhe, doch wird es seit einigen Jahren von der Staatlichen Majolika Karlsruhe neuerlich gefertigt, und das nostalgische Hoheitszeichen erfreut sich wieder großer Beliebtheit! — In den wirtschaftlich schweren Zeiten bemüht sich der Künstler um öffentliche Aufträge, Firmenaufträge und dgl. Manch schönes Stück durfte er ausführen, diese „Miszellenmedaillen“ sind wie gesagt noch bekannt. Vieles scheint aber über das Gipsmodell nicht hinausgekommen zu sein, so eine Medaille auf den Vorsteher der israelitischen Kultusgemeinde Dr. Homburger von 1936 (!), vermutlich die einzige Abbildung der Karlsruher Synagoge auf einer Medaille. Es hängt wohl mit den relativ hohen Kosten zusammen, die der Erwerb einer Medaille dem Liebhaber verursacht, wenn E. nun Graphik, vor allem preiswertere Druckgraphik, in größerem Umfang produziert. Dieser Teil seines Werkes ist sehr motivreich, da gibt es den Turmberg über Durlach, Tiere aus dem Karlsruher Stadtgarten, den gerade aufgeschlagenen Zirkus Busch, Bodenseelandschaften, usw. Ich mußte mich aber sehr täuschen, wenn nicht auch hier das Portrait ein besonderes Gewicht hätte! Bildnisse in Blei, in Silberstift, mit der Feder gezeichnet, radiert, gestochen in Zelluloid (!), Männer und Frauen, große und klei-

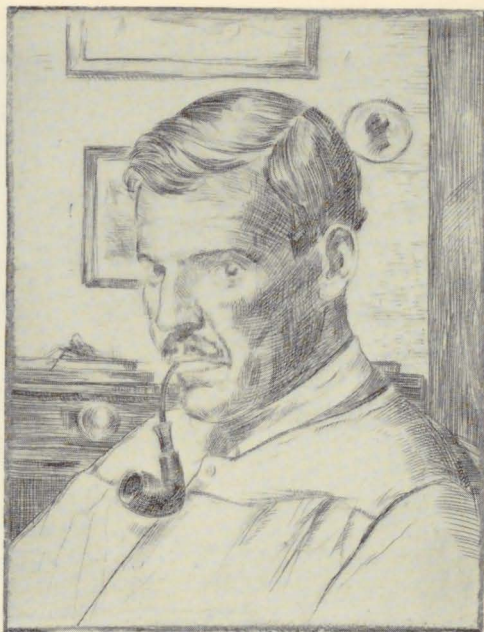


Abb. 6
Selbstbildnis, Radierung 1921



Abb. 7
Landsturmann, Radierung 1919



Abb. 8
Radierung o. J.

ne Kinder (Umschlag, Abb. 9). Alle ungemein einfühlsam, technisch verschieden angelegt, teils mit ausgesprochen plastischer Wirkung in dichten Strichlagen, teils sehr zart, fast nur in Umrißlinien (Abb. 10), gelegentlich mit lichter Tonplatte unterlegt. Für den Künstler bezeichnend scheint mir, daß kaum ein Blatt den Dargestellten namhaft macht, wie es auch viele „stumme“ Portrait-Medaillen gibt: Es sind offenbar zumeist „kleine Leute“ ohne Ambition, die mit wachem Verständnis beobachtet sind (Abb. 5, 7, 8), ganz individuelle Personen, aber ebensowenig „Persönlichkeiten“ im gesellschaftlichen Sinn, wie die mit viel Liebe gesehenen Kinder!

Ehehalt hat sich — wer weiß, ob nur aus reiner Experimentierfreude — auch in anderen Formen versucht. Dem Bildhauer lag es gewiß nicht fern, neben Kleinplastiken, ungemein reizvollen Reliefs (mir zumeist nur in Entwürfen aus Gips oder Plastilin bekannt) und Treibarbeiten auch Schmuckstücke zu machen. Eigentümlicher ist es, auch wenn man das graphische Werk berücksichtigt, daß E. in den zwanziger/dreißiger Jahren zahlreiche Emailarbeiten fertigte, die leider zumeist verloren, zumindest verschollen sind. Es handelt sich durchweg um kleinformatige Stücke verschiedener Thematik, die ineinander verfließenden Farben erinnern an keramische Malerei.

Damit sei diese kurze Vorstellung beendet, vorwiegend mit Worten einen Bildenden Künstler bekannt zu machen, ist eine undankbare Aufgabe. Es ist zu erwarten, daß die Karlsruher Museen demnächst aus ihrem Besitz eine Ausstellung machen. Der Verfasser dieser Zeilen hat darüber hinaus die Hoffnung, daß seine Leser ihn vielleicht auf bislang übersehene, unbekannte Arbeiten dieses badischen Landsmannes hinweisen!

Literatur

W. Leiser, Heinrich Ehehalt 1879—1938. Ein Karlsruher Medailleur und Graphiker. In: Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins Bd. 136 (1988), dort auch ein vorläufiges Werkverzeichnis.



Abb. 9
Radierung 1923



Abb. 10
Radierung o. J.

Die Flucht vor Gott

Der Mensch ist zu allen Zeiten vor Gott geflohen, aber das unterscheidet die Flucht heute von jeder anderen: der Glaube war früher das Allgemeine, er war vor dem Einzelnen vorhanden, es war eine objektive Welt des Glaubens da; die Flucht hingegen spielte sich nur im einzelnen Menschen ab, sie kam erst dadurch zustande, daß der einzelne sich durch einen Akt der Entscheidung von der Welt des Glaubens löste, es mußte sich einer erst seine Flucht schaffen, wenn er fliehen wollte. Heute ist es umgekehrt: der Glaube als objektive äußere Welt ist zerstört, der einzelne muß in jedem Augenblick sich immer von neuem durch den Akt der Entscheidung den Glauben schaffen, indem er sich von der Welt der Flucht löst; denn die Flucht, nicht mehr der Glaube, ist heute als eine objektive Welt da, und jede Situation, in die der Mensch kommen kann, ist von vornherein, ohne daß der Mensch sie erst dazu macht, eine Situation der Flucht, die selbstverständlich ist: alles in dieser Welt ist nur in der Form der Flucht vorhanden. Wohl ist es möglich, jede Situation der Flucht durch die Entscheidung in die entsprechende Situation des Glaubens zu verwandeln; aber es ist schwer. Und wenn es auch dem einzelnen gelingt, sich von der Welt der Flucht loszureißen in den Glauben, so gelingt es doch nur für ihn, den einzelnen; die Welt der Flucht besteht unabhängig von seiner Entscheidung. Außerhalb der Flucht scheint es keine Menschen zu geben, der Mensch existiert nur in dem Maße, als er an der Flucht teilhat. Ein Mensch lebt, und indem er lebt, flieht er. Leben und Fliehen sind eines. Der einzelne ist zuerst als Fliehender da; dann, erst durch Reflexion, entdeckt er, daß es auch so etwas wie ein Nicht-Fliehendes geben könnte. Die Flucht ist so zu ihm gehörig, daß es scheint, sie sei das Normale und nicht das Außergewöhnliche. Wenn die Flucht eine Angelegenheit für sich ist, unabhängig vom Menschen, dann fragt man nicht mehr, warum man flieht, man vergißt, daß man vor Gott flieht.

Max Picard — *Die Flucht vor Gott*, S. 11

Richard Bellm

(1923—1988)

Franzsepp Württenberger, Karlsruhe

Richard Bellm stammt aus einer badischen Beamtenfamilie. Sein Vater Otto Bellm war Reichsbahnoberamtmann in Karlsruhe, Mannheim, Offenburg und wieder in Karlsruhe. Von den sechs Kindern war Richard der Älteste. Er wurde 1923 in Bruchsal geboren. Nachdem der Vater früh gestorben war, kam vor allem auf Richard die Pflicht zu, die Mutter mit Hilfsleistungen im Haushalt und in der Erziehung der jüngeren Geschwister zu unterstützen. Dadurch erhielt Richard Bellm ein besonderes Gefühl für die dringenden Notwendigkeiten des Lebens, das er nie verleugnete und das er auch hochhielt, als er selber Vater von vier Kindern wurde. Aus dieser biographisch sich ergebenden Situation heraus waren seine späteren hohen pädagogischen Lebenseinsichten schon früh in ihn gelegt worden, so war dann immer sein Grundsatz, daß es für die Menschen stets die höchste Aufgabe ist, mit den realen alltäglichen Schwierigkeiten vernünftig fertig zu werden. Von diesem Gesichtspunkt aus war es dann aber ein besonderes Geschenk, wenn die äußeren Mühen des Alltages durch das Erschaffen von lebensbezogenen Kunstwerken in eine höhere Schicht des Bewußtseins hinaufgehoben werden können.

Dieser Maxime blieb Richard Bellm sowohl im Familienleben wie auch im Beruf des Kunsterziehers treu.

Nach der Schulzeit, die er im Bismarck-Gymnasium in Karlsruhe beendete, versagten Richard Bellm die politisch aufgewühlten Jahre des Zweiten Weltkrieges, daß er sogleich seinem ihm vorschwebenden Studium sich widmen konnte. Zuerst mußte er noch schwere

Zeiten des Militärdienstes, dem er in der Ausbildung als Flieger in Norddeutschland nachkam, und der französischen und amerikanischen Gefangenschaft mit der teilweisen Abkommandierung in ein Bergwerk überstehen. Als nach dem Kriegsende der äußere Druck auf die Menschen nachließ, drängte es die endlich zum Studium Kommenden mit großem innerem Schwung und schonungslosem Engagement zu ihrer eigentlichen Bestimmung, sich den Wissenschaftsgebieten hinzugeben, die sie sich schon immer gewünscht hatten. In dieser hoffnungsvollen Situation eines Neuanfanges wählte Richard Bellm die Neugründung der Universität in Mainz. Alles war in improvisierter Aufbruchstimmung. So bezog als Behausung Richard Bellm ein romantisches Gartenhaus. Als Lehrer fand er einen Professor, der begeistern konnte und eine große Ausstrahlungskraft besaß. Dies war der Kunsthistoriker Friedrich Gerke, ein hervorragender Kenner der christlichen Ikonographie und zündender Redner und Organisator. Aus dem studentischen Gerke-Kreis entwickelten sich Bekanntschaften, mit denen Richard Bellm stets befreundet blieb. Zu nennen sind hier Dr. H. H. Hofstätter, der jetzige Direktor des Augustiner-Museums in Freiburg im Breisgau, der Ordinarius für Kunstgeschichte Hans Belting in München und ebenso der ehemalige Leiter des Gutenberg-Museums in Mainz, Professor Dr. Hans Adolf Halbey.

Für die Einstellung zu den künstlerischen Problemen ist es für Richard Bellm typisch, daß er sich für seine Doktorarbeit ein Thema aus der Graphik auswählte. Denn das Zeich-



Richard Bellm, 1979

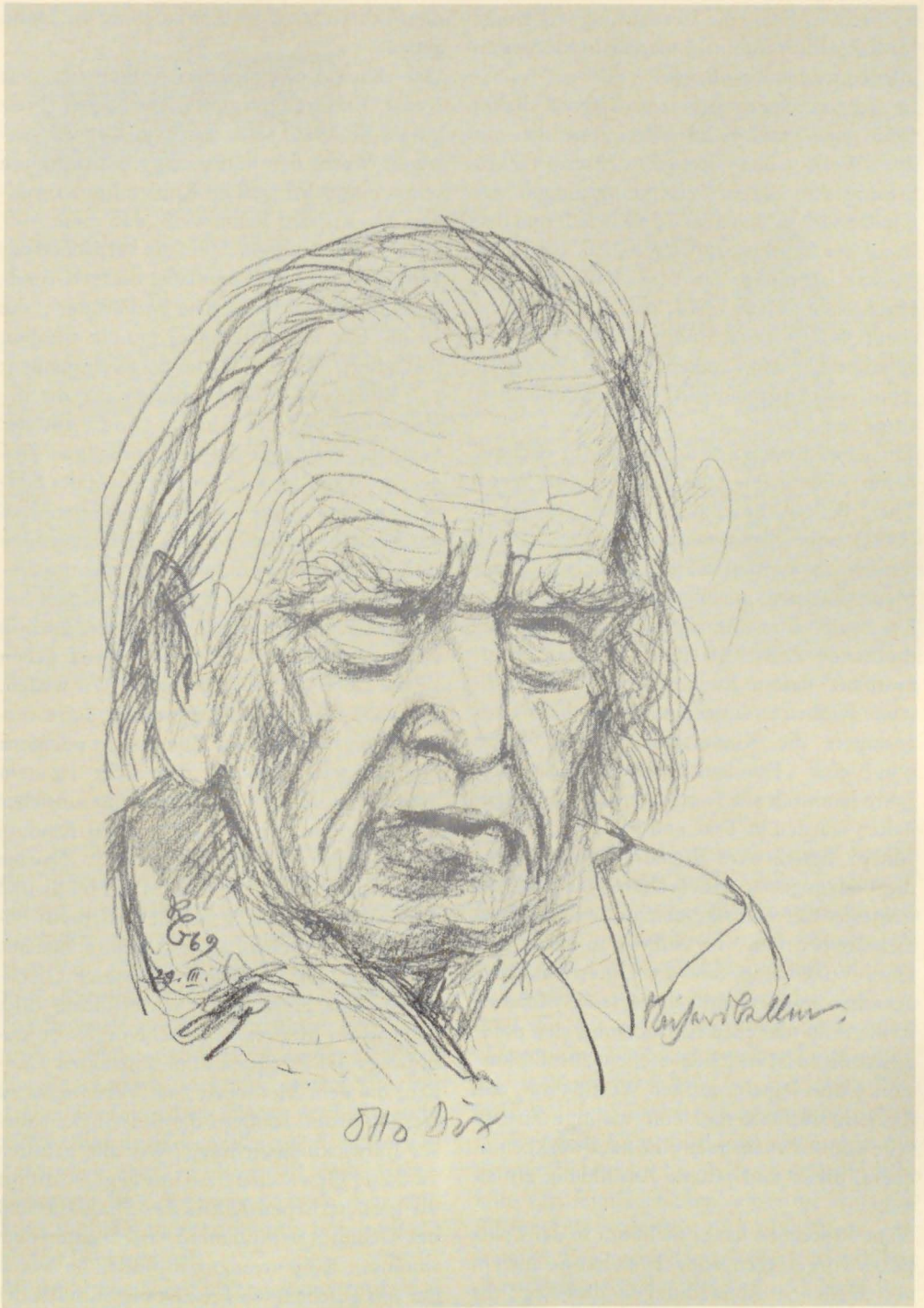
Foto: Michael Bellm, Karlsruhe

nen im weitesten Verstande war für Richard Bellm immer das bevorzugte Kunstmittel. In seiner Dissertation untersuchte er das Skizzenbuch von Michael Wolgemut und unterschied dabei vier verschiedene Meisterhände. Zugleich gab dieses Skizzenbuch Einblicke in die Bildstrukturen der altdeutschen Malerei kurz vor 1500. Die Dissertation erschien in den „Studien zur Deutschen Kunstgeschichte“, Band 322, 1959, im Verlag Heitz, Baden-Baden, Straßburg, unter dem Titel „Richard Bellm. Wolgemuts Skizzenbuch im Berliner Kupferstichkabinett. Ein Beitrag zur Erforschung des graphischen Werkes von Michael Wolgemut und Wilhem Pleydenwurff“.

Für die altdeutsche Kunst bewahrte Richard Bellm auch späterhin seine Vorliebe. Er unternahm mit jedem seiner Kinder eine Kunst-

reise nach Rothenburg, Würzburg und Nürnberg. Zuletzt, wenige Wochen vor seinem Tode, zeigte er die Dürer-Stadt seiner jüngsten Tochter Ursula, die vor dem Abschluß des Studiums an der Pädagogischen Hochschule steht. Die letzten Tagebuch-Aufzeichnungen berichten über diese Kunstreise.

Doch die Kunstwissenschaft war nicht das eigentliche Ziel, das Richard Bellm verfolgte. Vielmehr zog es ihn zu Aufgaben der allgemeinen Kunsterziehung und zugleich zum eigenen Schaffen, das er neben der Pädagogik nie vergaß. Neben seinem Universitäts-Studium absolvierte er 1951 sein Kunsterzieher-Examen, und dann begab er sich gleich darauf in den praktischen Schuldienst an den Gymnasien in Ettlingen und in Schwetzingen. Zugleich leitete er in Schwetzingen die Volks-



Richard Bellm, Zeichnung. Otto Dix († 25. Juli 1969), März 1969

Bleistiftzeichnung

hochschule. Denn die Vermittlung von Kunst für Laien blieb für ihn immer ein besonders zu pflegendes Hauptanliegen.

In Schwetzingen gründete Richard Bellm 1955 seine Familie. Er verheiratete sich mit der Werk- und Religionslehrerin Thea Schmid. Aus dieser Verbindung gingen vier Kinder hervor, von denen zwei wiederum den Beruf des Lehrers ergriffen haben. Der Sohn Michael studierte an der Pädagogischen Hochschule Mathematik und Kunst. Er ist ebenfalls, wie seine Eltern, zeichnerisch begabt und hat sein Können, auch als Fotograf, schon in Ausstellungen der Öffentlichkeit vorgestellt.

Mit seiner Frau Thea ergab sich für Richard Bellm eine ideale Zusammenarbeit. Wenn Thea Bellm ihre Bücher „Vier im Nest“ (1981) oder „Oma macht alles mit“ (1988) schrieb, so wurden diese Bücher von ihrem Mann Richard mit Illustrationen versehen. Die beiden Eheleute waren an derselben katholischen Zeitschrift tätig. Für das „Konradsblatt“ lieferte Richard seine kunsthistorischen Bildbetrachtungen, und seine Frau Thea gestaltete die Kinderseite. Richard Bellm schuf eine „Familienchronik“, worin viele Jahre hindurch alle Familienereignisse festgehalten wurden in Text und Bild.

Mit 39 Jahren wird Richard Bellm 1962 an die Pädagogische Hochschule Karlsruhe als Professor für Kunstgeschichte und Kunsterziehung berufen. Von Anfang an hat er eine klare Vorstellung, wie die Unterrichtssziele aussehen müssen, und diese seine Meinung stellte er in manchen Anfragen bei den dafür zuständigen staatlichen Stellen zur Diskussion. Dabei legte er großen Wert darauf, daß die Lehramtsbewerber eine tüchtige historische und vor allem auch eine handwerklich sichere, breite und präzise Ausbildung erhielten.

Seine Prinzipien hat er nicht nur in der Lehrpraxis vorgetragen, sondern er hat sie auch in verschiedenen Abhandlungen dargelegt. Es sind darin handfeste pädagogisch fruchtbare Beobachtungen zusammengetragen, die je-

dem Lehrenden einen Leitfaden an die Hand geben.

Das Buch „Mit Kindern unterwegs zur Kunst. Erfahrungen und Vorschläge“ (Freiburg i. Br. 1980) setzt sich zum Ziel, die geistigen Werte der künstlerischen Betätigung schon möglichst früh im Kindesalter zu wecken. Da Richard Bellm weiß, daß diese Aufgabe in der heutigen Zeit oft vernachlässigt wird, fand er sich veranlaßt, dieses Grundsatzbuch zu schreiben. Die Forderungen, die an die Eltern und Erzieher gestellt werden, formulierte Richard Bellm folgendermaßen: „... Bilder und Töne überfluten uns, die Erwachsenen und die Kinder. Längst vor der Schulzeit empfängt das Kind prägende Eindrücke. Wenn wir von der Begabung des Kindes sprechen, sollten wir daran denken, daß wir Eltern auf weite Strecken die Begabenden sind. Wir tragen Verantwortung, die uns niemand abnimmt. Wenn wir unsere Kinder lieben und mit Geduld wachsen lassen, auch in den zwiespältigen Jahren des Reifens, geben sie die Liebe vielfältig zurück. . . Wir wissen, daß viele Kinder und Jugendliche darin vernachlässigt werden. Ihr Zuhause ist nüchtern und armselig, obwohl das nicht zu sein bräuchte. Oft sind die Eltern nur unsicher und gehemmt, wenn sie mit ihren Kindern spielen sollen. Warum eigentlich? . . . Spielen macht unser Menschsein aus! Die Hektik und der Leistungsdruck in Schule und Beruf bilden den Menschen nicht, sondern machen ihn krank. Die Verkopfung unserer Gesellschaft ohne Herz ist ein schreckliches Bild, das wie ein Menetekel aufscheint. Es ist keineswegs die Fähigkeit zum abstrakten Denken, die dem Menschen zum Verhängnis zu werden droht, sondern die Einseitigkeit dieser Entwicklungsrichtung. Wir alle gehören zu dieser Gesellschaft. An uns liegt es, ob wir die gestalterischen Kräfte der Phantasie und des Gemütes verkümmern lassen unter dem sinnlosen Konkurrenzdruck oder ob wir in der uns geschenkten Freizeit die Stunden der Muse benützen, um innerlich frei und ohne Zwang wieder schöpferisch zu werden.“



Reinlich die großartige Gipsfiguren nicht in dem Raum
saal gut gepflegt werden müssen, um sie so anfang
am 3. Abend der Festung - dazu gehört auch das
Mittagsessen. Guter und hübscher Tisch, sind aber

Ein Gipsfiguren so nicht zu fassen. War nicht erlaubt sie zu fassen
Kinder, die noch keine richtig zu haben müssen, fast dunkelbar,
In einem Familien ist das leider nicht so. Sie sind in einem von einigen
Garten, bei Frau Graf, bei Frau Alford's, wo's immer ein "Festhalten"
gibt und bei der alten Frau Huppert in Jommalb. Am 17. 17.

reinen Haus sind sie ab. Es ist schon dunkel, aber sie in dem Gips-
hof Alford's - falken müssen. Im Hof
ist's trocken. Keine Figuren, sind keine so schön
ausgestrichelt die Vorher so sein. Und sind
wie ein Haus sind fassen die kleine Mädchen,
in Kulauber und Hopfgoggs - fassen ausgenutzt
haben. Aber bald sind die Figuren gabelt.
Die wollen sich ja so fassen. Mit der Kraft
kann der Andrist von Frau Graf: Oma macht
alles mit. Sie ist gerüstet sind Holz auf dem
Bark. In der 25. als Kletterer auf die rechte Seite
sagt müssen auf die Kletterer gehen so sein.



Richard Bellm, Seite aus der Familienchronik 1987

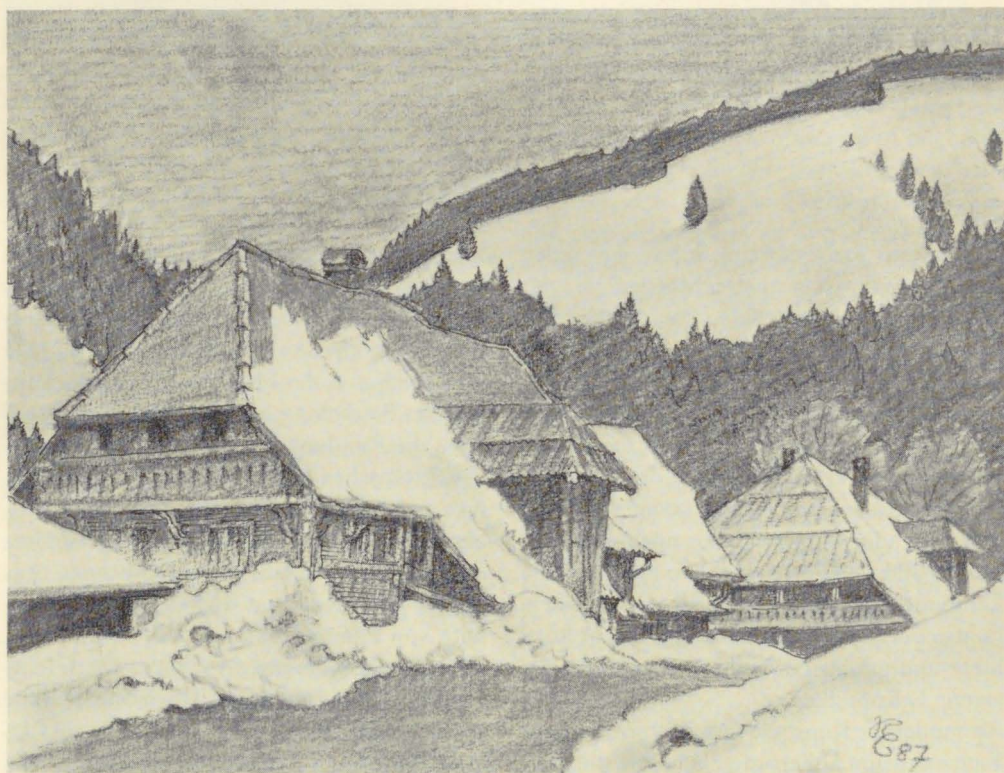
Die zweite pädagogische Schrift behandelt das Thema: „Kunstaberachtungen in der Grund- und Hauptschule. Ein didaktischer Leitfaden mit variationsreichen Unterrichtsmodellen“ (Freiburg i. Br. 1981). In dem Kapitel „Exemplarische Kunstaberachtung“ werden Beispiele aus der Architektur, der Plastik und der Malerei vorgeführt. In der „Vergleichenden Kunstaberachtung“ kommt über die drei bildenden Künste hinaus noch das technische Bild der Fotografie zur Sprache. Die Lehrenden erhalten durch all diese Unterrichtsmodelle eine praxisbezogene, sehr konkrete und gut ausgewählte Anregung für die eigene Lehrtätigkeit. Als moderner Kunstpädagoge interessierte es Richard Bellm außerordentlich, wie die neuen technischen Medien von Dia-Reihen und

Filmen im Schulunterricht eingesetzt werden können, und wie in neuer, vielleicht lebendigerer Weise als bisher die Kunstwerke dem Betrachter erschlossen werden können. Da stellte sich z. B. das Problem, wie der Blickablauf des Betrachters gelenkt werden muß, um etwa die Rundung einer Plastik oder die architektonischen Zusammenhänge eines Raumes sachgerecht zu erfassen. Um dieses Problem zu lösen, muß man eine ganz besonders auswählende Kameraführung anwenden. Aus diesem Ziel heraus hat Richard Bellm in Mit Hilfe von Filmfachleuten selber die Kameraführung übernommen. Auf diese Weise entstanden die kunstpädagogischen Spezialfilme über Werke von dem Bildhauer Tilman Riemenschneider und der Architekturfilm des Klosters Maulbronn.

Als Lichtbildreihen für Schulen, meistens im Auftrag der Landesbildstelle in Baden und Württemberg, erschienen folgende Themen: „Schwetzingen“ (1968), „Das Bauhaus 1919-1933“ (1963), „Die neuen Kirchen in Karlsruhe“ (1969), „Der Schwetzingen Schloßgarten“ (1969), „Der Goldaltar in Oberwesel“ (1971), „Die Frau aus Nazareth“ (1974), „30 Bilder der Kunst zur Weihnachtszeit“ (1975).

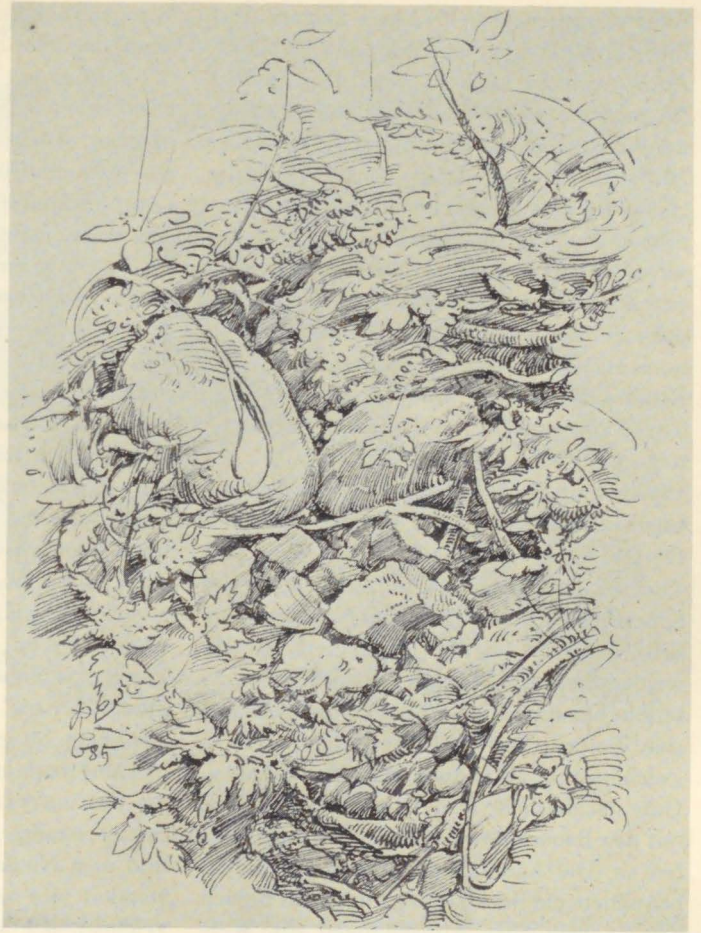
Richard Bellm war aber nicht nur spezieller Schulmann seines Faches, sondern er erweiterte seine Mission, für das Verständnis der Werke der Bildenden Kunst zu werben, noch durch eine stetige intensive Öffentlichkeitsarbeit. Durch viele Aufsätze und Ausstellungs-

eröffnungsvorträge machte er neben älteren Künstlern auch das Schaffen seiner zeitgenössischen Künstlerkollegen bekannt. In der Zeitschrift „Badische Heimat“ fand Richard Bellm das geeignete Organ, um die Künstler des badischen Raumes vorzustellen. Durch seine Beiträge ehrte er die Maler und Graphiker Ludwig Barth, Hans Meid und Albert Rieger, die Glasmalereien von Emil Wachter und den Graphiker Walter Schmidt. In diesen Kreis schloß er auch den Kunsthistoriker an der Universität Karlsruhe Professor Dr. Franzsepp Würtenberger ein. In einer längeren Betrachtung in der „Badischen Heimat“ (1984) erschließt er „Die Bildenden Künste im süddeutschen Raum“. Für die „Neue



Richard Bellm, Alte Höfe in Bernau, Kreide, 1987

Richard Bellm,
Ausgetrocknetes Bachbett,
Federzeichnung, 1985



deutsche Biographie“ wurden Beiträge zu Ferdinand Keller, Friedrich Kallmorgen und Gustav Kampmann geliefert. Dem Maler Adolf Hildenbrandt wurde eine ausführliche Würdigung für dessen Schaffen anlässlich der Einweihung der Kunstausstellungen, die im Schloß Bonndorf im Auftrag des Landratsamtes Waldshut seit 1978 veranstaltet werden, gewidmet.

Die lange Reihe der Reden für die Ausstellungseröffnungen sei festgehalten. Es sind die Maler: Heinz Friedrich, Albert Rieger, Ernst Rehmann, Herbert Kämper, Arnold Lutz, Al-

fred Friedrich Siekiersky, Gotthard Glitsch, Hans-Peter Raber, Otto Laible und Adolf Luntz, und der Bildhauer Klaus Ringwald sowie der Karlsruher Architekt Werner Groh. Ein besonderes Verhältnis hatte Richard Bellm zu Otto Dix und seiner Malerei. Er hat den Maler des öfteren in Hemmenhofen am Bodensee besucht und kurz vor dessen Tod eine Porträtzeichnung von ihm angefertigt. Zur Erwerbung eines Gemäldes von Otto Dix für die Karlsruher staatl. Kunsthalle gab Richard Bellm die Anregung. Die Abschiedsvorlesung von der Pädagogischen Hochschule

Karlsruhe widmete er 1987 dem Thema: „Das Bild des Menschen im Werk von Otto Dix“. Auch noch in anderer, sehr altruistischer Weise setzte sich Richard Bellm unermüdlich um die Belange der Künstlerschaft ein. Über 20 Jahre hinweg war er Schriftführer der „Gemeinschaft christlicher Künstler der Erzdiözese Freiburg“ und gab die Hefte „Aus unserem Schaffen“ heraus. Zuletzt war er Vorsitzender dieser Vereinigung. Das Thema, das er für die Tagung auf der Reichenau 1988 noch aussuchte, war ein Lieblingsthema von Richard Bellm. Das Motto dazu ist: „Weg, Tor, Tür“ besonders in der christlichen Ikonografie.

1963 erwarb Richard Bellm das Anwesen der sogenannten Fuchsfarm, die oberhalb des Dorfes Altglashütten gelegen ist. Von dem Turm aus, der einstmals zur Beobachtung der Silberfuchse erbaut wurde, hat man eine herrliche Aussicht in die hügelige Schwarzwaldlandschaft. Diesen Landschaftsausschnitt benutzte Richard Bellm, die vielfältigsten Wetter-, Tag- und Nachtstimmungen in Zeichnungen und Aquarellen festzuhalten. Gute nachbarliche Beziehungen bahnten sich mit den Bauern und Bürgern von Altglashütten an. Die Anteilnahme an der Landschaft bekundete die Bevölkerung durch den Besuch der gelegentlichen Ausstellungen von Werken von Richard Bellm in der Feldberghalle. Die letzte Ausstellung Ostern 1988 zeigte die Malereien und Zeichnungen von Richard Bellm und seiner Frau Thea, die ebenfalls eine hervorragende Künstlerin ist.

Als Spezialität in seiner künstlerischen Tätigkeit kristallisierte sich bei Richard Bellm der weitgefaßte Typus der topografischen Zeichnungen heraus. Damit stieg er in eine Tradition ein, die seit Pieter Bruegel d. Ä. vor allem in den Niederlanden Fuß faßte und von Georg Hoefnagel und Matthias Merian fortgeführt wurde. Im 17., 18. und 19. Jahrhundert fand diese Kunstgattung im europäischen Raume stets ihre Liebhaber. Wenn im 19. und 20. Jahrhundert die Wiedergabe topografischer Weltörtlichkeiten größtenteils von der

Fotografie übernommen wurde, so blieb aber doch über alles Sachlich-Objektive hinaus im 20. Jahrhundert das Bedürfnis bestehen, solche Örtlichkeiten von künstlerischer Hand geformt zu sehen. In den improvisiert erfaßten Natureindrücken war Richard Bellm ein virtuoser Meister, und es gelang ihm, mit diesen Arbeiten ein großes Publikum zu erfreuen, indem er einzelne Landschaftsgegenden, Städte und Klöster thematisch zusammenfaßte und sie jeweils in Buchform der Öffentlichkeit zugänglich machte. Im Laufe der Jahre entstand eine stattliche Reihe solcher Publikationen. Die zwei ersten Veröffentlichungen dieser Art entstanden als unmittelbare Zeugnisse davon, daß Richard Bellm an den Orten selber gewohnt und diese täglich neu erlebt hat. Davon legen Zeugnis ab das „Gengenbacher Skizzenbuch“ von 1964 und „Schwetzingen Skizzenbuch“ von 1966 (2. erweiterte Auflage 1980).

Zwei Skizzenbücher sind den italienischen Städten „Assisi“ (1973) und „Venedig“ (1980) gewidmet. So sehr beide verschieden sind, so bewahrt doch jede Stadt ihr eigenes Geheimnis des unverkennbar italienischen Milieus. Später wandte sich Richard Bellm der Eifel und dem Niederrhein zu und von dort entstanden vier weitere Skizzenbücher. Diese zeichnen sich aus, daß jeweils noch zu den Bildern von Schriftstellern poetische Interpretationen hinzugefügt werden. 1976 entstanden die „Laacher Impressionen. Landschaft und Münster am See“, mit Mitarbeit des Benediktiner-Paters Drutmar Cremer. 1979 erschien das „Kavelaerer Skizzenbuch“ mit Bildbetrachtungen von Pastor Richard Schulte Staade. Im selben Jahre kam das „Himmeroder“ Skizzenbuch mit den Beschreibungen des Zisterzienser-Mönches Stephan Raimund Senge zustande. 1985 wurden die „Niederrheinischen Impressionen“ unter dem Obertitel „... als hätt' der Himmel die Erde still geküßt“ herausgegeben. Textautor ist das Mitglied des P. E. N.-Clubs und Schulrat Willi Fahrman. Auch hier ergänzen sich Bild und Text in schönster Weise.



Richard Bellm, Weihnachtskarte, Federzeichnung, 1972

1981 erschloß ein Skizzenbuch die Schönheiten von Heidelberg. Den einleitenden Text schrieb Prof. Bertold Rudolf. Als weitere Pläne für heimatliche Skizzenbücher war der Kaiserstuhl vorgesehen, zu dem Richard Bellm noch in den letzten Wochen seines Lebens einige Zeichnungen anfertigte. Für die Herausgabe dieses Werkes sind ergänzende Zeichnungen seines Sohnes Michael und seiner Frau Thea vorgesehen.

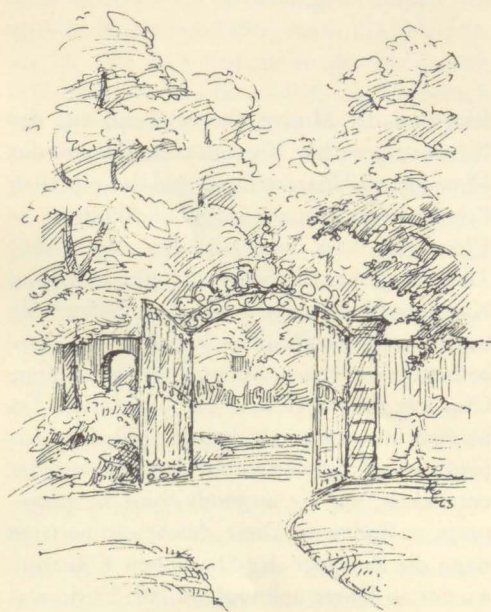
In den Skizzenbüchern wurden sozusagen schnellerfaßte Motive aus größeren Zusammenhängen herausgerissen und zu einer künstlerisch begründeten Einheit zusammengefaßt. Das Auge wählt aus den aufs Korn genommenen Motiven einen deutlichen Höhepunkt heraus, und an den Rändern verläuft das Motiv meistens ins Unbestimmte. Inso-

fern sind die Motive überraschend aus der Natur ausgewählte Vignetten. In ihnen ist das Moment der Überraschung und des plötzlich Erfassten von spritzigem Einfall diktiert.

Diese Art von improvisierten Vignetten-Zeichnungen hat als Spezialität der deutschen Kunstgeschichte eine lange Geschichte. Sie beginnt mit den Randzeichnungen des „Gebetbuches des Kaiser Maximilian“ von Dürer, Cranach, Altdorfer und Baldung Grien. Da ist eine überraschende Leichtigkeit der Motiverfindung und der Kultur der Zeichenfeder entwickelt, wie sie nirgends sonst so ausgeprägt zu finden ist. Diese Zeichenart nehmen dann die Zeichner der Deutschen Romantik wieder an Dürer anknüpfend auf. Darin waren Meister Eugen Napoleon Neureuter, Moritz von Schwind, Franz von Poggi, Lud-

wig Richter und Max Slevogt. In diese Gruppe deutscher Zeichner ist die Zeichnungskunst von Richard Bellm einzureihen. Hierin fand seine hohe Sensibilität den Dingen und ihren Zusammenhängen gegenüber ihren gepflegten künstlerischen Niederschlag.

Eine Briefstelle gibt näheren Aufschluß über das Vorgehen von Richard Bellm bei seinem künstlerischen Schaffen. „Ihr lieben beide, wenn Ihr gestattet, schreibe ich in meiner geliebten deutschen Kursive. Sie ist für mich wie das Zeichnen ein fortlaufender Schwung. Das Zeichnen ist ja auch Schrift. Damit bin ich auch schon beim Thema. Das Zeichnen und Malen gewinnt schon an Boden. Schon zum Frühstück liefere ich ein Aquarell und experimentiere auf meinen alten Papieren. Die Bütenblätter sind von unterschiedlicher Reaktionsweise beim Einnässen, bevor ich mit dem Malen beginne.“ Richard Bellm war hoch beglückt, als er einmal altes Bütenpapier sich erwerben konnte.



Richard Bellm, Tor im Schwetzingener Schloßgarten, Federzeichnung, 1963

Die Bilderüberflutung, die auf den heutigen Menschen in Folge der Technisierung auch des Bildes einströmt, empfand Richard Bellm als einen bedenklichen Schwund an gedanklich-inhaltlicher Intensität der Bilder. Insbesondere wollte er das religiöse Bild, das seine eigenen Gesetze des Einlebens erfordert, vor diesem Verschleiß an Sinngehalt bewahren. Deshalb setzte er sich tatkräftig für die verinnerlichte Erschließung von religiösen Bildern ein, gleichgültig, ob sie aus dem Mittelalter oder der Moderne stammten. Zu diesem Ziele arbeitete er vielfach mit Theologen zusammen, die die meditativen Teile übernahmen und er selber die kunsthistorischen. So erschienen über Jahrzehnte hinweg im „Konradsblatt, Wochenzeitung für das Erzbistum Freiburg,“ regelmäßig zu den Feiertagen Bildmeditationen von Pfarrer Karl Fütterer und dem Jesuiten-Pater Otto Gaupp und die Bildbetrachtungen jeweils von Richard Bellm. Aus seiner christlichen Grundgesinnung heraus hatte Richard Bellm ein besonderes Verhältnis zum katholischen Kloster-Gedanken. In mannigfacher Weise bekundete er dies. Er war Oblate vom Kloster Maria Laach. Immer wieder zog er sich in späteren Jahren in Klöster zurück und hielt dort geistige Einkehrtage. Er veranstaltete im Kloster Maria Laach Kurse für die Angestellten in den Werkstätten und Lichtbildvorträge zur Kunstbetrachtung. Für den Wallfahrtsort Kevelaer lieferte er zahlreiche Entwürfe für die Ausstattung der Basilika und der Kerzenkapelle, so u. a. für die Altaranlage, für Schmiedearbeiten, Kerzenständer, eine Gestalt des hl. Jakobus und für die Gittertüren, sowie für den Brunnen im Pilgerhof. Für das Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden bereitete er eine Skizzenbuch-Zeichenfolge vor. Der Abt Ambrosius Schneider vom Zisterzienserkloster Himmenrod war sein Studienfreund. Die bescheidene äußere, aber innerlich um so reichere Lebensweise seiner Familie ist ebenfalls von christlicher Gesinnung geprägt. Richard Bellm benötigte keinen unnützen Luxus, er besaß kein Auto und keinen Fernsehapparat, doch gast-

freundlich war die Atmosphäre in der Ferienwohnung in Altglashütten, der sogenannten Fuchsfarm.

Im Text des „Assisi“-Skizzenbuches wird bei der Behandlung des Refektoriums in S. Damiano die prinzipielle Frage aufgeworfen: „Unter den niedrigen Kreuzgewölben versammelten sich die ersten Klarissen zum bescheidenen Mahl . . . Ob wir in dieser Einfachheit, Armut und Buße leben und existieren können?“ Wie auch immer diese Frage beantwortet wird: Auf jeden Fall das Bekenntnis zur christlichen Religion war für Richard Bellm kein äußerliches Auchdabeisein, sondern die Forderung der Nächstenliebe nahm er ernst und war darin aktiv tätig. So war das Gebot des Besuches bei Kranken für ihn ein inneres Anliegen. Überdies wußte er um die Schwierigkeiten der Menschen, über die alltäglichen Notwendigkeiten hinwegzukommen. So unterstützte er die Menschen, von denen er wußte, daß sie im Haushalt Hilfe brauchen und hat für sie in den Lebensmittelgeschäften eingekauft und ihnen die Mühe des Herbeischaffens abgenommen. Schwer-

ranke Freunde und Verwandte hat er eigenhändig gepflegt und betreut. Diese christliche Gesinnung der Nächstenliebe prägte auch die Lebensideale zweier seiner Töchter. Die eine brach das Studium der Kunsterziehung ab und wurde Krankenschwester. Und die andere übernahm die aufopfernde Aufgabe, schwerbehinderten Kinder durch Musiktherapie ihr Schicksal zu erleichtern.

Die christlichen Feiertage waren für Richard Bellm Anlaß, den Freunden durch Übersendung von ihm ausgewählten Kunstpostkarten oder auch eigenen Postkartenzeichnungen eine Festesfreude zu übermitteln. Seine Kunstbegeisterung gründete darin, daß er dadurch den Gedanken der christlichen Heilsbotschaft den anderen Menschen auf vielseitigste Weise vermitteln wollte. So schrieb er einmal als Neujahrsgruß auf die Zeichnung eines von ihm gezeichneten Engelkopfes mit der Inschrift „Pace“, folgende Botschaft: „Was wissen wir von der Freude, wenn wir sie nicht annehmen im Glauben? Verkündet ist sie uns, Ihnen und Ihrer Schwester. Ihr Richard Bellm und Familie. 1972“.

Schlagworte im unermesslichen Durcheinander

Meistens ist nicht mehr nötig, als daß man ein Schlagwort in das Durcheinander der Flucht hineinfallen läßt: Menschen gruppieren sich dann um das Schlagwort herum und andere Menschen um andere Schlagwörter und hängen sich an sie und lassen sich von ihnen ziehen. Wie das große Dunkel der Nacht abgeteilt erscheint durch viele Lichter in viel kleinere Nächte, so erscheint das unermessliche Durcheinander der Flucht eingeteilt durch die hellen Wirbel der Schlagwörter in kleinere Durcheinander, in abgezirkelte. Die Schlagwörter sind wie Stellen, wo die Fliehenden einander begegnen können: in der Flucht, wo alles aufgelöst ist, ist ein Schlagwort oft das einzige, das die Menschen verbindet, sie treffen sich bei ihm, sie können beieinander bleiben und doch fliehen von Schlagwort zu Schlagwort durch die Flucht. Es kommt nicht darauf an, was so ein Schlagwort ausruft, es kommt nur darauf an, daß es hell ist und weithin sichtbar. „Das Leben“, das strahlende, aufwühlerische Leben, das ist solch ein sichtbares Schlagwort, oder die „Magie“, die zauberisch-bunte Magie, das „Exotische“, das Farbige des Exotischen, und meistens sind die Schlagwörter nicht nur wie Markierungen hell, daß sie auffallen im Durcheinander der Flucht, sie sind auch noch bewegungshaft: „Das Leben“, das aufwühlerische, hat Bewegung in sich, die „Magie“ bewegt durch die Verwandlung, das „Exotische“ kommt von der Ferne her, im „Problem der Generationen“ bewegen sich die Jungen weg von den Alten, im „Untergang des Abendlandes“ rutscht alles zwischen Höhepunkt der Kultur und Tiefpunkt hin und her; so paßt sich das bewegliche Schlagwort der beweglichen Flucht an. Der „Geist“ wird bekämpft, weil er gegen alles Fliehende ist, aber soviel Tumult wird gemacht um ihn, daß er, auch er, wie mitten in der Flucht und wie zu ihr gehörig erscheint.

Besonders paßt es den Menschen der Flucht, Symbole als Schlagwörter zu verwenden, denn man weiß, daß ein Symbol die Kraft hat, Dinge und Menschen zu sich zu ziehen. Aber nur seine äußere anziehende Kraft will man gebrauchen: das Symbol wird mißbraucht als zentralisierende Apparatur, um die zerstreuten und herumirrenden Menschen und Dinge äußerlich zu gruppieren. Es ist nicht wie in der Welt des Glaubens, wo die Menschen und Dinge durch das Symbol geholt werden aus der Welt der Bewegung in die Welt der Ruhe, die um das Symbol ist (diese Ruhe ist der Augenblick vor der Verwandlung durch das Symbol); in der Welt der Flucht hat die Bindung an das Symbol nur diesen Zweck: die Flucht ungefährlich zu machen, man wird durch das Symbol aus der ungesicherten Flucht in die gesicherte gebracht.

Max Picard — Die Flucht vor Gott, S. 57

August Kutterer — ein badischer Landschaftsmaler

Christianne Weber, Karlsruhe

Die Städtische Galerie im Prinz-Max-Palais widmete dem badischen Landschaftsmaler August Kutterer (1898—1954) zum 90. Geburtstag eine Ausstellung. Ölgemälde, Aquarelle und graphische Blätter gaben einen Überblick zum umfangreichen Schaffen dieses Mannes: an Landschaften, Stilleben und Porträts läßt sich die sensible Einfühlung des Künstlers in das Bildmotiv ablesen.

August Kutterer wurde am 5. Juni 1898 in Daxlanden geboren, sein Vater war Lithograph in der Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe und konnte so schon früh im Sohn die Liebe zur graphischen Arbeit wecken. Ebenso anregend war die ständige Auseinandersetzung mit den Schülern der Akademie, denen der junge Kutterer bei ihren Malstunden in freier Natur in Daxlanden gerne über die Schulter schaute. Der Vater schickte den Vierzehnjährigen zunächst in die Lehre zu einem Dekorations- und Kirchenmaler, 1919 konnte Kutterer sein Studium an der damaligen Kunstgewerbeschule aufnehmen, die dann ein Jahr später mit der Akademie zur Badischen Landeskunstschule zusammengeschlossen wurde. Die Tradition der Landschaftsklasse verhalf dem jungen Maler zu einer gründlichen Ausbildung in der Landschaftsmalerei. Neben Albert Hauelsen war vor allem Hermann Goebel ein wichtiger Lehrer für Kutterer, dieser vermittelte ihm den Stil der deutschen Impressionisten wie Wilhelm Trübner, Lovis Corinth und Max Liebermann, führte ihn aber auch in die Aquarellmalerei ein.

Bereits 1926 ließ sich Kutterer als freier Maler in Daxlanden nieder, in den nachfolgenden Jahren war es ihm immer wieder möglich,

an bedeutenden Ausstellungen teilzunehmen. Den ersten großen Erfolg brachte eine Porträtausstellung in Düsseldorf im Jahre 1928, die Teilnahme hatte ihm sein Lehrer Goebel ermöglicht. Mit dem Gemälde „Dame mit Hut“, das 1926 entstanden war, erzielte der junge Künstler den ersten Preis. Bei der Dargestellten handelt es sich um Elise Kutterer, die der Maler 1922 geheiratet hatte. Pastos aufgetragene Farbe, in kräftigem Pinselstrich, modelliert die ganz in Weiß gekleidete junge Frau, der Hintergrund ist in Zartgrün gehalten. Die unterschiedlichen Abstufungen im Weiß und über die Bildfläche verteilte Sonnenreflexe verleihen dem Porträt seinen besonderen Reiz. Schon 1925 hatte Kutterer in einem kleinen Aquarell seine Frau Elise festgehalten, eine sehr freie Komposition, in der Farbflächen nebeneinander gesetzt sind, fast ohne konkrete Formgebung.

Eine 1929 in Baden-Baden gezeigte Ausstellung war für Kutterers künstlerische Weiterbildung von Bedeutung: er lernte dort den Hamburger Fabrikanten Dralle kennen, der ihn zu einem längeren Aufenthalt in sein Haus nach Scheveningen einlud. Die Liebe zu Holland zeigen bereits das kleine Bildchen „Hofje bei Haarlem“, 1928 gemalt, und die im gleichen Jahr entstandenen „Dünen bei Zandvoort“. In der Arbeit „Straße in Haarlem“ von 1930 widmete sich Kutterer der typisch roten Backsteinarchitektur des Nordens.

Im Jahre 1939 erhielt Kutterer eine Einladung der bedeutenden Galerie Bernheim Jeune in Paris. Die politischen Ereignisse ließen dieses Ausstellungsvorhaben jedoch nicht zustande kommen, auch die nachfolgende



August Kutterer, *Hochufer (Daxlanden)* um 1954, Öl auf Leinwand, 70 × 90 cm

(Städt. Galerie im Prinz-Max-Palais, Karlsruhe, INr Nr. 61/187)

Kriegszeit bedeutete für den Künstler Entbehrung und Unterbrechung im künstlerischen Weiterkommen. Dem Verständnis seines Lagerkommandanten hatte er es zu verdanken, daß er während der Gefangenschaft in Baccarat in Lothringen zum Bleistift greifen konnte und sogar eine Ausstellung für ihn arrangiert wurde. Eine kleine Skizze zeigt das Porträt des hilfreichen Mannes, weitere Zeichnungen sind dem Lager und der näheren Umgebung gewidmet.

In die Kriegsjahre fällt auch ein Aufenthalt in Norditalien, zwei Blätter in Aquarelltechnik geben in dezenter Farbgebung und reizvollen Licht- und Schattenpartien die Stadt Udine wieder.

Nicht nur das südliche Licht faszinierte den Künstler in diesen Jahren, er verstand es

ebenso gut, nordische Kühle in eindrucksvollen Winterlandschaften zum Ausdruck zu bringen. Immer wieder stand das Spiel mit Weiß in verschiedenen Abstufungen im Vordergrund, manchmal ergänzt durch Grautöne. Das Aquarell „Winter in Pohanca“ vermittelt einen schönen Eindruck von den tiefverschneiten Dörfern Rußlands. Die Wiedergabe der Landschaft verschiedener Länder war das Hauptthema im Schaffen Kutterers, der Natur im Wechsel der Jahreszeiten, in harmonischer Stimmung galt seine Aufmerksamkeit.

In eindrucksvoller Weise gelang es dem Künstler aber auch, Menschen fremder Kulturen in schlichten Bildnissen festzuhalten. Dies beweisen zwei Porträts aus dem Jahre 1943; das Bild eines Aserbaidshanners und ei-

nes Mannes aus Georgien. Die beiden Arbeiten vereinen technisches Können mit sensiblen Einfühlungsvermögen, die Umrisse mit Bleistift angedeutet, die Flächen aquarelliert und mit Tuschfeder akzentuiert.

Wenn auch der Umgang mit der Farbe — in den frühen Jahren Ocker- und Brauntöne, später zarte Farben wie Blaugrau und helles Rostrot — ein wesentliches Anliegen des künstlerischen Ausdrucks war, so verstand es Kutterer aber auch rein graphisch zu arbeiten. Eine Bleistiftzeichnung zeigt uns die „Uferpromenade in Zandvoort, eine Tuschfederzeichnung den „Blick auf den Vesuv“. Eine ganze Reihe von Motiven in Baden-Baden gibt eine Mappe von Kreidelithographien wieder.

Die Heimatstadt Karlsruhe und ihre Umgebung bot dem Künstler immer wieder neuen Stoff für seine Bilder und er kehrte gerne von seinen Reisen hierher zurück. Da findet man den Rheinhafen in verschiedenen Variationen, Forchheim und Daxlanden in „vor Ort“ entstandenen Skizzen. Dabei handelt es sich nicht um vorbereitende Arbeiten für größere Gemälde, sondern um eigenständige Landschaftswiedergaben. Wirkungsvolle Ölgemälde sind auch in der Gattung Stilleben anzutreffen, vorwiegend bunte Blumensträuße, gelegentlich in der Kombination mit Früchten. Der undatierte „Pfingstrosenstrauß“ ist in zarten Tönen angelegt, die im Hintergrund noch einmal aufgenommen sind und eine geschlossene Fläche bilden. Ein „Feldblumen-



August Kutterer, *Landschaft mit Reiter*, Öl auf Leinwand, 40 × 50 cm, Privatbesitz

(Photos: Dirk Altenkirch, Karlsruhe, Adlerstr. 28).

strauß“ hingegen ist in kräftigen, leuchtenden Rot-, Blau- und Grüntönen gemalt, durch die dick aufgetragene Farbe wurde eine lebhaftige Oberflächenstruktur erreicht. Die farbliche Gestaltung und der kräftige Pinselstrich erinnern an ein Blumenstilleben des Lehrers Hermann Goebel, das um 1929 entstanden ist. August Kutterer war nicht nur ein vielseitiger Maler, sondern ein ebenso geschätzter Lehrer. Er hatte zahlreiche Privatschüler und war ab 1950 Leiter einer Malklasse der Karlsruher Volkshochschule. In einer Vitrine zusammengestellte Schwarzweißfotos aus dem Besitz der Familie zeigten Kutterer mit seinen Schülern bei der Arbeit, im Atelier wie auch in der freien Natur. Der Künstler verstand es in seiner ruhigen Art, seinen Schülern behutsam Anleitung zu geben, ohne ihre individuelle Entwicklung zu hindern. Immer wieder beriet Kutterer die Lernenden im Umgang mit der Farbe, er lehrte sie mit nur drei Farben eine reiche Palette verschiedener Töne im Bild zu erreichen.

In seinem letzten Lebensjahr unternahm Kutterer noch einmal eine Studienreise in den Süden Italiens, von dort brachte er viele Aquarelle und Skizzen mit, die er nicht mehr alle ausarbeiten konnte. Ein Blatt zeigt die Küste

von Amalfi, die Umrißlinien mit schwarzer Kreide festgehalten und von Pastelltönen ergänzt. Eine weitere Arbeit läßt uns einen Blick in die engen Gassen Neapels werfen, im Vordergrund gleißendes Sonnenlicht, das nach hinten in dunkle Schatten übergeht. Personen sind nur als Staffage eingefügt, in skizzenhafter Manier mit flüchtigen Strichen festgehalten.

Das spontane Erfassen von einfachen Häusern mit kleinen Fenstern und schmalen Türeingängen ist in einer mit wenigen Farbflecken inszenierten Dorfstraße in Unteritalien zu erkennen, ausgeschmückt durch mediterrane Pflanzen wie Kakteen und Palmen.

Den Schwerpunkt seines künstlerischen Schaffens legte August Kutterer auf die Malerei, wobei er der Landschaftsdarstellung den Vorzug gab. Reiht man die Stadt- und Naturansichten in chronologischer Abfolge aneinander, so fällt auf, daß sich im Werk Kutterers keine wesentliche stilistische Veränderung feststellen läßt. Die rasch wechselnden Kunstrichtungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zogen an dem badischen Landschaftsmaler vorbei — er blieb einer vom Impressionismus geprägten, realistischen Darstellung treu.

Zurück zur Natur — aber wie?

Christianne Weber, Karlsruhe

Unter diesem Titel präsentierte die Städtische Galerie im Prinz-Max-Palais mehr als fünfzig Künstler mit Kunstwerken aus den Bereichen Malerei, Skulptur, Rauminstallationen und Video. International bekannte Namen wie Joseph Beuys, Markus Lüpertz, Anselm Kiefer, Christo, Arnulf Rainer — um nur einige zu nennen — waren mit Arbeiten vertreten, die eine persönliche Auseinandersetzung mit der Natur wiedergaben. Die einen übten heftige Zivilisationskritik, die anderen versuchten durch eine Zivilisationsflucht in eine „heile Welt“ die Problematik zu erfassen.

Die Auseinandersetzung mit der Natur als bedrohtem Lebensraum ist in den letzten Jahren besonders wichtig geworden, hat aber bereits im 18. Jahrhundert eingesetzt. Jean Jacques Rousseau griff dieses Thema in seiner Schrift „Über Kunst und Wissenschaft“ im Jahre 1750 auf und kam zu dem Ergebnis, daß die Errungenschaften der Zivilisation den Menschen verdorben hatten.

Mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert setzte das Bedürfnis des Städters ein, sich in die Natur zurückzuziehen um dort Erholung zu finden. Diese Nutzbarmachung der Natur bedeutete aber gleichzeitig Gefahr und Verfall für den natürlichen Lebensraum.

Sehnsucht nach Natur setzte um die Jahrhundertwende ein und fand ihren Ausdruck u. a. im floralen Dekor des Jugendstils.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begannen sich die positiven Auswirkungen von Technik und Industrialisierung ins Gegenteil zu verkehren, in der Kunst entwickelte sich die Darstellung der Umweltzerstörung. Die ersten kritischen Auseinandersetzungen mit der Wohlstandsgesellschaft waren in den USA anzutreffen, bei uns setzte dieses Bewußtsein Ende der

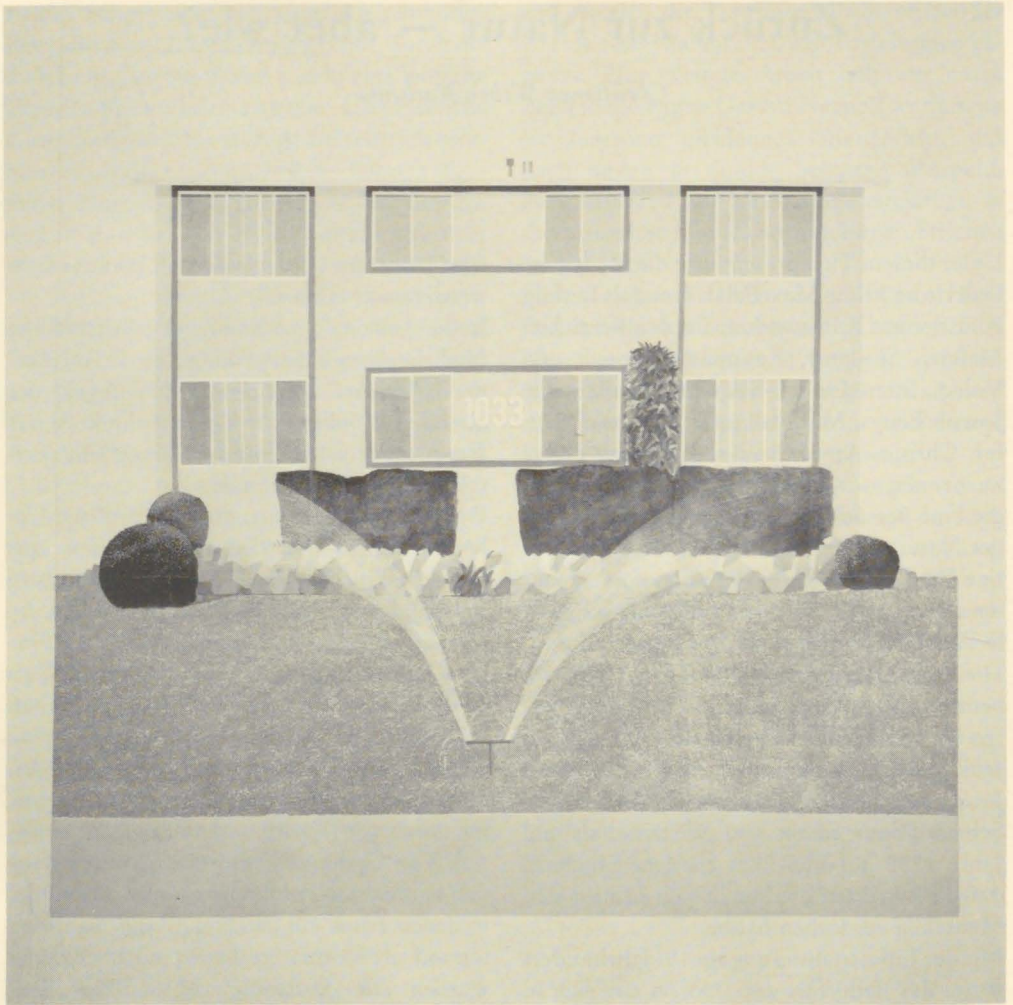
60er Jahre ein, 1970 wurde zum Jahr des Umweltschutzes erklärt.

In den beiden ersten Räumen der Ausstellung fand die Gegenüberstellung von „Land-Art“ und „Pop-Art“ statt. Unter den Begriff der „Land-Art“ fallen Künstler, die direkt in der Natur arbeiten und gestalten, einen künstlerischen Eingriff vornehmen.

Der in Baden-Baden geborene Eberhard Eckerle baut seit 1974 Installationen aus Schwemmgut, das das Hochwasser der Murg mit sich bringt. Dem Künstler geht es um die künstlerische Formulierung existentieller Fragen, wie auch sein Arbeit „Vanitas III“ als Mahnung an Vergänglichkeit zu verstehen ist. Glatte oder an der Oberfläche gefurchte Steine sind in Fließbewegung auf dem Boden ausgelegt, sinnbildliche Reste eines Zusammenspiels von Wasser und natürlichem Material. Von Gerhard Richter aus Dresden wurden sogenannte Fotobilder gezeigt, Gemälde, in denen Fotos aus Zeitungen und Illustrieren auf großformatige Leinwand übertragen wurden. Die „Seelandschaft“ und das „Seestück“ gehören zu einer 1969/70 entstandenen Serie von Meeresansichten.

Bei dem Engländer Richard Long ist die Auseinandersetzung mit dem Landschaftsraum ein wichtiges Anliegen, dies geschieht anhand von Landkarten, Kompaß und Kamera. Die Schwarzweißfotos mit dem Titel „Mile Stones“ sind das Ergebnis einer 480 km langen Wanderung durch Irland. An verschiedenen Abschnitten markierte der Künstler den Haltepunkt mit größeren Steinen, am Ende der Reise, in der letzten Photographie ist eine aus Steinen aufgebaute Mauer zu sehen.

Der in New York lebende Verpackungskünstler Christo war mit vorbereitenden Do-



David Hockney, *A Neat Lawn*, 1967

kumentationen, Materialcollagen und Zeichnungen zu seinem Projekt „Packed Coast“ vertreten. Im Jahre 1969 verpackte ein Team von Mitarbeitern einen 1,5 km langen Küstenstreifen am Little Bay von Kalifornien. Durch diese Veränderung wollte Christo für einige Wochen auf ein von ihm ausgewähltes Stück Natur aufmerksam machen.

Als Gegensatz zur „Land-Art“ ist die in den 50er Jahren in Amerika und England entstan-

dene „Pop-Art“ zu sehen. Es geht um die kritische Auseinandersetzung mit Konsum und Werbung, bei Roy Lichtenstein steht die Übernahme von Stilkriterien des Comics im Vordergrund.

In dem Gemälde „A Neat Lawn“ — ein gepflegter Rasen — des Engländers David Hockney geht es um die Vermarktung von Natur zu Werbezwecken. Seine unterkühlte Beschreibung einer urbanen Situation erinnert an farbige Werbeprospekte.

Auch Richard Hamilton will mit seiner „Zartblauen Landschaft“ auf die Verfremdung von Natur zu kommerziellen Zwecken aufmerksam machen: in einer angedeuteten Waldidylle treffen wir auf zwei, nur mit Wäsche bekleidete Frauen, im Vordergrund liegt eine Rolle Toilettenpapier mit Firmenaufschrift.

Die unübersehbare Bedrohung der Natur stellen die biokenetischen Objektkästen von HA Schult dar, hier wird die Abfallkultur der industriellen Massengesellschaft als scheinbar harmloses Stilleben in miniature gestaltet. Es handelt sich um die Zustandsbeschreibung einer von Schutt und Müll überhäuften Umwelt. Mit Bakterien und Pilzkulturen wird der Vorgang des inneren und äußeren Zerfalls intensiviert, der Schimmelprozeß vollzieht sich in Abhängigkeit von Temperatur und Lichteinwirkung. In den Darstellungen ist die Natur erstarrt, es leben nur noch die Mikroorganismen.

Auch Harald Duwe verdeutlicht mit seinem realitätsbezogenen Malstil die Schattenseiten der Wohlstandsgesellschaft. In seinem Bild „Kind am Strand mit Mercedes“ steht das Auto als Statussymbol und Umweltverschmutzer im Vordergrund. Das Kind wird seines natürlichen Lebensraumes beraubt, umgeben von Müll und Blech.

Auf drastische Weise führt uns Raffael Rheinsberg vor Augen, wie wir unseren natürlichen Lebensraum zerstören und die Tierwelt bedrohen. Seit 1975 verwendet der Künstler Teer in seinen Objekten, „Von der Eiszeit zur Teerzeit“ zeigt eine Landkarte der norddeutschen Tiefebene, die von einer Teerlawine, das heißt, Straßen und Autobahnen, bedeckt ist. Das Auto als Zerstörer der Tierwelt versinnbildlicht die Arbeit „7 tote Igel in Teer“, die vom Auto überfahrenen Tiere sammelte der Künstler auf einer Straße zwischen Kiel und Eckernförde und konservierte sie in Teer.

In Italien vollzog sich die kritische Auseinandersetzung mit der Natur vor allem in der, in den 60er Jahren einsetzenden „Arte povera“-Bewegung. Dem Italiener Arcangelo

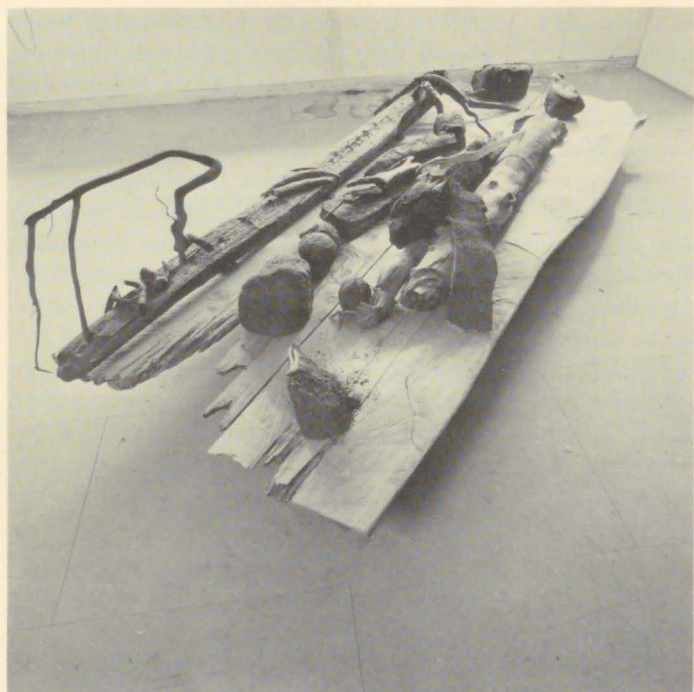
geht es in seinen großformatigen Arbeiten wie „Il Volo d'Uccello“ um die intensive Beschäftigung mit seiner Heimat, insbesondere dem volkstümlichen Brauchtum.

Auch der Konzeptkünstler Mario Merz bezieht die Natur in seine Kunstwerke mit ein. Seine Iglu-Projekte stehen für die einstmals primitive Behausungsform des Menschen, konstruiert aus Metall, mit Kunststoff überzogen, darauf wiederum Wachsplatten befestigt. In kleinen Plexiglaskästen leuchten Neonzahlen, die eine Abfolge der sogenannten Fibonacci-Reihe bilden. Die Projekte weisen einen deutlichen Gegensatz zwischen begrenztem Ordnungsprinzip und unbegrenzter Unordnung sowie Naturstoffen und künstlichem Material auf.

Ebenso geht es Giuseppe Penone bei der Darstellung von unscheinbaren, ärmlichen Gegenständen um den Dialog mit der Natur, um die Verbindung einer künstlichen und organischen Welt. Seit 1980 widmet sich Penone pflanzlichen Wachstumsprozessen, die manchmal die Assoziation zu menschlichen Körperformen erlauben. In dem Objekt mit dem Titel „Eva“ ist eine liegende Aktfigur aus Bronze zwischen zwei Topfpflanzen eingebunden, auf den ersten Blick glaubt man, es handle sich um abgeschälte Borke alter Baumstämme und nicht um Bronze.

Kehren wir zurück zur deutschen Kunstszene und wenden uns Markus Lüpertz zu, der an der Karlsruher Akademie lehrte. Seine Verarbeitung von Natur spiegelt sich in einem Rückgriff auf die Antike wieder, es handelt sich um die Monumentalisierung und Archaisierung einfacher Bildgegenstände. In der sechstteiligen Serie „Philosophen-in-Landschaft“ werden antike Elemente wie Marmorbüste, Eule, Helm und Säulenportikus in Wald- und Wiesenlandschaft eingebunden. Zwei Gemälde dieser Reihe waren in der Ausstellung zu sehen.

Georg Baselitz, der Vorläufer der Jungen Wilden, sucht in seinen großen Bildern die Synthese zwischen Figuration und Abstraktion. Der Bildgegenstand, die menschliche Fi-



*Nikolaus Lang,
The prehistoric Voyage
through the Torres Straits,
1984—86*

gur, das Tier oder ein Gebäude werden auf dem Kopf stehend in Landschafts- oder Naturformen integriert. Der sehr freie Umgang mit der Farbe, oft arbeitet Baselitz nicht nur mit dem Pinsel, sondern auch mit den Fingern, abstrahiert das Dargestellte, läßt aber die konkrete Aussage wiedererkennen. Das auf dem Kopf stehende Bildobjekt ist Ausgangspunkt aller Arbeiten des Künstlers, eine Sehweise, die in Anlehnung an Kandinsky und die Erkenntnis frühestkindlicher optischer Eindrücke zu verstehen ist.

Die elektronische Erzeugung natürlicher Geräusche beweist die Rauminstallation von Walter Giers, der ein eigener Saal gewidmet war. Die Verwendung des Zufallsgenerators ermöglicht unerwartete Kombinationen und Variationen verschiedener elektronischer Objekte, erlaubt eine Umsetzung von Naturform in elektronische Kunstform. Auf diese

Art und Weise werden akustische und optische Geräusche der Natur, wie Gewitter, Wind, Blätterrauschen oder Sonnenreflexe erzeugt, die die Vorstellung von realer Natur vermitteln.

Einbindung und Verarbeitung von Pflanzen prägen die Arbeiten der nachfolgenden Künstler. Seit 1984 entstehen bei Karin und Rüdiger Ohme Bilder mit dem Materialcharakter Papier. Dünnes Papier wird schichtweise übereinandergelegt, dazwischen liegen Pflanzenstücke wie Silbertaler oder Schirmalgen, es entstehen Zell- und Gewebestrukturen, eine mikrokosmische Kunstlandschaft. Dem Österreicher Arnulf Rainer geht es um die Veränderung von Pflanzendarstellungen, wie er in seiner Folge „Naturgeschichte — Fauna, Flora“ zeigt. Als Grundlage dienen alte Kupferstiche oder Farblithographien, die der Künstler mit wenigen Strichbündeln oder

Überzeichnungen verändert, die ursprünglichen Pflanzenmotive werden verstärkt oder zerstört.

Die Zerstörung des Waldes verdeutlichen die Schwarzweißfotos „Waldeslust II“ von Anna und Bernhard Blume, die der Serie „Zurück zur Natur- aber wie?“ entnommen sind, die auch der Ausstellung ihren Titel gab.

Verfremdung der Natur steht im Mittelpunkt der aufgebauten „Wohnzimmeridylle“ von Christiane Dellbrügge und Ralf de Moll. Mit Hilfe des Fernsehers wird dem Betrachter eine heile Welt vorgespielt — das Wechselspiel von Natürlichkeit und Künstlichkeit ist geschickt verdeckt.

Bei den großen Projekten von Klaus Lang und Rainer Wittenborn wird die Bedrohung eines ganzen Volksstammes aufgezeigt. Lang demonstriert mit seiner „prähistorischen Reise durch die Torres-Straße“ das Verschwinden der in Südaustralien gelegenen Stämme von Flinders Range: ein Floß, aus zwei Teilen eines Baumstammes zusammengesetzt, ist mit Hölzern, Astwerk und Torfbrocken bedeckt, die an anthropomorphe Formen erinnern.

Wittenborn weist mit seiner Rauminstallation „The Black Raven“ auf die Veränderung eines Indianerstammes hin, die Zerstörung von Kultur durch Fortschritte der Zivilisation. 1982/83 bereiste der Künstler die Nordwestküste Amerikas, das Projekt ist die Dokumentation seiner Erlebnisse, die er den Eindrücken eines Fotografen aus den Jahren 1907 bis 1930 anhand von Fotos, Texten und zwei Videofilmen gegenüberstellt.

Alle, in der Ausstellung vertretenen Künstler — es konnten hier nur einige ausgewählt werden — bemühten sich in ihren Arbeiten um die Natur, machten ihren desolaten Zustand deutlich oder verwiesen auf Fluchtmöglichkeiten in einen Idealzustand. Eine wirkliche Alternative zurück zur Natur zu finden, bot allerdings nur ein Künstler: Joseph Beuys. Mit seiner sozialen Plastik „7000 Eichen“ zeigte er eine Möglichkeit, natürlichen Lebensraum zu schaffen. Zwischen 1982 und 1987 ließ er in Kassel 7000 Bäume pflanzen und gleichzeitig wurde ein aufgehäufte Berg von Steinen vor dem Museum Fridericianum mit jedem neuen Baum um einen Steinblock verringert.

Raum für den Gott

In den Zeiten der früheren Niedergänge gab es neben den Räumen, die voll waren von Niedergang, wenigstens noch eine Leere, wenigstens noch einen leeren Raum. Am Ausgang der Antike, zum Beispiel, waren die Götter fortgewischt, verschwunden. Aber es war doch noch eine Leere dort, wo einst die Götter gestanden waren, eine deutliche, genau umgrenzte Leere, und der Stern, der damals aufgehen wollte, hatte Raum in dieser Leere aufzugehen. Der neue Gott, der kommen wollte, wurde an den Platz, wo einst die Götter gestanden waren, fast angesogen, — so groß war die Leere.

Im Niedergang von heute merkte der Mensch gar nicht, daß Gott fortgestoßen wurde oder wegging, es war kein leerer Raum da, oder vielmehr: es ist eine mit den Produkten der Diskontinuitätsmaschinerie ausgefüllte Leere da, die Leere, ausgestopft mit Zusammenhangslosigkeiten, Fragmenten aller Art, und der Mensch kam gar nicht dazu, die Leere zu merken und die Fülle zu erwarten.

Max Picard — Hitler in uns selbst, S. 252

Dieses Fehlende ist so ungeheuer da, so intensiv, daß es gilt und nicht die schwache Möglichkeit. Die Wirklichkeit des Fehlenden ist so intensiv, daß der Mensch hier anhalten muß. Das Fehlende hält sich so deutlich dem Auge des Menschen hin, daß das Auge auf dem Fehlenden bleiben muß.

Wenn aber das Auge des Menschen immer auf diese Leere blickt, sie immer mit dem Auge umfaßt, so wird ein Raum umgrenzt, ein Raum geschaffen, in den das Fehlende, das Vorgegebene, fast hineingesogen wird. Nimmt der Mensch das Fehlen ganz und gar ernst, das heißt: ist er sich in jedem Augenblick bewußt, daß er durch das Fehlen des Vorgegebenen in seiner Struktur krank ist, so reicht dieser Ernst durch seine Wahrheit bis an die Wahrheit des Anfänglichen, Schöpfungshaften und damit auch bis zum Vorgegebenen.

Max Picard — Der Mensch und das Wort, S. 201

Ein Franke in Thüringen und Baden

Karsten Weber, Karlsruhe

Vor 120 Jahren wurde der Bildhauer Richard Engelmann geboren

„Arrivés“, am Ziel ihrer Wünsche angelangt, fühlten sich 1913, als es noch den Kaiser und keinen Ersten Weltkrieg gab, die Bildhauer-Freunde Ernst Barlach und Richard Engelmann: Man kannte sich aus Studienjahren in Paris vor der Jahrhundertwende und als Ateliernachbarn in Berlin. Der eine der Freunde, Barlach, wurde in Berlin von dem Kunsthändler Cassirer finanziert und kam dann, wie der andere berichtet, „sehr schnell zu Ehren und Ansehen und überflügelte mich bald in beiden“. Diesen anderen aber, Richard Engelmann, hatte der Worpsweder Maler Fritz Mackensen gerade als Professor an die Kunsthochschule nach Weimar geholt. In seinen noch nicht zusammenhängend veröffentlichten Erinnerungen schreibt Richard Engelmann: „Mackensen war als Direktor sehr rührig und brachte die Schule auf ein hohes Niveau. Mir gegenüber hat er sich stets als wahrer Freund gezeigt, und ich vergesse ihm nie, wie tapfer und freundschaftlich er auch in der Nazizeit meiner gedacht hat.“

In Bayreuth als Sohn eines jüdischen Hofrats und bekannten „Irrenarztes“ geboren, als Erwachsener evangelisch getauft, nach Wehrdienst und Übungen Offizier (Oberleutnant) der kaiserlichen Armee, im Stabe Hindenburgs in Rußland Beauftragter für die Gestaltung von Kriegerdenkmälern, ist er dem assimilierten deutschen Judentum zuzurechnen.

Dafür spricht auch eine Bemerkung über den Musiker Max Reger, der in der Nachbarstadt Jena wohnte: „Da er als Franke Lands-

mann war und viele gleiche persönliche Interessen besaß, standen wir bald in gutem Einvernehmen.“ Hitlers späterer Innenminister, Dr. Adolf Frick, schon 1930 Nazi-Kultusminister in Thüringen, sah das Landsmannschaftliche anders und entließ in einer seiner ersten Amtshandlungen den 62jährigen Richard Engelmann rechtswidrig als Professor, angeblich aus „organisatorischen Gründen“, die sich ein neuer parteistrammer Direktor der Kunsthochschule hatte einfallen lassen. Über 20 deutsche Tageszeitungen fügten in einheitlichem, offenbar alles erklärendem Sprachgebrauch hinzu: „Darüberhinaus sollen aber auch politische Erwägungen eine Rolle gespielt haben.“ 1935 erteilt der Präsident der Reichskammer der bildenden Künste umfassendes Berufsverbot, „da Sie Nichtarier sind und als solcher die für die Schaffung von deutschem Kulturgut erforderliche Zuverlässigkeit und Eignung nicht besitzen“.

Engelmann, dem in Weimar niemand mehr ein Atelier vermietet, zerschlägt öffentlich Teile seines Werkes, baut sich in Kirchzarten bei Freiburg ein kleines Haus, entgeht — weil „in Mischehe lebend“ — im Oktober 1940 dem Abtransport der badischen und pfälzischen Juden nach Gurs/Pyrenäen, erhält nach dem Krieg in Freiburg noch einige öffentliche, z. T. übel angefeindete Aufträge, eine Ehrung mit dem Bundesverdienstkreuz und stirbt mit 98 Jahren im September 1966 in seiner südbadischen Zuflucht, die ihm ebensolang eine nicht immer günstige Heimat wurde wie Berlin (ab 1900) und Weimar zusammen. Das Kurhaus Kirchzarten zeigt in Wechselausstellungen regelmäßig Teile seines Werks.



Richard Engelmann in seinem Atelier in Weimar (1927)

Meister des Maßes

Richard Engelmanns Stilideal seiner Frauengestalten ist gewachsen in Stufen der Abkehr von je modischen Ausdrucksformen. Seine bronzene Flora auf dem Aschoffplatz vor dem Friedrichgymnasium in Freiburg (1906) ist noch erkennbar als ein anmutiges Werk des Jugendstils. „Lieber, lieber van de Velde“, spricht Engelmann den „unschuldigen Urheber“ dieses Stils an, „feine, edle Künstlerseele! Wie sehr habe ich ihn geliebt, wieviel Anregung verdanke ich ihm! Van de Veldes ruhiger, einfacher Linie und Form und seiner kräftigen persönlichen Eigenart

galt immer meine hohe Bewunderung.“ Aber kritisch schließt er das Kapitel: „Der edle Schwung seiner lebendigen Linie wurde an der Hand der Epigonen zur faden Arabeske.“ Zur gleichen Vorsicht mahnt er sich selbst einem andern Lehrmeister gegenüber, dem großen Auguste Rodin in Paris: „Rodins bildhauerisches Genie überragt weit alle seine Zeitgenossen mit ihren guten, aber meist sehr akademisch glatten Leistungen. Er hat die europäische Skulptur auf eine Höhe gebracht, die nicht mehr zu überbieten war.“ Wer weiterstreben wollte, sagt Engelmann, müßte sich ganz von ihm abwenden: „Diese Tat gelang in Frankreich Aristide Maillol. In-

dem Rodin die Kunst der Antike, der Renaissance, der Gotik und des Barock in den Ideenkreis seiner Werke eingeschlossen hatte, greift Maillol auf die naive Einfachheit der frühgriechischen Plastik zurück und erzielte die schönsten Resultate.“ Es ist sicher nicht unrichtig zu schließen, daß Engelmann sich die Tat Maillols in Deutschland durchführen sah, ohne ihm dabei gleichen zu wollen.

Mit der Steinfigur der „Ruhenden Frau“, einer Brunnenfigur in Osnabrück, deren Wiederholung auch vor der Kunsthochschule in Weimar aufgestellt wurde (vgl. den Gipsabdruck im Hintergrund des Atelierfotos, 1927), wurde Engelmann im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts nach einigen Zurückweisungen in die „Berliner Sezession“ aufgenommen. Die habe sich, schreibt er, an-

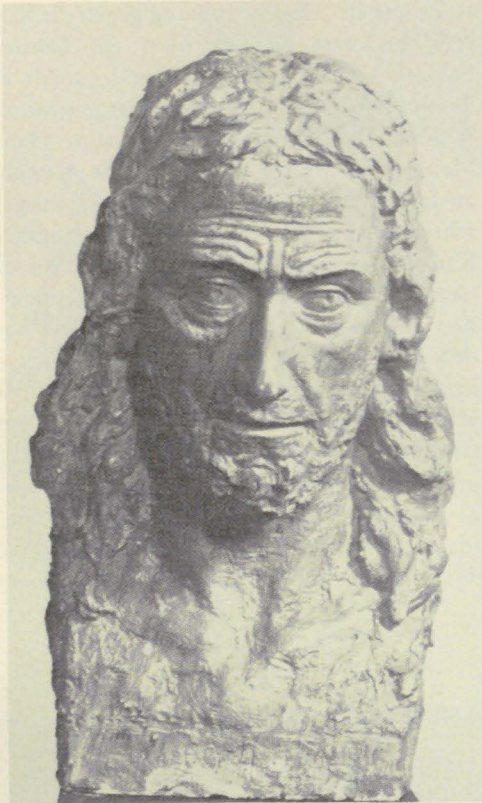
fangs nur als „Gegenströmung gegen die kaiserliche Kunst im Glaspalast am Lehrter Bahnhof“ verstanden. „Ich stand damals in der Reihe der jüngeren Künstlergeneration Waldemar Rösler, Max Beckmann, Hans Meid, Felix Meseck u. a. Über die Kämpfe im Innern der Sezession ist ja genügend geschrieben worden, es war ein ständiger Kampf aller gegen alle. Doch sind aus dieser Gruppe etwa bis 1914 wohl die bedeutendsten Leistungen der Malerei und Plastik vor dem Krieg hervorgegangen.“

Engelmanns monumentale Frauenfiguren von „griechischer“ Ruhe schmücken hinfort Gartenanlagen des ganzen Zweiten Reichs und der Weimarer Republik: Die Brunnenplastik einer Liegenden mit Harfe in Görlitz, die Ruhende in Hamburg-Blankenese, die Wartende im Stadtgarten Freiburg.



Richard Engelmann, Der blinde Krieger (um 1921), Entwurf eines Kriegerehrenmals, Terrakotta, 16 × 16 cm, Privatbesitz

(Foto: Landesbildstelle Baden)



Richard Engelmann, *Christus blickt mit Entsetzen auf das zerstörte Freiburg* (1944), Bronze-Büste, lebensgroß, Kurhaus Kirchzarten

Politisch nicht festgelegt

Arriviert, wie sich der Weimarer Professor von 1913—1930 zu recht einordnen konnte, führte er Aufträge zu Porträtbüsten aus, mit denen er auch bei den Machthabern des Dritten Reiches hätte Ehre einlegen können: Admiral Scheer, Sieger vom Skagerak, und Felix Graf Luckner, der „Seeteufel“ des Ersten Weltkriegs. Daneben porträtierte er den Maler Arnold Böcklin oder auch den von Sozialisten geschätzten Popularphilosophen und Verbreiter der Lehren Darwins, Ernst Haeckel; nach dem Zweiten Weltkrieg auch den mutig antinationalsozialistischen Nationalökonom und persönlichen Freund, Walter Eucken; das Werk steht seit 1980 in

der Karlsruher Walter-Eucken-Schule. Mit dieser Breite seiner Arbeiten erinnert er entfernt an den gesellschaftlichen Stil der ihm befreundeten, auch in Weimar lebenden Schwester Friedrich Nietzsches, Frau Förster-Nietzsche. Sie hatte in ihrem Testament als unübersehbares Zeichen an die, die es anging, bestimmt, daß an ihrer Beerdigung, zu der natürlich der „Führer“ Hitler, Innenminister Frick, Gauleiter Sauckel und die Weimarer Nazi-Prominenz kamen, wohlgeplant auch Richard Engelmann, seine Frau und seine Tochter teilnehmen mußten.

Falsch wäre es indessen, Engelmanns Großplastik in die Nähe der kraftstrotzenden Heldegestalten eines Arno Breker oder Josef Thorak zu rücken, denen — wie der nationalsozialistischen Ideologie insgesamt — Zurückhaltung und menschliches Maß gerade fehlen.

Ringens um künstlerische Rehabilitation

Als 1954 ein Marien-Brunnen vor der katholischen Herz-Jesu-Kirche des Freiburger Stadtteils Stühlingen zur Debatte stand, wollte ein Stadtrat die Auftragsvergabe an Engelmann verhindern, weil dieser mit drei Aufträgen (u. a. dem Ehrenmal für die Fliegeropfer auf dem Freiburger Hauptfriedhof) und 17 000 DM Wiedergutmachung gut genug bedient sei. Engelmanns Schwiegersohn berichtet: „Und er, der in der Zeit des Dritten Reiches nie geweint hatte, er weinte, als er das hörte.“ Der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Hoffmann setzte das Projekt mit den ihm persönlich vorbehaltenen Finanzmitteln aus seinen Konzerteinspielungen dennoch gegen die Fraktion derer durch, die nicht verstanden hatten, daß es nicht um Geld ging für den Sechszwanzigjährigen, sondern um künstlerischen Anspruch und immer noch Gerechtigkeit, mindestens auf dem Felde der Kunst, wo sie ihm und seiner schwerverfolgten Familie zwölf Jahre lang vorenthalten worden war. Am 9. September 1966 ist er als 98jähriger ge-



Detail des Ehrenmals für die Fliegeropfer des Krieges 1939—1945, Die Hände der trauernden Frauenfigur, Bronze, 1951, Freiburger Hauptfriedhof

storben. Engelmanns künstlerische Rehabilitation auf überregionaler Ebene steht bis heute aus.

Öffentlich zugängliche Werke Richard Engelmanns in Freiburg

1. „Ehrenmal“ für die Opfer der Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg auf dem Hauptfriedhof
2. „Flora“; blumenstreuende Frau auf dem Aschoffplatz in Freiburg (vor dem Friedrichgymnasium)
3. „Der alte Gelehrte“ im Regierungspräsidium Freiburg
4. „Die Wartende“ im Stadtgarten in Freiburg
5. „Max-Reger“-Büste; Foyer des Stadttheaters in Freiburg
6. Marmorbüste „An die Kunst“; Foyer des Stadttheaters in Freiburg
7. Marienfigur auf dem Stühlinger Kirchplatz vor der Herz-Jesu-Kirche
8. Grabmal Richard Engelmanns auf dem Friedhof in Günterstal
9. Grabmal Matthias Pieske auf dem Friedhof in Freiburg-Kappel
10. Ehrenmal (Porträt) zum Gedenken an Alexander Gumprecht auf dem Friedhof Freiburg-St. Georgen

Das heilige Spiel der Weihnachtskrippen

Man hat dem Ursprung der Weihnachtskrippe eifrig nachgespürt und „Vorformen“ gesammelt, aus denen sie sich „entwickelt“ haben könnte. Da sind, um nur einiges zu nennen: die geistlichen Schauspiele des frühen Mittelalters; die berühmte Weihnachtsfeier des Franz von Assisi im Jahre 1223; die Dreikönigszüge und das symbolische Kindleinwiegen im 14. und 15. Jahrhundert; die geschnitzten Szenen auf gotischen Flügelaltären. Gewiß liegt all diesen „Darstellungen“ das gleiche zugrunde, was auch die Krippe im Auge hat: anschauliche Verlebendigung der Glaubenslehre. Ein überzeugendes Bindeglied ist jedoch nicht aufgefunden worden. Man sollte sich, meine ich, die Mühe sparen, denn es ist nicht aufzufinden. Derlei Untersuchungen haften an einer überalterten Entwicklungslehre, die keine plötzlichen Sprünge, keine Überraschungen kennt, sondern jede Erscheinung aus zeitlich früheren Erscheinungen abzuleiten sucht: sie leugnet das Genie im Menschen, das launige Spiel der Natur und Gottes plötzliche Einfälle. Die Krippe bedarf eines Stammbaums nicht; irgendwann erfand jemand sie, und fortan war sie da.

Der erfinderische Schritt bestand darin, die Darstellung von Szenen aus der Kindheit Jesu kleinen Puppen anzuvertrauen, also nicht schauspielernden Menschen und nicht gebundenen Bildwerken, sondern richtigen Puppen, die sich biegen, ankleiden, zurechtmachen, umstellen, kurzum, wie Spielzeug verwenden ließen. In ihrer naiven Nachgestaltung der Bibelworte und ihrem Vergnügen daran, die Schaulust des Volkes zu befriedigen, ist die Krippe — man verzeihe den Ausdruck — eine Art religiöser Moritat. Wenn ihr überhaupt ein Urahn zugeordnet werden kann, so allenfalls der Heiland auf dem Palmesel, ein Prozessionsstück, das dem Panoptikum benachbart ist. Seit Huizinga das Wort Spiel geadelt, ja, geheiligt hat, sollte man endlich die Scheu ablegen, von der Weihnachtskrippe als von einem Spiel zu sprechen. Sie ist Spiel, Puppenspiel.

Die erste bekundete Krippe, die in ein Gotteshaus Einlaß fand, stand 1562 in der Jesuitenkirche zu Prag. Sie stellte die Geburt Jesu dar und war eigens für die Weihnachtszeit errichtet worden. Kurz vor 1567 muß die Hauskrippe der Herzogin von Amalfi gefertigt worden sein, die aus 167 Figuren bestand und außer Hirtenszenen die Anbetung des Kindes und das Gefolge der drei Könige zeigte. Im 17. Jahrhundert werden die Nachrichten zahlreicher, und die Berichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert würden ein ganzes Buch füllen. Eine energische Förderung ihrer ersten Anfänge erfuhr die Krippe durch den Jesuitenorden, der ihre starke Wirkung auf das Volk erkannte und einsetzte. 1619 berichtet der Jesuit Philipp de Berlaymont: „Es ist allgemein bekannt, daß die Jesuiten die frommen Sitten ihrer Ordensvorgänger einhalten, indem sie Weihnachtskrippen mit der Darstellung des Stalles zu Bethlehem errichten. Die Futterkrippe mit dem Kind steht zwischen der Jungfrau und Josef in einem strohgedeckten Bau, auf dem der Stern befestigt ist. Hirten und Engel warten auf, und das Ganze ist so geschickt angeordnet, daß die Frömmigkeit aufs stärkste erregt wird.“

Von der Volkstümlichkeit, welche die Krippe in der Folgezeit, vor allem während des 18. Jahrhunderts, erlangte, kann man sich nicht leicht einen Begriff machen. Fürsten, Klöster, Kirchen, aber auch Pfarrer und Privatleute ließen mitunter wandernde Schnitzkünstler jahrelang für sich arbeiten, auf den Krippenmärkten, wo die Figuren und Dekorationsstücke gehandelt wur-

Fortsetzung auf Seite 623

„Auf Krippelefahrt zu verborgenen Schätzen der Volkskunst“

Alois Krafczyk, Haslach

Alljährlich, in den spätherbstlichen Tagen des November, da ziehen sie wieder hinaus in die umliegenden Wälder, die Haslacher, die Kinder mit ihren Eltern und eben all jene, die das gleiche Ziel vor Augen haben, den „Gang ins Moos“.

Immer dann, wenn die Zeit der kürzer werdenden Tage und der langen Nächte das Ende des bäuerlichen Jahres anzeigt, das Laub, bunt gefärbt, immer mehr zu Boden fällt, dann beginnen die Vorarbeiten für Advent und Weihnachten, eine Arbeit, die bereits einstimmt auf das immer näher rückende Fest der Ankunft des Herrn. Der Gang ins Moos gehört bei all jenen zur Selbstverständlichkeit, welche jahraus, jahrein, an Weihnachten in ihren Wohnstuben ein Krippele aufbauen, nicht selten eine Tradition, die schon von den Vorfahren übernommen wurde. Da zieht nun jung und alt, mit Körben beladen, hinaus in den Bächlewald, in den Stricker oder gar hinauf in die steil ansteigende Bergwand des Urwaldes, hinauf ins Gebiet von Heiligem Brunnen und Sandhaasenhütte. Die einen suchen ihr Ballenmoos, die anderen das flachliegende Steinmoos oder gar für's besondere Ausschmücken das seltenere „Irish Moos“, ein jeder hat meistens bei dieser Arbeit sein bestimmtes Revier. Sind schließlich die Körbe reichlich gefüllt, dann geht's meist zufrieden zurück ins heimatliche Städtchen, der Weg hat gelohnt, das Suchen viel Freude bereitet. Nun, da noch genügend Zeit bis Weihnachten, kann das Moos, fein ausgebreitet, auf dem Speicher trocknen. Inzwischen schlummern noch in irgendeiner Holzkiste oder ei-



Plakat zur Ausstellung „Alte Haslacher Weihnachtskrippen“

ner Schachtel die Hirten und Könige, wartet die Heilige Familie darauf, bald den zu Weihnachten gewohnten Platz einnehmen zu können. Wenn auch der Platz der Heiligen Familie nur selten wechselt, so ist es doch die Phantasie der Krippelebauer, die stets auf's neue für Veränderungen in der Krippe sorgt, auch bei den Krippenbauern nämlich sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. So kann es schon vorkommen, daß das weihnachtliche



*Krippenrelief des Haslacher
Bildschnitzers Hubert Stelker
(1857—1935)*

Geschehen nicht selten auch in einer Höhle stattfindet, meist jedoch aber ist es der Stall von Bethlehem, der die Heilige Familie aufnimmt und ihr Obdach gewährt.

Kurz vor dem Weihnachtsfest beginnt dann meist der eigentliche Aufbau der häuslichen Krippe, es entstehen zum Teil gewaltige Krippenberge mit einfachen Häusern, mächtigen Tempelanlagen und prunkvollen Palästen. Gar manche Krippe wird inmitten einer

Schwarzwaldlandschaft dargestellt, eine andere vor der Kulisse Bethlehems.

Während früher, noch vor fünfzig und sechzig Jahren, in nahezu jedem Haus von Alt-Hasle ein Kripple zu finden war, hat heute die Tradition der Weihnachtskrippen nicht selten gänzlich aufgehört zu existieren, denn, der Weihnachtsbaum hat auf seinem Siegeszug so manches Kripple aus den Wohnstuben verdrängt. Wer allerdings einmal die ä-

berst interessierten Blicke von Kindern beobachtet, wenn diese staunend vor einer dieser Weihnachtskrippen stehen, der verspürt recht schnell, daß eben diese bildliche Darstellung von der Geburt des Herrn Kinderherzen mehr erfreuen kann als der größte Weihnachtsbaum. Aber nicht nur die Kinder sind es, die staunend vor den Weihnachtskrippen stehen, auch die Erwachsenen werden nicht selten in ihren Bann gezogen und erinnern sich in der stillen Betrachtung gar wieder ihrer eigenen Kindheit, in welcher im Elternhause auch eine Krippe gestanden.

Für den in Haslach geborenen Heinrich Hansjakob, späterer Pfarrer und Volkschriftsteller, war die Weihnachtszeit schon allein wegen ihrer Krippentradition ein ganz besonderes Fest, in seinen Jugenderinnerungen werden diese Hochtage seiner Jugendzeit nochmals lebendig, denn, die Weihnachts-

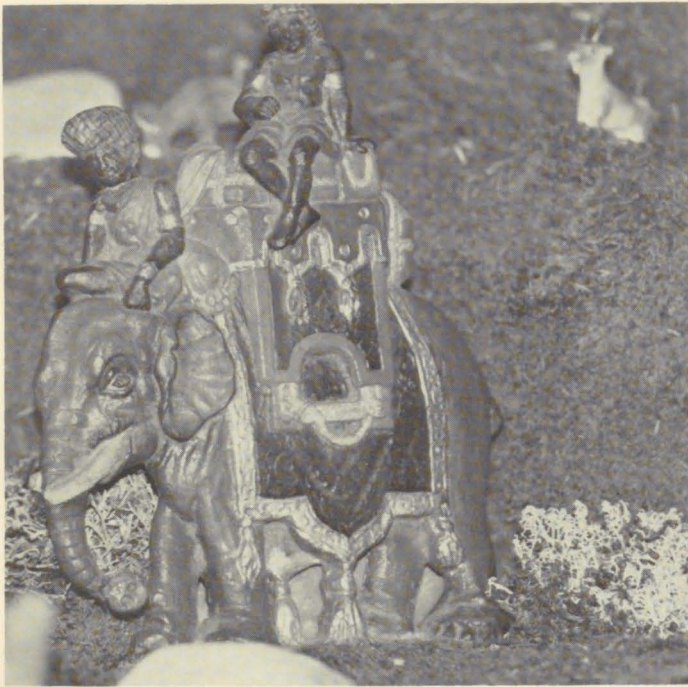
krippen nahmen in seiner Vaterstadt schon immer eine Sonderstellung ein.

So schreibt Heinrich Hansjakob unter anderem: „Das einzige Fest, das für uns eine religiöse Bedeutung hatte, war das Weihnachtsfest. Christbäume kannte man in jener Zeit nur dem Namen nach, auch das „Christkindle“ als Gabenbringer war uns unbekannt; diese Stelle vertrat der Santi Klaus, der, wenn es hoch herging, noch einen hölzernen Gaul oder ein Halstuch auf den Teller legte. Uns lächelte das leibhaftige Christkindlein aus der Krippe an, und die Weihnachtskrippen waren unsere Weihnachtsfreuden. Für den leidenden und sterbenden Heiland, für sein Leben als Mann, hat das Kind nur ein gemachtes, in dasselbe hineingetragenes Verständnis, wenn man dieses Wort überhaupt anwenden darf — aber das Jesukind in der Krippe, zwischen Ochs und Eselein, umgeben von Engeln, Hir-



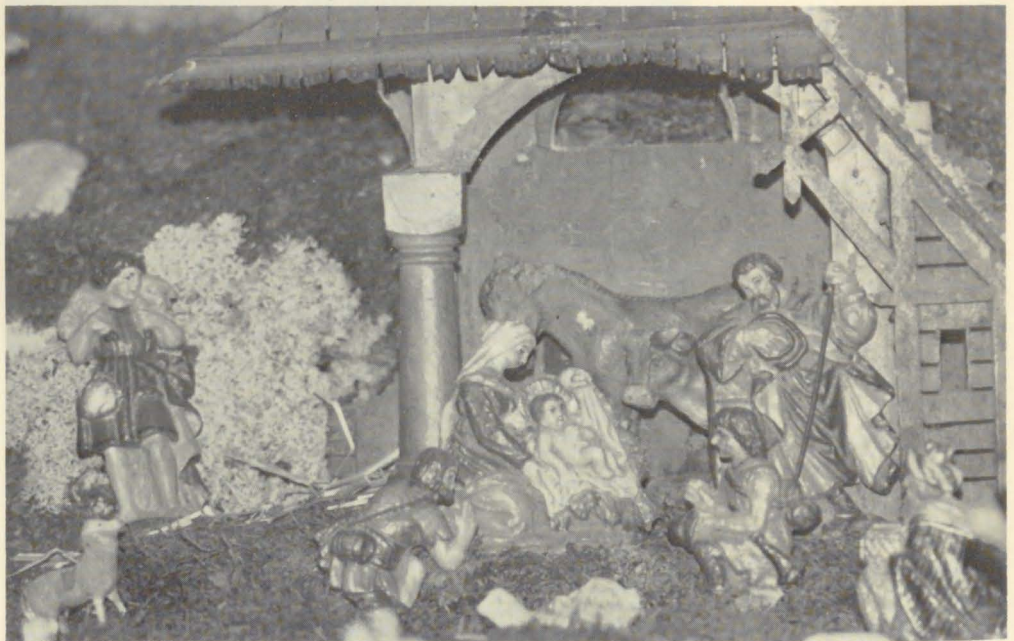
„Flucht“, Motiv aus der ältesten Krippe der Ausstellung, Ende 18. Jahrhundert, Leihgabe der Familie Werner Holzer.

Foto: H. Hauß



Elephant im Zuge der Heiligen Drei Könige, Ende 19. Jahrhundert, Leihgabe Franz Thoma

Foto: H. Hauß



Weihnachtskrippe, Ende 19. Jahrhundert, Leihgabe der Familie Franz Thoma

Foto: H. Hauß



Hl. Drei Könige aus der Krippe des „Gasthaus Kanone“, Pappe bemalt von Carl Sandhaas, Rudolf u. Xaver Thoma. Leihgabe der Familie Thoma

Foto: H. Hauß

ten und Schafen, das ist die volle Poesie für ein Kinderherz. Der eigentliche Kinderheiland ist das „Jesulein in der Krippe“.

Hansjakob war ein großer Freund der überlieferten Krippentradition, ein ebenso entschiedener Gegner der Weihnachtsbäume, aber war er auch und gegen diese zog er zu Felde, so oft es nur möglich war.

Wie die Krippele gehörten für Hansjakob auch die „Krippelefahrten“ zum weihnachtlichen Brauchtum seiner Vaterstadt und er schreibt darüber wie folgt:

„... ihre Herden weideten in einiger Entfernung, und über der Höhle strahlte der „Gloria-Engel“, der die Geburt verkündete. Das alles zeigten uns in der Weihnachtszeit die Krippele der Heimat in leibhaftigen Gestalten, und darum zogen wir in fröhlichen Kinderhaufen den Häusern zu, wo schöne Krippele zu sehen waren“.

Wer heute in den Jugenderinnerungen Hansjakobs blättert und dabei die „Spiele und Festzeiten“ Revue passieren läßt, dem wird recht schnell bewußt, welchen Stellenwert die

Krippele seiner Vaterstadt im Brauchtum des Jahreslaufes einnahmen.

Haslach muß in der Tat große Zeiten des Krippenbaues erlebt haben; so wurden nicht selten große Krippenberge hergestellt, ja zum Teil von Jahr zu Jahr erweitert, zur Tradition eines Bürgerhauses gehörte einfach auch die Weihnachtskrippe. Da gab es Krippele mit Figuren aus Wachs, aus Lehm, aus Holz oder gar auf Papier aufgemalt, auf Papier gemalt wie jene Krippe im Gasthaus „Kanone“, welche nicht nur von den begabten Besitzern der „Kanone“, von Vater Rudolf und Sohn Xaver Thoma gestaltet wurde, sondern auch den begabten Maler Carl Sandhaas als Mitgestalter aufzeigt.

Gar manche der Krippen war zugleich auch eine Darstellung des Lebens im Städtle, das Kabinetstück aller Krippen in Alt-Hasle war aber zu Hansjakobs Jugendzeit die Krippe mit dem Waldbruder, jene Krippe, die der alte Pfrengle, die „Sicherheit“ im Städtle, besaß, denn Hansjakob schreibt u. a.: „Mit dem Kindlein im Stall teilte dieser Waldbruder unser Herz und unsere Augen“.

Mit der Zeit aber wurde es still um Krippenberge, um Hirten und Könige, und auch der „Waldbruder“ war längst verschwunden, viele der einstigen Haslacher Weihnachtskrippen versanken in einem Dornröschenschlaf, bedingt durch den Lauf der Zeit und durch den damit verbundenen Siegeszug des Weihnachtsbaumes, der immer mehr auch die Wohnstuben von Alt-Hasle eroberte.

Heute, gegen Ende des 20. Jahrhunderts, läßt sich nicht mehr feststellen, in welchem Umfang Weihnachtskrippen in Hansjakobs Geburtsstädtchen Haslach einst vorhanden waren, ihrer aber waren es sicherlich nicht wenige.

Trotz dem ständigen auf und ab der vergangenen Jahrzehnte ist die Krippentradition nicht ausgestorben, in manchen Bürgerhäusern wird noch immer vor Weihnachten gebastelt, und noch immer gibt es auch vereinzelt „Krippelefahrten“ zu verborgenen Schätzen der Volkskunst im Städtle.

Eine in den zurückliegenden Wochen durchgeführte Ausstellung „Alter Haslacher Weihnachtskrippen“ führte wieder hin zu manch verborgenen Schätzen der Volkskunst, wollte auch anregen zur Wiederbelebung einer alten Tradition in diesem eh an Traditionen reichen Städtchen, die Aussage eines älteren Haslachers „Fir mich git's keu Wihnochde uhni Krippili“ läßt zuversichtlich in die Zukunft blicken.

Literatur

Franz Grieshofer (Hrsg.), **Krippen. Geschichte — Museen — Krippenfreunde**, Penguin-Verlag, Innsbruck, Umschau-Verlag, Frankfurt/Main, 1987
Franz Hundsnerscher, Peter Weigand, Klaus Welker — **Badische Krippen**, Ausgewählte Krippenlandschaften, Badenia Verlag, 1985

Älteste Krippen in Baden (Museen)

7800 Freiburg i. Br., Salzstraße 32, Augustinermuseum, Tel. (0761) 216—3302. ÖZ: Di—So 10—17, Mi 10—20, Mo geschl. Unter rund 30 Weihnachtskrippen, Schaukästen, Fatschenkinder usw. seien folgende herauszuheben: Krippe „Anbetung der Könige“. 11 Figuren, Lindenholz mit alter Fassung, H ca. 15 cm, 1. Hälfte 18. Jh. Krippe „Anbetung der Könige“ und „Flucht nach Ägypten“.

23 Figuren aus Draht, mit Wachsköpfen und -händen, Holzfüße, textile Bekleidung aus Seide, Brokat, Silberfäden, Flachshaare. Herkunft Mainz, 2. Hälfte 18. Jh., H ca. 18 cm, Figurenausstattung nicht mehr vollzählig. Weihnachtskrippe mit himmlischem Hofstaat und Engelschar, Zug der Heiligen Drei Könige und Hohenpriester mit Leviten, Stadtmiliz und Bürgertum, Mönchen und Hirten. 226 Figuren, Tiere und Architekturteile aus Holz, Pappe, Ton, gefaßt oder bemalt, textile Bekleidung aus Seide oder Filz. Moderne Ergänzungen. Herkunft Villingen und Kirchhofen bei Freiburg, Ende 18. Jh. und Anfang 19. Jh., H ca. 20—25 cm. Krippe „Anbetung der Könige und Hirten“ von Margarete Kühn. 35 Figuren und Tiere aus Wachs mit textiler Bekleidung. Herkunft Freiburg, um 1915, H ca. 20 cm. Kästchen mit „Anbetung des Kindes“. Holz, Glas, Stroh, kolorierte Druckgraphik, Papier. Herkunft Furtwangen, Ende 18. Jh., H 28 cm, B 38 cm, T 24 cm. Krippenfiguren. Wachs und Holz Endingen am Kaiserstuhl, um 1840, H ca. 18 cm. Relief „Anbetung der Hirten“. Holz. Schwarzwald (?), Anfang 18. Jh. 35 × 40 cm. Relief „Geburt Christi“. Holz. Elsaß, um 1500,

115 × 107 cm. Stehendes Christkind. Eiche. Mecheln, um 1510/20, H 35 cm. Stehendes Christkind in Kästchen. Liegendes Christkind in Kästchen. Fatschenkinder in Kästchen.

7770 Überlingen/Bodensee, Baden-Württemberg, Museum im Patrizierhof der Reichlin von Meldegg. ÖZ: Di—Sa von 9—12 u. 14—17.30, So u. Fei 10—12, Mi geschl.

Der Krippenraum zeigt Weihnachts- und Fastenrippen, panoramahaft eingebaute Darstellungen in folgender Reihenfolge von rechts: Anbetung der Heiligen Drei Könige, die Flucht nach Ägypten, die Hochzeit zu Kana, der Bethlehemitische Kindermord, der zwölfjährige Jesus im Tempel, die Kreuzabnahme, die Darstellung Jesu im Tempel und das erste Pfingstfest. Vorwiegend um 1750 ge-

schaffen. Die Figuren, bekleidete Gliederpuppen mit Köpfen, Händen und Füßen aus Holz, stammen wahrscheinlich aus dem Überlinger Franziskanerkloster, woher auch die Aufbauten 1920 gebracht wurden. Der Franziskanerorden pflegte den Krippendienst seit der Weihnacht von Greccio, 1223.

Vollständiges Verzeichnis aller Museen, die Krippen und Krippenfiguren besitzen in: F. Grieshofer (Hrsg.), Krippen.

Zeitschrift für Krippenfreunde in Deutschland

„Der Bayrische Krippenfreund“, Zeitschrift des Verbandes Bayrischer Krippenfreunde e. V. Anton Konrad Verlag, Schulstraße 5, 7912 Weißenhorn

H. Hauß

Fortsetzung von Seite 616

den, herrschte reges Treiben. Die Lust am Spielen und Basteln wurde verführerisch angesprochen. Freudig bezog man das fromme Geschehen in die heimatliche Landschaft ein und machte es sich so recht zu eigen. Aus dem Wald holte man Moos, Rinde, Felsbrocken, Wacholder und Weideruten für die kleine Landschaft. Unbedenklich stellte man ägyptische Tempel neben gotische Burgen, Romanisches neben Römisches. Die bastelnden Erzähler übersprangen unbedenklich Zeit und Raum.

Gebirgsmenschen sind Augenmenschen. Die kühne, wechselvolle Landschaft mit ihren erstaunlichen Ausblicken, ihren jähren Überschneidungen weckt den Sinn für Form und erregt die Phantasie. Zudem regiert in den Bergen der Mimus; Gebirgler verstehen sich aufs Holzschnitzen, Theaterspielen, Tanzen — und das ist im Grunde alles eines: Pantomime. Kommt gar noch leidenschaftliche Religiosität hinzu, so ist für die Krippe der Boden bereitet. Wir sprechen von Tirol, wo die Laienkunst, zu der auch die Klosterkunst zählt, Krippen von sehr besonderer Prägung hervorgebracht hat. Naturnähe wurde nicht angestrebt. Die Figuren sind Figurinen, stilisierte Kostümpuppen, einem festlichen Spiel, einer Revue zugehörig; in ihren sehr farbigen, brokatbesetzten Prunkgewändern wirkt die Barockoper nach. Die Engel tragen taillierte Gewänder, Spitzenärmel, prächtigen Kopfschmuck und in der Hand lange Stäbe. Das Gefolge der drei Könige ist eine verwegene Theatertruppe: Panduren, Wallensteiner, sogar Ritter. Zu dem Filigran der Kostüme würden Köpfe aus Holz nicht passen; darum sind sie aus Wachs, mit flächsernem oder wollenem Haar. Bei den hergebrachten Szenen machte der Tiroler nicht halt, er fügte neue hinzu. Auf der Flucht nach Ägypten wird Josef von Räubern angefallen, Herodes befragt die Schriftgelehrten nach Jesu Geburtsort, die Landschaft wimmelt von wilden Bestien, Fabeltieren, frommen Klausnern, Götzenbildern, Pyramiden, und die „Stadt Jerusalem“ gab Gelegenheit, in kleinem Maßstab einer großen Baulust zu frönen.

Aus: Kurt Kusenberg, *Das Krippenbüchlein*, Stuttgart o. J.

Einmalige Ausstellung von 27 alten Haslacher Krippen

Haslach. Im alten „Kasten“ neben der katholischen Stadtkirche kann man seit Samstag eine Ausstellung bewundern, die in ihrem geschichtlichen Wert und ihrer Bedeutung für das Haslacher Brauchtum einzigartig ist. In zwei Sälen sind zahlreiche Haslacher Weihnachtskrippen zu sehen, eine schöner und prachtvoller als die andere. Der Haslacher Kolpingfamilie und vor allem dem Brauchtumsfachmann Alois Krafczyk ist es zu verdanken, daß diese einmalige Ausstellung zustande kam. In monatelanger Arbeit wurde diese Krippenausstellung zusammengestellt. Leihgeber der prächtigen Weihnachtskrippen sind größtenteils Haslacher Familien, die ihre kostbaren Schätze für dreieinhalb Wochen im „Kasten“ der Öffentlichkeit zeigen.

Am Freitagabend wurde die Krippenausstellung im Haus St. Michael in einer kleinen Feierstunde vor geladenen Gästen eröffnet. Der Vorsitzende der Kolpingfamilie, Norbert Grißbaum, konnte neben den Repräsentanten der Stadt Haslach, der beiden Kirchengemeinden und der Schulen auch mehrere Brauchtumsforscher begrüßen, unter ihnen der Präsident des Landesvereins „Badische Heimat“ Ludwig Vögely sowie der Schriftleiter der „Badischen Heimat“, Heinrich Hauß. Der Dank von Norbert Grißbaum galt den Leihgebern der Weihnachtskrippen, die diese Ausstellung ermöglicht hatten. Jeder Leihgeber bekam ein Präsent überreicht. Auch der Präses der Kolpingfamilie, Pfarrer Alfred Behr, zeigte sich über die Initiative der Kolpingfamilie sehr erfreut.

Alois Krafczyk ging in einem gut fundierten Vortrag auf die Entstehungsgeschichte der Weihnachtskrippen ein, die bis ins 16. Jahr-

hundert zurückreicht. Er schilderte die „Hochzeit“ der Haslacher Krippen im 19. Jahrhundert und beleuchtete das Eintreten Heinrich Hansjakobs für die Krippentradition. Die Nestorin der Haslacher Brauchtumpflege, Maria Schaettgen, die vor 25 Jahren selbst eine Krippenausstellung organisiert hatte, las eine besinnliche Weihnachtsgeschichte, die von der Verehrung der Krippen kündete. Die Krippenausstellung im „Kasten“ zeigt 27 Weihnachtskrippen, von denen die älteste, im Besitz der Familie Werner Holzer, aus dem 18. Jahrhundert stammt. Die meisten Krippen, die ausgestellt werden, wurden im 19. Jahrhundert gefertigt. Da finden sich Krippen mit bekleideten Wachsfiguren, andere sind aus Holz oder Gips. Eine jede dieser Krippen ist eine Kostbarkeit für sich. Zuweilen haben die „Krippenberge“ ein gewaltiges Ausmaß, eine Fülle von biblischen Szenen, etwa die Hochzeit zu Kanaan, sind zu sehen. Das Panorama ist üppig und abwechslungsreich und spiegelt die Schwarzwälder Heimat wider. Eine besondere Attraktion stellt die Krippe der Familie Thoma (Gasthaus „Kanone“) dar. Ihre Figuren sind aus Pappe, die kunstvoll von Carl Sandhaas, Rudolf und Xaver Thoma bemalt wurden.

Ein besonderer Raum ist dem Haslacher Bildhauer und Bildschnitzer Hubert Stelker (1857 bis 1935) gewidmet, der zahlreiche Krippenfiguren gefertigt hat, die sich durch ihren besonderen künstlerischen Wert auszeichnen. Einige dieser Krippenfiguren und Krippen sind ausgestellt, so die Stelker-Figuren aus der Hofstetter und Mühlenbacher Kirche. Auch mehrere Heiligenfiguren, Madonnenbildnisse sowie die Model Stelkers für die Krippenfiguren sind zu sehen.



„Känsterle“, Stadt Haslach

Foto: H. Hauß

Die Ausstellung wird ergänzt durch Schautafeln, die das winterliche Brauchtum in Haslach dokumentieren. Einige alte „Weihnachtskänsterle“, die meistens aus dem 18. Jahrhundert stammen, sind zu bewundern. Die Ausstellung ist geöffnet bis zum 14. De-

zember: Montag bis Freitag von 15 bis 20 Uhr, am Samstag und Sonntag von 10 bis 12 Uhr sowie von 14 bis 18 Uhr.

*Manfred Hildenbrand in:
Offenburger Tageblatt, 21. 11. 1988*

Waldschadensbericht 1988

Der deutsche Wald bleibt stark geschädigt. Der Waldschadensbericht 1988, den das Kabinett am Mittwoch in Bonn beraten hat, weist wenig Änderungen gegenüber dem Vorjahr aus. Wie Bundeslandwirtschaftsminister Kiechle (CSU) sagte, sind auch 1988 die Bäume auf 52 Prozent der Waldfläche, das sind knapp 3,9 Millionen Hektar, in ihrer Vitalität geschwächt oder geschädigt. Davon entfielen allerdings zwei Drittel auf leichte Schäden, die der Laie kaum wahrnehme, sagte Kiechle. Die mittleren und starken Schäden hätten gegenüber 1987 hingegen um zwei Prozentpunkte auf insgesamt 15 Prozent der Waldfläche abgenommen. Das zeige, daß auch sehr kranke Bäume sich regenerieren könnten.

„Es gibt keinen Grund zur Hysterie“, sagte Kiechle. So gebe es bei der Tanne mit sechs Prozentpunkten die größten positiven Veränderungen gegenüber dem Vorjahr. Allerdings blieben die Tannen mit 73 Prozent kranken Bäumen immer noch die am stärksten geschädigte Baumart. Leicht gebessert hat sich dem Bericht zufolge der Zustand von Fichte und Buche. Bei der Fichte haben die mittleren und starken Schäden um fast drei Prozentpunkte auf knapp 15 Prozent abgenommen, insgesamt sind aber wie im Vorjahr 49 Prozent der Bäume geschädigt. Bei der Buche haben die Schäden um zwei Prozentpunkte auf 63 Prozent abgenommen. Schlecht steht es um die Eichen, deren Schäden um fünf Prozentpunkte zugenommen haben, so daß sie jetzt mit 70 Prozent nach der Tanne die am stärksten betroffene Art sind.

Etwas verringert hat sich das Süd-Nord-Gefälle im Niveau der Waldschäden. Zwar wiesen Baden-Württemberg und Bayern mit 58,8 und 57,4 Prozent nach wie vor die höchsten Schäden in der Bundesrepublik auf, doch sei hier das Niveau um 1,1 und 4,4 Prozentpunkte gesunken. Die stärkste Zunahme der Schäden verzeichnet Niedersachsen mit 9,8 Prozentpunkten, so daß dort jetzt 42,6 Prozent der Bäume krank sind. Die geringsten Schäden weist Nordrhein-Westfalen mit 39,3 Prozent aus, rund sechs Prozentpunkte weniger als im Vorjahr. Viele Bestände in den Mittelgebirgen und den Alpen sind laut Kiechle nach wie vor in einem besorgniserregenden Zustand, auch wenn teilweise deutliche Verbesserungen festgestellt worden seien. Stark verschlechtert habe sich hingegen die Lage im Harz. Vor allem hier und im Fichtelgebirge müsse mit einem Verlust von Waldbeständen auf einigen tausend Hektar gerechnet werden. Zur Verringerung der Schäden insbesondere durch Düngung stellt die Bundesregierung im Haushalt 1988 insgesamt rund 67 Millionen Mark zur Verfügung. Für die Waldschadensforschung wurden von 1983 bis 1987 für 450 Vorhaben rund 200 Millionen Mark bereitgestellt. Es sei genug Geld da, um diese Forschung umfassend zu gestalten, sagte Kiechle.

Da es sich bestätigt habe, daß Luftschadstoffe eine wesentliche Ursache der Waldschäden sind, habe die Verminderung dieser Schadstoffe höchste Priorität. Dazu müßten in den kommenden Jahren rund 50 Milliarden Mark investiert werden. Kiechle sieht die Bundesregierung auf dem richtigen Weg. Mit der Großfeuerungsanlagen-Verordnung, der Technischen Anleitung zur Reinhaltung der Luft, den Beschlüssen zum schadstoffarmen Auto sowie der Novelle zur Kleinf Feuerungsanlagen-Verordnung nehme die Bundesrepublik international eine Vorreiterrolle ein. Die Maßnahmen würden dazu führen, daß die Schwefeldioxyd-Emissionen bis 1995 gegenüber 1982 um etwa 65 Prozent und der Ausstoß von Stickoxyden um etwa 30 Prozent abnehmen. Bundesumweltminister Töpfer ist hier pessimistischer. Bei der Unterzeichnung eines Protokolls über Luftreinhaltung in Sofia sprach er davon, daß insbesondere im Verkehrs-

wesen noch viel geschehen müsse, um bei den Stickoxyden eine Senkung um 30 Prozent herbeizuführen. Auch müßten die Kohlenwasserstoffe, die ebenfalls zu den Waldschäden beitragen, weiter vermindert werden. Kiechle mißt Umweltabkommen, wie sie jetzt in Sofia, aber auch in der vergangenen Woche in der Sowjetunion unterzeichnet worden sind, große Bedeutung bei.

FAZ, 3. Nov. 1988

Weinbrenner neu erschlossen

Seine Theater sind auch heute noch unvergessen

Friedrich Weinbrenner, 1766 in Karlsruhe geboren und daselbst 1826 gestorben, ist einer der berühmtesten deutschen Baumeister des Klassizismus. Als Baudirektor und Leiter des staatlichen Bauwesens in Baden hat er die Gestalt der Residenzstadt entscheidend geprägt, davon kündet noch heute u. a. der Marktplatz mit evangelischer Stadtkirche und Rathaus. Aber der Kreis seines Wirkens reicht weit über Karlsruhe und Baden hinaus. Seine Bauschule, aus der eine Vielzahl bedeutender Architekten hervorgingen, war Vorläufer der polytechnischen Schule, der späteren Technischen Hochschule und Universität. Natürlich ist das Schaffen eines derart bedeutenden Mannes schon des öfteren Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung geworden. In den zwanziger Jahren wurde es zum erstenmal von Arthur Valdenaire umfassend gewürdigt. Aber mittlerweile wurden neue Quellen und Materialien erschlossen, die eine neue wissenschaftliche Edition von Weinbrenners Schaffen rechtfertigen. Beim Karlsruher Verlag C. F. Müller erscheint eine auf zehn Bände angelegte Weinbrenner-Edition, herausgegeben von Wulf Schirmer vom Institut für Baugeschichte, die den neuesten Forschungsstand präsentiert. Als erster Band dieser Edition ist soeben eine Arbeit über „Die Theater Weinbrenners“ erschienen. Die Architektin und Bauhistorikerin Claudia Elbert dokumentiert damit einen Schwerpunkt von Weinbrenners Wirken, der der Öffentlichkeit nicht so bekannt sein dürfte, denn die vier baulichen Realisierungen der neun Theaterpläne existieren nicht mehr: Das Karlsruher Hoftheater ist 1847 abgebrannt, das Baden-Badener Holztheater wurde abgebrochen, das Kurhaustheater (ebenfalls Baden-Baden) in einen Tanzsaal umgebaut, das Leipziger Kurhaustheater überstand den Zweiten Weltkrieg nicht.

Neben diesen tatsächlich ausgeführten Plänen werden noch die fünf weiteren Theaterprojekte vorgestellt, denen die Verwirklichung versagt blieb. Der Band dokumentiert erstmals sämtliche bekannten Bauten und Entwürfe Weinbrenners, sowie Skizzen und Entwürfe seiner Schüler. Das 200 Seiten starke Buch enthält 134 Abbildungen und Pläne, die das Wirken und Wollen dieses bedeutenden Architekten und Baumeisters anschaulich machen. Neun weitere Bände zu anderen Aspekten des Werkes Weinbrenner werden in den kommenden Jahren erscheinen; als nächstes ist ein Band über die „Zeichnungen und Entwürfe der Lehr- und Wanderjahre (bis 1800)“ vorgesehen.

ko

Aus: Karlsruher Kurier, 9. Dezember 1988

Qualitatives Wachstum

Seminar der Evangelischen Akademie Tutzing

Heilung durch Raubbau?

Auf der Tutzinger Tagung sagte der Leiter der Abteilung Industrie, Strukturpolitik und Umweltschutz beim Deutschen Industrie- und Handelstag, Kurt Fleckenstein, es sei inzwischen allgemeine Ansicht, daß nur eine wachsende Wirtschaft Umweltschutz in die Praxis umsetzen könne. Diese Meinung ist weit verbreitet.

Umweltheilung durch Wachstum. Da kommt es doch ganz auf die Art des Wachstums an. Der Sankt Gallerer Wirtschaftsprofessor Hans Christoph Binswanger hat einmal treffend bemerkt: „Wenn das Sozialprodukt wachsen soll, dann darf und kann es nur das um den Abbau des Naturvermögens und die Umweltschäden korrigierte Sozialprodukt sein, denn das Wachstum des Sozialprodukts, das heute ausgewiesen wird, ist zum Teil nichts anderes als Raubbau. Soll Raubbau wachsen?“

Die Sorge vor einer sklerotischen Wirtschaft ist oft größer als die Angst vor der kaputtgehenden Umwelt. Das gilt kaum für die breite Bevölkerung, wohl aber für viele Politiker und Wirtschaftler. Was bisher gutgegangen ist, so denken sie, das wird auch in Zukunft gutgehen. Und sie ziehen sich Scheuklappen über. Nicht ständig in Wachstumskategorien zu denken, gilt einfach als unprofessionell.

Die Qualität entscheidet

Der Mißbrauch des Sozialprodukts als Maßstab für Lebensqualität zieht sich als verheerender Denkfehler durch Gutachten, Reden und Kommentare. Vom „Fetisch Bruttosozialprodukt“ sprach die SPD-Bundestagsabgeordnete und stellvertretende Vorsitzende des Umweltausschusses, Liesel Hartenstein,

in Tutzing. Sie wies darauf hin, daß auch alle Reparaturen von Umweltschäden, Krankenzustände oder die Kosten für 500 000 Verletzte auf den Straßen der Bundesrepublik in diese Größe eingehen. Logische Konsequenz: Je mehr Schäden beseitigt, Katastrophen behoben, Opfer gepflegt werden müssen, um so höher ist auch das Bruttosozialprodukt.

Zunehmend gebraucht, aber nicht immer verstanden, wird der Begriff „Qualitatives Wachstum“. Auch in Tutzing war davon die Rede. Gewiß kann man davon ausgehen, daß in hochentwickelten Volkswirtschaften künftig die rohstoffintensiven Produktionszweige stärker durch andere Wachstumsbranchen, vor allem durch Dienstleistungen, zurückgedrängt werden. Aber — und darauf wurde während der Tagung hingewiesen — der Umweltentlastungseffekt ist während der letzten Jahre überkompensiert worden durch die überdurchschnittliche Expansion von Bereichen, die sowohl im Stadium der Produktion, durch ihren hohen Energieeinsatz oder auch durch ihre Erzeugnisse besonders umweltbelastend wirken: Fahrzeugbau und chemische Industrie vor allem.

Wir seien auf dem Weg in eine Freizeitgesellschaft, heißt es oft. Aber sind die Freizeitindustrien, ist der Fremdenverkehr umwelt-schonend? Man betrachte die Landschaftsverwüstungen in weiten Teilen der Alpen, beispielsweise die Zerstörung von Wäldern zugunsten von Skihängen. Verheerende Folgen haben sich längst eingestellt. An vielen Küstenabschnitten rund um das Mittelmeer hat der Massentourismus bereits zu dramatischen Folgen geführt. Das Reden vom qualitativen Wachstum ist zuweilen nur der Versuch, die Probleme hinter einem Schlagwort zu vernebeln.

Was also ist das für ein Wachstum? Das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement in der Schweiz definiert es auf folgende Weise: „Qualitatives Wachstum ist jede nachhaltige Zunahme der gesamtwirtschaftlichen und pro Kopf der Bevölkerung erreichte Lebensqualität, die mit geringerem oder zumindest nicht ansteigendem Einsatz an nicht vermehrbaren oder nicht regenerierbaren Ressourcen sowie mit abnehmenden oder zumindest nicht zunehmenden Umweltbelastungen erzielt wird.“ In diese Richtung muß die Reise gehen, muß die Politik Wege weisen.

Umweltgerechtes Verhalten muß ökonomisch interessant werden — diese Forderung zog sich in Tutzing durch mehrere Podiums- und Diskussionsbeiträge. Marktwirtschaftliche Instrumente sollen verstärkt wirksam werden, sagte auch Wolfgang Gröbl, als ehemaliger Landrat von Miesbach mit der Situation an der „Front“ wohlvertraut, jetzt Staatssekretär im Bonner Umweltministerium.

Güte ohne Preis

In der Marktwirtschaft gibt der Preis Signale über den Grad der Knappheit. Knappe Güter werden teurer, daher geht man sparsamer mit ihnen um. Umweltgüter sind zwar auch

knapp, das heißt nicht unbegrenzt vorhanden, aber sie haben teilweise überhaupt keinen Preis: die Luft zum Beispiel, oder eine unzerstörte Landschaft. Andere Umweltgüter gehören zwar irgend jemandem, wie der Boden oder das Wasser, aber lange Zeit mußte hier nur für die direkte Nutzung bezahlt werden, nicht für die Verunreinigung. Die Erkenntnis, daß hier Abhilfe nottut, hat spät zu ersten, relativ bescheidenen Konsequenzen geführt. Wo es keinen Preis gibt, kann auch kein Preis steigen.

Es geht also nicht darum, die Marktwirtschaft einzuschränken, sondern sie auszubauen. Dabei sollen den Verursachern die Folgekosten der Umweltbelastung auferlegt werden. Dadurch werden diese Kosten Bestandteile von Güterpreisen, die die Verbraucher zu sparsamerem Ge- und Verbrauch anregen sollen. Dieses Verursacherprinzip wird offenbar in Japan wesentlich strenger ausgelegt als in der Bundesrepublik. In Tutzing hieß es, 6,5 Prozent der Investitionen im produzierenden Gewerbe der Bundesrepublik würden derzeit für Umweltschutzzwecke getätigt — mit stark steigender Tendenz.

Aus: „Süddeutscher Zeitung“, 19. Nov. 88, Nr. 267

Spendenaufruf

Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat!

Das Haus Badische Heimat in der Hansjakobstraße 12 in Freiburg wurde im Jahre 1926 erbaut. Dies war in der damaligen Zeit ein zwar sehr notwendiges, aber für den Landesverein auch ein sehr risikoreiches Unternehmen. Doch der Vorstand vertraute auf die Hilfe seiner Mitglieder und wurde nicht enttäuscht. Die Mitglieder bezahlten nicht nur eine Bauumlage, sie verkauften auch Bausteine, Spenden flossen in die Kasse, und der Einsatz ganzer Schulklassen war bewundernswert. Und so gelang das Werk durch den Zusammenhalt aller.

Nach über sechzig Jahren sind nun größere Sanierungsarbeiten am Hause notwendig geworden: Trockenlegung der Fundamente, neue Heizung, neue Fenster, Erhaltung der kunstschmiedeeisernen Gitter über den Einfahrten usw. Dies alles kostet viel, viel Geld.

Vorstand und Beirat wenden sich deshalb an unsere Mitglieder und Freunde mit der Bitte, dem Landesverein durch Spenden beim Erhalt des Hauses zu helfen, das wegen seines hohen kulturellen Wertes in das Denkmalbuch eingetragen wurde. Jeder Betrag ist uns willkommen! *Sie erhalten eine steuerabzugsfähige Spendenbescheinigung, wenn Sie Ihre Spende nicht direkt an unseren Verein, sondern auf das Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br. Nr. 2 010 012 bei der Öffentlichen Sparkasse Freiburg mit dem Vermerk „Spende Badische Heimat“ einzahlen.*

Helfen Sie bitte alle mit, das Haus Badische Heimat, den Mittelpunkt unseres Landesvereins, in seinem Bestand zu sichern!

Für den Vorstand und Beirat
Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Wir werden die freundlichen Spender in unseren Heften nennen.

Aus der Arbeit unserer Ortsgruppen

Zum Abschluß eines arbeitsreichen Jahres darf ein Bericht über die Tätigkeit unserer Ortsgruppen nicht fehlen. Bei der Fülle von Veranstaltungen, die 1988 durchgeführt wurden, ist eine kurzgefaßte Zusammenstellung notwendig. Trotzdem wird klar sichtbar, welche ausgezeichnete Arbeit unsere Ortsgruppen im Sinne der Zielsetzung des Landesvereins geleistet haben. Dafür sei ihnen auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt.

Baden-Baden:

Aktuelles Geschehen wurde aufgegriffen mit der Debatte um die Planfeststellung, die sich mit der Umgehung von Sandweier im Zuge der B3-Bündelung mit der Ausbau- und Neubaustrecke Karlsruhe—Basel der Bundesbahn befaßt. Die Ortsgruppe nahm eindeutige Stellung für den Landschaftsschutz.

Fahrten hatten das Ziel Saargemünd (Fayence-Museum) und Bliesbrück (römische Töpferei), Tiefenbronn und St. Gallen, Meißenheim und Lahr. Ein Vortrag galt den Schlössern und Burgen in Baden. Sehr beachtenswert sind die monatlichen Zusammenkünfte der Mitglieder mit Vorträgen über Heimatgeschichte, Landeskunde, Natur- und Landschaftsschutz.

Bruchsal:

An Vorträgen sind erwähnenswert: „Reisebilder aus Norwegen“, „Das deutsche Fachwerkhaus“, „Römer am nördlichen Oberrhein“, „Die Landschaft der Bruchsaler Kraichgaurandhügel“.

Eine Exkursion führte in das Naturschutzgebiet Zeutern, auch die Majolikamanufaktur in Karlsruhe wurde besucht. Wie jedes Jahr führte die Ortsgruppe auch 1988 wieder eine

ausgezeichnet organisierte siebentägige Kunst- und Studienfahrt durch, welche der Landschaft, der Baukunst und den Museen Schleswig-Holsteins galt. Nicht unerwähnt sollen auch die Spaziergänge heimatkundlichen Charakters in die Umgebung Bruchsal bleiben.

Freiburg:

Ein Höhepunkt des Jahres war die Übergabe einer Nachbildung der historischen Sandstein-Würfelsonnenuhr an die Gemeinde Meringingen. (Siehe dazu Heft 3/1988) Im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Dörfer vor den Toren Freiburgs“ wurde die Ebnetter Pfarrkirche besucht. Die Fahrten führten u. a. in das Pariser Stadtmuseum zur Porträtsammlung von Franz Xaver Winterhalter, dazu wurden auch die Winterhalter-Gemälde im Augustinermuseum besucht. Weitere Fahrten galten Basel (Holbein-Ausstellung), dem Elsaß (Soultzbach-les-Bains und Wetzolsheim). Erwähnenswert sind der Besuch der Ausstellung „Stadt und Festung Freiburg“, einer Steinmetzwerkstatt in Gundelfingen und des Dorfmuseums Reute, ferner der Vortrag „Die Farbfensterverglasung der frühklassizistischen Klosterkirche zu St. Blasien“ und ein Orgelkonzert in St. Peter zu Endingen.

Heidelberg:

Das Nachrichtenblatt der Ortsgruppe „Blick vom Schloß“ enthielt im Berichtsjahr Beiträge über das tausendjährige Neckargemünd und die Frühzeit des Philosophenweges. Eine Fahrt führte auf den Spuren der Rodensteiner in den Odenwald. An Exkursionen und Wanderungen seien genannt: Botanische Wande-

rung über den Philosophenweg, eine historische Wanderung am Neckarufer, Exkursionen in den Heidelberger Stadtwald und die Ketscher Insel. Weiterhin wurde das Reiß-Museum in Heidelberg und das Museum in Neckargemünd besucht. Vorträge hatten u. a. „Die Schlösser in der Ile-de-France“ und „Der Hortus Palatinus im Rahmen der europäischen Gartenkunst“ zum Thema.

Herr Professor Dr. Gamer mußte leider die Leitung der Ortsgruppe Heidelberg abgeben. Er folgte einem Ruf an die Universität Hannover. Mit unserem Dank wünschen wir ihm alles Gute.

Karlsruhe:

Die Veranstaltungsreihe mit dem Thema „Ständehaus — was nun?“, die im letzten Bericht ausführlich dargestellt wurde, wurde im März 1988 mit dem Schlußforum erfolgreich zu Ende geführt.

Die fünf Veranstaltungen erzielten eine weitreichende Wirkung. Nicht nur die Landesregierung wurde in die Pflicht genommen, sondern auch die Bundesregierung wurde für das Projekt interessiert. Inzwischen wurde eine Kommission gebildet, in welcher die Stadt, das Land und weitere Experten vertreten sind. Zwei Bücher, „Das Badische Ständehaus“ und ein Dokumentarband, sind inzwischen als Ergebnis der Veranstaltungsreihe erschienen. Ein weiteres stadtgeschichtliches Thema von Wichtigkeit wurde in einem Informationsabend mit dem Thema „Schloßplatz, Biergarten oder Barock“ aufgegriffen. Fahrten führten nach Straßburg (Rohan-Schloß und Illfahrt) und in den Odenwald zur Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus. Weiter wurde die Ausstellung „Die gute Stube“ im Bruchsaler Schloß besucht, und ein Vortrag galt dem Malerdorf Grötzingen.

Lahr:

Das Programm der Ortsgruppe Lahr stand ganz im Zeichen schöner und gut organisierter Fahrten. Zwei 7tägige Exkursionen wur-

den durchgeführt. Sie führten einmal nach Aachen, Lüttich und Köln, zum anderen nach dem Münsterland und Niederrhein (Xanten). Diese Studienfahrten erfreuen sich großer Beliebtheit, aber auch die anderen Fahrten wurden gerne angenommen: Straßburg, Donaueschingen, St. Gallen und das Appenzellerland. Eine gute Tradition wurde mit dem 35. Hebelschoppen auf dem Langenhard fortgeführt. In diesem Jahr war Adrian Finck aus Straßburg der Gast. Mit dem Vortrag „Das Kloster Ettenheimmünster und die Legende von dem heiligen Landolin“ wurde ein landeskundlich interessantes Thema behandelt.

Lörrach:

Die Ortsgruppe Lörrach/Markgräflerland arbeitet mit der Museumsgesellschaft Lörrach zusammen und nimmt an deren Programm teil.

Mannheim:

Auch im Berichtsjahr nahm sich die Ortsgruppe aktueller Themen an, diesmal unter dem Motto „Müll vermeiden“. Vortrag, Besichtigung der Müllverbrennungsanlage auf der Friesenheimer Insel und eine Führung über die Deponie (Schuttberg) auf dieser Insel waren von einem hohen Informationswert. Das gleiche gilt für die Besichtigung des Ausbaus der Schnellbahntrasse der Bundesbahn Mannheim—Stuttgart. Des Mundartdichters Hanns Glückstein wurde zu dessen 100. Geburtstag gedacht und die Ausstellungen Alberto Giacometti und Robert Häusser in Stuttgart sowie der „Mannheimer Morgen“ besucht.

Pforzheim:

Die Ortsgruppe führte in der Berichtszeit folgende Fahrten durch: Landesgartenschau Ettlingen, Nolde-Ausstellung Stuttgart, Stadtkirche Brackenheim mit Konzert. Außerdem nahmen die Mitglieder an der Auf- führung des „Wilhelm Tell“ in Ötigheim teil.

Rastatt:

Die Veranstaltungsreihe dieser Ortsgruppe besteht aus ausgewählten und niveauvollen Vorträgen, die Heimat-, Landes- und Kulturgeschichte gleichermaßen berücksichtigen. Die Themen lauteten: „Heinrich Hübsch“, „Rastatter Schloßgarten — Geschichte, Gegenwart, Zukunft“, „Kunst und Kultur der Reichenau“, „Heinrich Hansjakob — Leben und Werk“, „Jo Pfiffedeckel“ (Herr Brucker, Lahr), „Land der Edelleute — Burgen und Schlösser im Kraichgau“, „Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der Gründer der Stadt Karlsruhe“, „Dr. Fahrländer — vom Mönch zum Revolutionär“, „Franz Simon Meyer — ein Rastatter Bankier und die Badische Revolution 1849“, „Neue Funde der Jungsteinzeit, die Michaelsberger Kultur in der Region Mittlerer Oberrhein“, „Glocken in Geschichte und Gegenwart, Bedeutung der Glocken des Kreises Rastatt für die Glockenlandschaft Badens“.

Säckingen:

Die Ortsgruppe Säckingen hatte mit der Vor- und Nachbereitung der Landesversammlung 1988 vollauf zu tun. Ihr Einsatz ist aller Anerkennung wert. Dies wurde von den angereisten Mitgliedern dankbar anerkannt.

Schwetzingen:

Ein schönes Erlebnis bereitete die Ortsgruppe ihren Mitgliedern mit einer zweitägigen Elbsaßfahrt, die großen Anklang gefunden hat. Die Reihe der Ortsbegehungen wurden mit dem Besuch von Ketsch fortgesetzt. Weiterhin wurde die Villa Meixner in Bühl vorgestellt. An Vorträgen seien erwähnt „Mannheim um die Jahrhundertwende, Stadtordnung, mit Lichtbildern“, „Großherzog Karl

und Großherzogin Stephanie“ und „Das alte Speyer“. Herauszuheben sind die beiden hervorragenden Veranstaltungen, die auch in diesem Jahr im September zu Hebels Todestag abgehalten wurden. Dieser traditionelle Hebeltrunk mit Festveranstaltung und Besuch des Grabes, ausgezeichneten Vorträgen und musikalischen Darbietungen sind ein nicht mehr zu missender kultureller Beitrag in der Stadt Schwetzingen. Leider ist der Leiter der Ortsgruppe Karl Wörn sehr erkrankt. Ihm und dem wieder beinahe genesenen Herrn Lindinger gelten unsere Grüße und besten Wünsche.

Waldshut:

Fritz Schächtelin, Leiter der Badischen Heimat Waldshut und des Geschichtsvereins Hochrhein, fiel durch eine langwierige Erkrankung von Mai bis August leider für die Ortsgruppenarbeit aus. Er ist nun wieder aktiv, und der Landesverein wünscht ihm weiterhin gute Genesung. Trotz dieses Umstandes wurde wieder zusammen mit dem Geschichtsverein ein abwechslungsreiches Programm durchgeführt. Exkursionen gingen zum Zürichtag 1988 und zum Odilienberg im Elsaß. Eine große Limesfahrt fand vom 1. bis 3. 7. 1988 statt: Mainz, Osterburken, Welzheim und Aalen wurden dabei angefahren. Die Frühjahrsversammlung wurde in Höchenschwand abgehalten, die Herbstversammlung in Küssaberg. Bemerkenswert ist auch die Durchführung eines Hotzenwaldseminars in Görwihl, eine Veranstaltung, die zur Nachahmung empfohlen wird, weil sie Landeskunde im besten Sinne bedeutet.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Versuch eines Brückenschlages vom Baden um 1835 ✓ zum Europa von 1992

Vortrag von Manfred Jaehn anlässlich der Feier des 150jährigen Jubiläums
der Technische Textilien Lörrach GmbH

Einleitung

Abschaffung der Binnenzölle und Grenzkontrollen, einheitliche Währung, Niederlassungsfreiheit für Gewerbetreibende — wer fühlte sich bei diesen Schlagworten nicht an den großen Binnenmarkt des Europa von 1992 erinnert, der jetzt überall so ausführlich diskutiert wird?

Und doch sind es die Themen, die vor etwas mehr als 150 Jahren — also zur Zeit der Gründung unserer Firma — die öffentliche Diskussion und die Überlegungen der damals 39 deutschen Regierungen beherrschten. Der vorläufige Schlußstein dieser Entwicklung war der deutsche Zollverein von 1835.

Ich muß gestehen, daß ich beim Nachdenken über die Firmengeschichte der Versuchung nicht widerstehen konnte, einen kleinen Brückenschlag von der damaligen zur heutigen Zeit zu wagen: zu überraschend sind die Parallelen.

Man kann es als eine Stufenentwicklung sehen: damals das kleine Baden vor der Entscheidung des Beitritts zum deutschen Zollverein, heute das westliche Deutschland und seine aktive Mitarbeit bei der Schaffung des Europa von 1992. Letzteres betreffend kann ich mich auf Andeutungen beschränken — nur allzu geläufig sind Ihnen die Einzelheiten.

Europa nach 1815

Europa war nach dem Wiener Kongreß überwiegend auf Restauration gestimmt. Struktu-

rellen Änderungen und der sich anbahnenden Einigung in Deutschland standen die anderen großen europäischen Länder negativ gegenüber.

Sie alle profitierten von einem größeren, einheitlichen Wirtschaftsraum, besonders England auch von einem Vorsprung bei der Industrialisierung. Österreich fürchtete zusätzlich die Stärkung der nationalen Ideen in Deutschland und natürlich den Aufstieg Preußens.

Alle wichtigen europäischen Länder — England, Frankreich, Österreich, die Niederlande und Rußland — schützten ihre Märkte durch hohe Einfuhrzölle. Ja, die Einfuhr bestimmter Textilien z. B. nach Frankreich und Österreich war ganz verboten. Die diplomatischen Kanäle und Angebote von Konzessionen dienten Versuchen, einzelne deutsche Staaten vom Beitritt zum Zollverein abzuhalten, was in Norddeutschland lange Erfolg hatte. Die im Schutz der Kontinental Sperre begonnene Industrialisierung in Deutschland wurde als hinderlich angesehen. Im Londoner Parlament wurde sogar formuliert: „Die junge deutsche Industrie muß in den Windeln erstickt werden.“

Wieviel günstiger ist da doch die heutige Lage. Die westeuropäische Einigung wird von den großen Wirtschaftsmächten USA und Japan zwar nach Kräften für die eigenen Ziele genutzt aber auch weitgehend unterstützt.

Im Unterschied zu dieser gegensätzlichen, politischen Konstellation zeigt sich eine Par-

allele darin, daß sowohl die damalige als auch die heutige Zeit von einem technologischen Umbruch gekennzeichnet ist. Von den großen Erfindungen damals — wie der Spinn- und Webmaschine, der Dampfmaschine und der Eisenbahn — konnte die von Friedrich vom Hove — dem Gründer unserer Firma — begonnene Unternehmung direkt profitieren. Erzwingen diese Erfindungen und die Industrialisierung damals mit den Einigungsprozessen und so den größeren Markt in Deutschland, so kann man den Standpunkt vertreten, daß heute die enormen Fortschritte der Kommunikationstechnologie eine der Ursachen der europäischen Integration und überhaupt des Zusammenwachsens der großen Märkte der westlichen Welt sind. Daneben bewirkt diese Technologie aber auch in den Unternehmen selbst eine Beschleunigung der Automatisierung und eine Umgestaltung aller Abläufe.

Zersplittertes Deutschland

Die 39 deutschen Staaten und freien Städte waren nach 1815 im Deutschen Bund mit Österreich als Präsidialmacht lose zusammengefaßt. Die Auswirkungen dieser Zersplitterung auf die wirtschaftliche Entwicklung waren äußerst negativ.

Waren wurden in jedem dieser Staaten mit Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangszöllen belegt. Für die Transporte waren Straßengebühren zu zahlen. Die Gewerbetätigkeit war streng reglementiert. Das Zunftwesen beengte in weiten Bereichen die wirtschaftliche Entwicklung. Hohe Kosten, Zeitverluste und unnötiger Verwaltungsaufwand waren die Folge. Allein die Schmuggler hatten ein einigermaßen befriedigendes Betätigungsfeld.

Im Hinblick auf die anstehenden Zollvereins-Verhandlungen war Deutschland grob gesehen in drei Zonen geteilt:

— Der Norden und Nordosten waren durch die Agrarproduktion geprägt. Man war hauptsächlich an der ungehinderten Aus-

fuhr der Erzeugnisse nach England interessiert.

— Das Rheinland und Sachsen waren schon am stärksten industrialisiert. Man wünschte sich also möglichst hohe Schutzzölle.

— Der Süden war landwirtschaftlich ausgerichtet. Sehr ausgedehnt war hier auch die handwerkliche Tätigkeit. Folglich fürchtete man die Konkurrenz aus dem Rheinland und aus Sachsen. Ferner verlangte man ungehinderte Ausfuhr der landwirtschaftlichen Produkte.

Badens Weg in den Zollverein

Was geschah damals in Baden? Die Regierung betrieb eine bemerkenswert zurückhaltende Industriepolitik. Staatsrat Nebenius, der 1838 auch die Genehmigung zur Gründung unserer Firma schrieb, und der zweifellos ein herausragender Vertreter des aufgeklärten deutschen Beamtentums seiner Zeit war, sagte dazu:

„Wir erkennen die Unzulänglichkeit, Zwecklosigkeit und teilweise Schädlichkeit aller zur Förderung des Gewerbefleißes vom Staat ersonnenen Mittel, worunter zählen: eigene Unternehmen des Staates, Unterstützung von Unternehmern mittels Teilnahme des Staates an den Gefahren ihrer Unternehmungen, Vorschüsse aus öffentlichen Kassen, Prämien, auf Schutz oder Ermunterung berechnete Zölle oder andere Vorteile.“

Als mittelständischer Unternehmer gerät man geradezu ins Träumen, wenn man dies mit dem heutigen Verhalten des Staates, nämlich z. B. seiner ausgedehnten Subventionspraxis allgemein und den enormen Zuwendungen für einzelne Großunternehmer, vergleicht.

Der Badische Staat jedenfalls beschränkte sich auf das Bildungswesen und die Schaffung einer geeigneten Infrastruktur. Und er fuhr offenbar gut damit. Die Staatsfinanzen in jenen Jahrzehnten waren stets in bester Ordnung. Die öffentlichen Abgaben konnten mehrfach gesenkt werden. Die Staatsschuld wurde laufend abgebaut.

Im Bereich des Bildungswesens — soweit es die Wirtschaft direkt betrifft — sind besonders zu nennen die Gründung der polytechnischen Schule in Karlsruhe, der heutigen Technischen Hochschule, sowie 1834 der Gewerbeschulen. Letztere konnten von Lehrlingen und Gesellen besucht werden. Der Unterricht fand abends und sonntags statt.

Aufgrund dieser Politik konnte der badische Finanzminister vor Eintritt in den Zollverein auch sagen: „Wir haben keine durch hohe Schutzzölle entstandenen Treibhauspflanzen der Industrie, es werden deshalb an der frischen Luft der Handelsfreiheit auch keine verwelken.“ Eine Standortdiskussion, wie jetzt vor dem Europa von 1992, erübrigte sich damals offenbar.

Im Landtag wurde im Hinblick auf die Industrie teilweise sogar sehr kraß formuliert: „Unbeschränkte Gewerbefreiheit bedeutet den Krieg Aller gegen Alle, einen Kampf des unersättlichen Spekulationsgeistes, der Marktschreierei und des listigen Betrugers gegen die stille, bescheidene Emsigkeit des schlichten Gewerbsmannes“ und auch: „Die Landwirtschaft, als nie versiegbare Quelle des Wohlstandes, macht Fabriken überflüssig.“ In den Parlamenten wurde offenbar gelegentlich schon damals übertrieben.

Die Regierung jedenfalls ging nicht so weit. Ja, sie unterstützte sogar teilweise das Entstehen von Industrie in Landstrichen, die von Arbeitslosigkeit bedroht waren. Trotzdem kam es bekanntlich in den folgenden Jahrzehnten des starken Bevölkerungswachstums wegen Arbeitsplatzmangel zu großen Auswanderungsschüben.

Baden trat dem Zollverein etwas später bei als die meisten anderen deutschen Staaten. Dafür gab es gute Gründe. Trotz einer grundsätzlich positiven Einstellung — Nebenius hatte in einer Denkschrift schon 1819 eine einheitliche deutsche Zollpolitik gefordert — mußte genau abgewogen und zäh verhandelt werden. Da waren einmal die engen Wirtschaftsbeziehungen zur Schweiz und zu Frankreich, dann die langen Grenzen, die ho-

he Außenzölle verboten und schließlich ein langwieriger Territorialstreit mit Bayern. Negative Auswirkungen auf die Finanzkasse befürchtete der Staat dagegen nicht — dazu Nebenius 1833 für den Fall sinkender Zolleinnahmen: „Was der Finanzkasse da entgeht, bleibt in den Taschen der Steuerpflichtigen und befruchtet so anderweitig die Quellen, woraus die Regierung schöpft.“

Anders die Öffentlichkeit. Hier herrschte wohl Skepsis vor. Walter Jung, Ratschreiber a. D. der Stadt Lörrach, der unsere kleine Firmenchronik geschrieben hat, nennt ihn dort auch heute noch den preußischen Zollverein, obwohl er in der Literatur deutscher Zollverein heißt und obwohl zum Zeitpunkt des Beitritts Badens 1835 schon fast ganz Deutschland dazugehörte. Ich könnte mir denken, daß er dies vielleicht im Sinne der damaligen Liberalen tut, die Einschränkungen der Rechte der süddeutschen Parlamente durch das Übergewicht des ohne Parlament regierten Preußens fürchteten.

Ja, sogar an die heutige Diskussion um eine einheitliche europäische Währung wird man erinnert, wenn man eine Stimme aus dem damaligen Baden hört: „Der Verkehr mit dem guten französischen Gelde wird beschränkt werden und an dessen Stelle tritt dann das von niemand gewünschte preußische.“

Der anerkannte Volkswirtschaftler jener Zeit, Rau, fragte auch: „Welche badischen Waren sollen wohl ihren Weg nach Berlin und Dresden oder gar nach Danzig und Königsberg finden?“ Nun, die Geschäftsbücher der jungen Firma verzeichneten dann sehr wohl Kunden in Leipzig und Dresden.

So war, was den Vereinsbeitritt angeht, die badische Industrie — anders als Landwirtschaft und Handel — auch ganz auf der Seite der Regierung. Erst nach dem Vollzug fand man im Lande nach und nach insgesamt zu einer positiven Einstellung. Die Industriellen waren damals übrigens auch bemerkenswert politisch aktiv. Im Gegensatz zu heute waren in den 1830er und 40er Jahren ca. 1/7 der Ab-

geordneten in der 2. Badischen Kammer Unternehmer.

Die Merkmale des Zollvereins

1834 schlossen sich Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, die beiden Hessen und der Thüringische Zollverband zum deutschen Zollverein zusammen. 1835 folgten Baden, 1854 Hannover und Oldenburg, 1867 Mecklenburg und Holstein und 1888 Hamburg und Bremen. So positiv die heutige Entwicklung in Europa auch gesehen werden muß, empfinde ich es doch als schmerzlich, daß von deutscher Seite im Gegensatz zu damals Mittel- und Ostdeutschland nicht beteiligt sind, ja, daß die Menschen dort von der Selbstbestimmung teilweise weiter entfernt zu sein scheinen als vor 150 Jahren

Was waren die wichtigsten Merkmale des Vereins?

- Die einzelnen Staaten waren gleichberechtigt. Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt.
- Die erheblichen Einnahme-Überschüsse aus den Außenzöllen wurden nach der Bevölkerungszahl auf die einzelnen Staaten verteilt — eine heute in Europa unter entwicklungspolitischen Gesichtspunkten vielleicht bedenkenswerte Regelung. Baden fühlte sich dabei damals allerdings etwas benachteiligt. Man argumentierte: „Unsere Bevölkerung konsumiert viel mehr als die an Entbehrungen gewöhnte in Preußen.“
- Jeder Staat behielt seine Behörden. Es wurde keine zentrale Behörde geschaffen. Man kontrollierte sich lediglich gegenseitig. Auf der sogenannten Generalkonferenz wurden alle aufkommenden Fragen geregelt. Wer dächte da nicht automatisch an die heutige Bürokratie in Brüssel und Straßburg?
- Alle Binnenzölle fielen weg. Die Einfuhrzölle waren im Vergleich zum Ausland mäßig und wirkten so stimulierend. Lediglich sog. Kolonialwaren wie Kaffee, Ta-

bak usw. wurden stärker belastet, was den Hauptbeitrag zur Füllung der Staatskassete leistete.

Ähnlich, wie wir es für das Europa von 1992 erwarten dürfen, traten die positiven Auswirkungen des Zollvereins übrigens erst allmählich ein. Für die deutsche Industrie, dem damals dynamischsten Teil der Volkswirtschaft, waren sie wohl am größten.

Technische Textilien Lörrach GmbH, Anmerkungen zur Geschichte und Ausblick auf 1992

Für die Textilindustrie war der deutsche Zollverein eine Notwendigkeit. Wie in anderen deutschen Ländern, haben 1834 anlässlich der Befragung durch die badische Regierung auch die hiesigen Textilhersteller für den Beitritt gestimmt. Der so geschaffene große Binnenmarkt und das günstige Arbeitskräfteangebot haben damals mit den durch Heirat zum schweizer Bürger gewordenen Friedrich von Hove zur Firmengründung hier in Lörrach bewogen. Wie man weiß, stellen heute mit Blick auf das Europa von 1992 viele schweizer Unternehmer ähnliche Überlegungen an.

Die Entwicklung gab von Hove Recht. Sein Unternehmen kam gut vorwärts. So interessant es wäre, Einzelheiten der 150jährigen Geschichte nachzugehen — ich will hier nur noch eine kurze Überlegung anstellen. Versucht man, diese lange Zeit auf einen Nenner zu bringen, so fällt doch auf, daß einerseits

- das Unternehmen im Gegensatz zu vielen anderen sich überhaupt so lange am Markt behaupten konnte,
- und daß es andererseits aber auch kein großes Unternehmen wurde, wie einige andere.

Ohne die inneren und äußeren Umstände, die handelnden Menschen und die Zwänge, denen sie ausgesetzt waren, näher zu untersuchen, kann mit Blick auf die Entwicklung der deutschen Textilindustrie insgesamt doch vermutet werden, daß

- bei Konzentration auf das eine Arbeitsgebiet der Firma — die Tuchmacherei, also die Herstellung von Oberbekleidungstücken, das Unternehmen vielleicht untergegangen wäre, und daß
- bei noch früherer Spezialisierung auf den anderen Schwerpunkt, die technischen

Textilien, die Firma heute vermutlich größer wäre.

Diese Arbeit mit Textilien für technische Anwendungen geht bei uns weit ins vorige Jahrhundert zurück, und jetzt schon lange Zeit konzentrieren wir uns voll darauf. Im großen Binnenmarkt des Europa von 1992 sehen wir weitere gute Wachstumschancen.

Die Badische Anwaltsordnung von 1864

— Rückblick nach 125 Jahren —

Karl Zippelius, Karlsruhe

✓



Anton von Stabel

I.

„Bis in das ausgehende 18. Jahrhundert hinein hat niemand dem badischen Territorialstaat eine Entwicklung vorausgesagt, die den Rahmen der pittoresken Welt der deutschen Kleinstaaten hätte sprengen können, und erst recht hat niemand zu verkünden

gewagt, daß von ihm dereinst entscheidende Impulse auf dem Wege zu einem politischen Fortschritt im Sinne des folgenden Jahrhunderts zu erwarten seien . . .“ (W. Real).¹⁾

Unter Karl Friedrich von Baden (1728 bis 1811)²⁾ begann eine für ganz Deutschland

beispielhafte Entwicklung zum modernen Rechtsstaat^{2a}) und zu dem, was man liebevoll-stolz „das badische Musterlände“ nannte. Von den grundlegenden Gesetzgebungswerken sind hervorzuheben das Badische Landrecht von 1810³) und die am 22. 8. 1818 von Großherzog Karl erlassene Badische Verfassung⁴).

Nach dem „Vormärz“ und der Revolution 1848/49 brachte der badische Liberalismus⁵) im Anschluß an die sog. Osterproklamation des Großherzogs Friedrich I. vom 7. 4. 1860⁶) dem Land unter anderem die Gewerbefreiheit (Gesetz vom 20. 9. 1862), die Judenemanzipation (Gesetz vom 4. 10. 1862) und — vor nunmehr 125 Jahren — die Badische Anwaltsordnung vom 22. 9. 1864⁷), gleichzeitig die Erneuerung des Zivilprozeßrechts⁸), des Strafprozeßrechts⁹), des Gerichtsverfassungsrechts¹⁰), der Freiwilligen Gerichtsbarkeit und des Notariats¹¹), und schließlich schuf Baden die erste Verwaltungsgerichtsbarkeit in Deutschland — im Sinne einer organisatorischen Trennung von Verwaltung und Justiz — bereits 1863¹²).

In der 1930 erschienenen Abhandlung des Karlsruher Rechtsanwalts Richard Gönner „Zur Geschichte der Badischen Rechtsanwaltschaft im 19. Jahrhundert“¹³) wird das Fehlen einer allgemeinen Rechtsgeschichte des Großherzogtums Baden beklagt (die „Badische Rechtsgeschichte“ des Mannheimer Notars Rudolf Carlebach reicht nur bis ins 17. Jahrhundert)¹⁴), inzwischen sind jedoch bedeutende Einzeluntersuchungen¹⁵) sowie die umfassende Darstellung des früheren Karlsruher Verwaltungsgerichtspräsidenten Karl Stiefel „Baden 1648—1952“¹⁶) erschienen, worauf im einzelnen verwiesen werden darf.

II.

„Mit der Politik wird es immer trostloser. Wenn man nicht von einem Tag zum andern leben und von den neuesten Telegrammen zehren will, die jeder Morgen bringt, wenn man alles Ernstes die Entwicklung der einzel-

nen Staaten und ihres Verhältnisses zu einander verfolgen und daraus ein vernünftiges Resultat für die Zukunft abnehmen möchte: wie verworren, wie hoffnungslos sieht da Alles aus! Es ist, als ob der Weltgeist aufgehört habe, in der Weltgeschichte zu walten, als ob die menschlichen Dinge den blinden Gewalten der Willkür und des Zufalls verfallen seyen.“

— So sah ein ungenannt gebliebener Verfasser in der „Deutschen Vierteljahrs-Schrift“ 1862¹⁷) die politische Lage zwei Jahre vor Inkrafttreten der Bad. Anwaltsordnung und vier Jahre vor dem „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“¹⁸) und die darauf folgende Entscheidung für die „kleindeutsche“ Lösung und die Rechtsvereinheitlichung im Deutschen Reich — für das Anwaltsrecht brachte sie die Rechtsanwaltsordnung vom 1. 7. 1878¹⁹).

In Baden waren jene Jahre nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Friedrich I. (1856) und der schon erwähnten Proklamation von 1860 — die „liberale Ära“ — geprägt von Ministern wie Julius Jolly, August Lamey, Karl Mathy und insbesondere Anton von Stabel (Obergerichtsadvokat in Mannheim, Professor in Freiburg, Oberhofrichter, d. h. Präsident des OHG, Justizminister namentlich in der hier interessierenden Zeit ab 1860)²⁰).

Was insbesondere die Organisation der Anwaltschaft angeht²¹), so galt auch in Baden bis 1864 die alte, aus dem kanonischen Recht stammende Trennung zwischen „advocatus“ (Schriftsatzverfasser) und „procurator“ (Prozeßvertreter vor Gericht), beides ursprünglich fürstliche Bedienstete. Die Malefizordnung des baden-badischen Landrechts von 1588 sprach von „Fürsprech“ im peinlichen Verfahren (Strafprozeß) und von „Anwald“ in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten²²) (womit das Vollmachtsverhältnis ausgedrückt wird: altdeutsch „anawalto“ ist der, dem man seine Gewalt überträgt)²³).

Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgten die Ernennungen meist zu „Advokaten und

Prokuratoren“ zugleich, nur vereinzelt allein zum „Schriftverfassungsrecht“²⁴).

Die Bezeichnung „Anwaltschaft“ findet sich schon im 1. badischen Organisationsedikt von 1803²⁵), eine förmliche Bekanntmachung über das Recht zur Führung der Bezeichnung „Rechtsanwalt“ erfolgte 1854²⁶), fünfzig Jahre nach dem in Deutschland erstmaligen Auftauchen der Berufsbezeichnung „Rechtsanwalt“ (in einer Novelle zur Bayerischen Gerichtsordnung vom 13. 8. 1804)²⁷).

Die badischen Pläne für eine Neuordnung des Berufsstandes gingen bis in die 20er und 30er Jahre des 19. Jahrhunderts zurück und wurden nach der 1848er Revolution, deren führende Köpfe die Mannheimer Advokaten Brentano, Hecker und v. Struve waren (und Vizepräsident der Deutschen Nationalversammlung war der Mannheimer Oberhofgerichtsadvokat v. Soiron)²⁸), wieder aufgegriffen, wie in Einzelheiten von Wagner und Gönner dargestellt (dort auch zu dem rückschrittlichen Entwurf einer Verordnung über die Stellung der Anwälte von 1858, zu deren Erlaß es auch auf Grund einer kritischen gutachtlichen Stellungnahme des Oberhofgerichts nicht gekommen ist).

Zur Entstehungsgeschichte der Anwaltsordnung von 1864 ist auf die im Badischen Generalandesarchiv in Karlsruhe befindlichen Akten hinzuweisen: einerseits diejenigen des Justizministeriums betreffend Entwurf einer Anwaltsordnung^{28a}) mit Stabels schon 1847 oder 1848 verfaßten umfangreichen „Bemerkungen über die Hauptgrundsätze des Entwurfs einer Anwaltsordnung“ und einem 1861 vom „Ausschuß der vereinigten badischen Anwälte“ vorgelegten Entwurf einer Anwaltsordnung, andererseits diejenigen der Landstände des Grossherzogthums Baden, II. Kammer, betreffend die Anwaltsordnung^{28b}) u. a. mit den Kommissionsberichten des Abgeordneten Schwarzmann und des (damaligen) Ministerialrats Jolly und den Sitzungsprotokollen (am 22. 7. 1863 fand die abschließende Behandlung und Abstimmung — Annahme des Gesetzes gegen die Stimmen der

Abgeordneten Beck und v. Stockhorn — statt).

Grundlegend neu war in der Anwaltsordnung das Ausscheiden aus dem „Staatsdienst“ und die Einheitlichkeit des Berufsbildes und der Bezeichnung als „Anwalt“ (d. h. Aufgabe der Trennung zwischen Advokat und Prokurator), streitig blieb die Frage der völligen Freigabe der Advokatur (so die neue gesetzliche Regelung in Baden in Übereinstimmung mit Württemberg, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz sowie den Schweizer Kantonen)²⁹) oder deren zahlenmäßige Beschränkung (so das Votum Stabels³⁰). Zur Illustration einige Zahlen:³¹)

1864: 166,

1900: 214,

1920: 449,

1929: 580,

1936: 556 Anwälte.

Demgegenüber am 1. 1. 1988: RA-Kammer Karlsruhe: rd. 1900, Freiburg: rd. 1530. (Im Deutschen Reich 1885: 4557, in der Bundesrepublik Deutschland 1988: 51953).

Der erste Zusammentritt der Anwaltsvereine und die Wahl der Anwaltskammern und des Anwaltsausschusses fand am 10. Oktober 1864 statt (im Frack — Talar und Barett wurden erst 1879 vorgeschrieben —)³²). Die Anwälte des Bezirks jedes Kreis- und Hofgerichts bildeten je einen Anwaltsverein (mit Zwangsmitgliedschaft) und wählten eine Anwaltskammer; aus allen Kammern wurde ein Anwaltsausschuß gebildet, §§ 19 ff. der Anwaltsordnung.

Die Aufsicht „über das dienstliche und außerdienstliche Verhalten“ (§ 34) der Anwälte stand den Anwaltskammern und dem Justizministerium zu. § 35 enthielt die Generalklausel:

„Gegenstand dienstpolizeilichen Einschreitens ist jedes dienstliche oder außerdienstliche Benehmen des Anwalts, wodurch er seine Berufspflichten oder die Würde und Ehre des Standes verletzt. Dieses Einschreiten findet namentlich auch gegen diejenigen statt, wel-

che muthwillige Prozesse führen oder übermäßige Gebührenforderungen machen.“

Erster Vorstand des Anwaltsausschusses wurde v. Engelberg, Mannheim, drei Jahre später folgte ihm Gernandt, ebendort. Vorsitzende der Anwaltskammern waren in Mannheim Bertheau, in Karlsruhe Veit Ettliger, in Offenburg v. Feder, in Freiburg August Schmidt und in Konstanz Molter³³).

III.

In materiellrechtlicher Hinsicht seien hier die wichtigsten Bestimmungen der Badischen Anwaltsordnung im Wortlaut wiedergegeben:

§ 1 „Zum Eintritt in die Anwaltsrechte befähigt ist jeder inländische Rechtsgelehrte, welcher nach Ersetzung der obersten juristischen Staatsprüfung noch mindestens zwei Jahre bei Staatsstellen oder unter der Leitung eines Anwalts gearbeitet hat.“

§ 2 „Beim Vorhandensein der Voraussetzungen des § 1 kann die Aufnahme in den Anwaltsstand nur aus solchen Gründen verweigert werden, welche eine gänzliche oder zeitweise Entziehung der Anwaltschaft rechtfertigen würden.“

§ 5 „Das Recht der Anwaltschaft kann nur auf den Grund dieses Gesetzes oder durch strafgerichtliches Urtheil ganz oder auf eine gewisse Zeit entzogen werden.“

§ 7 „Jeder Anwalt kann bei allen Gerichten des Landes unmittelbar Schriftsätze einreichen und mündlich verhandeln, nachdem er an dem Sitze des auswärtigen Gerichts, wenn es ein Kollegialgericht ist, zur Empfangnahme aller an ihn gerichteten Beschlüsse einen Gewalthaber aufgestellt hat.

Das Recht, als Anwälte bei dem Oberhofgericht aufzutreten, steht nur denjenigen zu, welche die Anwaltschaft bereits seit mindestens fünf Jahren ununterbrochen ausgeübt haben.“

Besonders hingewiesen werden soll auf das die Gerichte bis zum heutigen Tag immer wieder beschäftigende Recht des Anwalts zum „unumwundenen“ Vortrag³⁴) in § 10 des Gesetzes (§ 11 Abs. 1 des Entwurfs Stabels hatte noch hinzugefügt: „... ohne jedoch die den öffentlichen Behörden schuldige Achtung bei Seite zu setzen.“):

„Die Anwälte sind befugt, Alles, was sie zur Vertretung der Rechte ihrer Partei für dienlich erachten, unumwunden vorzutragen und ihre Angriffs- und Vertheidigungsmittel in jeder Weise zu gebrauchen, welche mit ihrer Vollmacht und den Gesetzen vereinbar ist und ihrem Gewissen nicht widerstreitet.“

Der Anwaltseid³⁵) lautete wie folgt (§ 9):

„Die Anwälte leisten vor dem Antritte ihres Berufes in öffentlicher Gerichtssitzung den Eid: Ich schwöre Treue dem Grossherzog und der Verfassung, Gehorsam dem Gesetze, des Fürsten wie des Vaterlandes Wohl nach Kräften zu befördern und alle Pflichten eines Anwalts gewissenhaft zu erfüllen.“

In diesem Zusammenhang sind die in § 12 fixierten Standespflichten zu sehen:

„Die Anwälte sind verpflichtet, die ihnen anvertrauten Geschäfte mit Eifer, Treue und Verschwiegenheit zu besorgen und überhaupt durch Redlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit in ihrem dienstlichen und außerdienstlichen Benehmen die Ehre und Würde des Standes aufrecht zu erhalten.“

Stabel hatte sich schon 1848 zum Thema „Wahrheit und Lüge im Civilprozess (§ 5 des Entwurfs eine Anwaltsordnung)“³⁶) geäußert, erschienen in den von ihm als „Hauptredakteur“ mitherausgegebenen „Jahrbüchern des Grossherzoglich Badischen Oberhofgerichts“, und grundsätzliche Ausführungen zum Beruf des Anwalts enthält seine als Justizminister verfaßte Begründung des Entwurfs einer Anwaltsordnung (1863), wo u. a. hervorgehoben wird: „Der Anwalt wirkt durch die Ausübung seines Berufes zu einer der wichtigsten Aufgaben des Staates mit — zur Handhabung des Rechts und der Gerechtigkeit.“

Auch das bis heute — und im Zeitalter der „Anwaltsschwemme“ erst recht — aktuelle Thema der „Pensionsanwälte“³⁷⁾ ist erkannt und geregelt worden (§ 3):

„Pensionierte Staatsdiener werden nur ausnahmsweise mit Zustimmung des Anwaltsausschusses zur Anwaltschaft zugelassen.“

Allerdings ist die Klage über die Vielzahl der Anwälte — siehe oben mitgeteilte Zahlen — nicht neu: schon Freiherr von Drahs klagte hierüber 1805 und 1825, die Karlsruher Zeitung vom Dezember 1843 sprach von einer „unerträglichen Landplage“³⁸⁾ und in Rudolf v. Gneists berühmter Schrift „Freie Advocatur . . .“³⁹⁾ liest man vom „Advocatenproletariat“ — NIHIL NOVI SUB SOLE . . .

IV.

Die Badische Anwaltsordnung von 1864 hat vieles von dem, was schon 20 Jahre zuvor, bei Vorbereitung der allgemein begrüßten „Advocatenversammlung“, die im Juli 1844 in Mainz stattfinden sollte, jedoch von den Regierungen — voran Preußen — untersagt wurde,⁴⁰⁾ und was 1867 Rudolf von Gneist in seiner schon erwähnten programmatischen Schrift für Preußen forderte, erfüllt bzw. vorgezogen. Daß sie sich bewährt und dem Grundsatz der „freien Advocatur“ zum Durchbruch verholfen hat, wird in den 1872 erschienenen Abhandlungen des Heidelberger Anwalts August Wagner wie auch in Gönners Darstellung hervorgehoben.

Ihre Geltung endete allerdings nach nur 14 Jahren mit Inkrafttreten der Reichs-Rechtsanwaltsordnung von 1878, so daß insbesondere aus diesem Grund eine verlässliche und ausführliche Darstellung der praktischen Handhabung der Anwaltsordnung nicht einfach ist, jedenfalls einer eigenen Untersuchung vorbehalten bleiben müßte. In diesen 14 Jahren dominierten aber auch andere Ereignisse und Entwicklungen: die politischen Vorgänge von 1866 und 1870/71 und die zunehmende Bedeutung des einheitlichen Reichsrechts auf Grund der in der Reichsver-

fassung eingeräumten Gesetzgebungskompetenzen (Art. 4 RV 1871 mit Ergänzung 1873). Aus der Badischen Justiz und Anwaltschaft jener Zeit kamen schon 1879, sozusagen mit zur „Erstausrüstung“ des Reichsgerichts in Leipzig, Dr. Adrian Bingner aus Karlsruhe als Senatspräsident und RA Karl Lewald, zuvor in Heidelberg, dann Mannheim, als Rechtsanwalt beim Reichsgericht⁴¹⁾.

Ein „desideratum“ bleibt zu erwähnen: die Zulassung von Frauen zur Anwaltschaft. Dies war erst seit 1922 möglich, nachdem Baden vorangegangen war und ab 1919 auch Frauen in den juristischen Vorbereitungsdienst aufgenommen wurden⁴²⁾.

Heute steht die deutsche Anwaltschaft vor anderen, größeren, auch über die nationalen Grenzen hinaus reichenden Fragen, die sich aus neuestens (1987 u. 1988) ergangenen grundlegenden Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts (zu den anwaltlichen Standespflichten und zur Ehrengerichtbarkeit⁴³⁾ und des Europäischen Gerichtshofs (zum Niederlassungs- und Dienstleistungsrecht in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft)⁴⁴⁾ ergeben. Doch das ist, um mit Adalbert Stifter⁴⁵⁾ zu formulieren, ein weites Feld . . .

Wer die Zukunft meistern will, dem kann ein Blick in die Vergangenheit nicht schaden. Dies ist der Zweck des vorliegenden Beitrags. Ein letztes:

Auch das Anwaltsleben endet, und so folgt zum Schluß die Geschichte vom Advokaten-Testament aus dem „Rheinländischen Hausfreund“ Johann Peter Hebels⁴⁶⁾, womit wir wieder beim alten Land Baden wären:

„Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, dass ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Überzeugung und Pflicht in einen Prozess verwickelt seyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin

gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meynte wenigstens, es sey billig.“

¹⁾ Willy Real: Die Revolution in Baden 1848/49. Stuttgart 1983, S. 11. Vgl. auch die grundlegende Schrift von Karl Siegfried Bader: Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung. Stuttgart 1950

²⁾ Über ihn vgl. zuletzt: Carl Friedrich und seine Zeit. Hrsg. Markgräfl. Bad. Museen, Karlsruhe 1981

^{2a)} So ausdrücklich Friedrich von Weech: Baden in den Jahren 1852 bis 1877 . . . , Karlsruhe 1877, S. 70

³⁾ Vgl. dazu insbes. Julius Federer: Beiträge zur Geschichte des Badischen Landrechts. In: Baden im 19. u. 20. Jh., Bd. I, Karlsruhe 1948, S. 81 ff.; ders.: Recht und Juristen im alten Baden. In: Festschrift zur Eröffnung des BGH in Karlsruhe, Karlsruhe 1950, S. 49 ff., 54 ff.

⁴⁾ Vgl. dazu insbes. K. S. Bader: Die badische Verfassung von 1818 und ein Jahrhundert badischer Verfassungswirklichkeit. In: Oberrhein. Studien II (1973), S. 49 ff.; Julius Federer: Recht und Juristen . . . (Anm. 3), S. 50 ff.

⁵⁾ Vgl. Lothar Gall: Der Liberalismus als regierende Partei . . . Wiesbaden 1968; Hans Fenske: Der liberale Südwesten . . . Stuttgart 1981

⁶⁾ Zur „Neuen Ära 1860 bis 1866“ vgl. Bernd Ott-nad: Polit. Geschichte von 1850 bis 1918. In: Badische Geschichte. Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Hrsg. Landeszentrale f. polit. Bildung Bad.-Württ., Stuttgart 1979, S. 65 ff., 70

⁷⁾ Reg.Bl. S. 661, abgedruckt u. a. in: Die neuen Justizgesetze für das Grossherzogthum Baden. Amtliche Ausgabe. Bd. III, Karlsruhe 1865, S. 43 ff., und bei Alexander Brix: Organisation der Advokatur in . . . Baden . . . , Wien 1868, S. 198 ff. Dazu August Wagner: Die Badische Anwaltsordnung vom Jahre 1864 und der Commissionsbericht der 1. Kammer zu dem Entwurfe dieses Gesetzes. In: Jurist. Wochenschrift (JW) 1872, S. 145 ff. u. 153 ff.; ders.: Die Anwaltschaft im Grossherzogthum Baden, in: JW 1872, S. 85 ff. Vgl. auch Hans Faller: Justizreform im Großherzogtum Baden. In: Badische Neueste Nachrichten vom 22. 9. 1964

⁸⁾ Bürgerl. Prozeßordnung v. 18. 3. 1864, Reg.Bl. S. 263

⁹⁾ Strafprozeßordnung v. 18. 3. 1864, Reg.Bl. S. 141 u. 225. Zum ersten Schwurgerichtsprozeß in Baden vgl. Mathias Reimann: Der Hochverratsprozeß gegen Gustav Struve und Karl Blind. Sig-maringen 1985

¹⁰⁾ Gesetz über die Gerichtsverfassung v. 19. 5. 1864, Reg.Bl. S. 151

¹¹⁾ Gesetz über die Verwaltung der freiw. Gerichtsbarkeit u. über das Notariat v. 28. 5. 1864, Reg.Bl. S. 197; vgl. dazu das Sonderheft (Festschrift) zum 175jährigen Bestehen des Bad. Notariats: Bad. Heimat, 61. Jhg. 1981, Heft 3

¹²⁾ Gesetz die Organisation der inneren Verwaltung betreffend v. 5. 10. 1863, Reg.Bl. S. 399

¹³⁾ JW 1930, S. 2893 ff.

¹⁴⁾ 2 Bde. Heidelberg 1906 u. 1909

¹⁵⁾ Einige wenige Beispiele: Karl Siegfried Bader: Zur politischen und rechtlichen Entwicklung Badens. In: Baden im 19. u. 20. Jh., Bd. I, Karlsruhe 1948, S. 7 ff.; Julius Federer: Recht und Juristen im alten Baden (Anm. 3); Adolf Laufs: Gerichtsbarkeiten und Rechtspflege im deutschen Südwesten zur Zeit des Alten Reiches. In: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Bad.-Württ., hrsg. Kommission f. geschichtliche Landeskunde in Bad.-Württ., Stuttgart 1979, S. 157 ff.; Wolfgang Leiser: Badens Weg zur Demokratie — 1818 bis 1918. In: Bad. Heimat 68. Jhgg. 1988, S. 151 ff.; Claus-Dieter Schott: Rechtsfindung und Rechtsbelehrung im deutschen Südwesten. In: Alemann. Jahrbuch 1966/67 (1969), S. 186 ff.

¹⁶⁾ 2 Bde. Karlsruhe 1977, 2. A. 1979

¹⁷⁾ 25. Jhgg. 1862, 1. Heft, S. 186 ff. („Die politische Lage“)

¹⁸⁾ So der Titel des bekannten Werkes von Heinrich Friedjung über die Jahre 1859 bis 1866, Stuttgart 1897 u. öfter

¹⁹⁾ RGBL. S. 177. Vgl. dazu Werner Schubert (Hrsg.): Entstehung und Quellen der Rechtsanwaltsordnung von 1878. Frankfurt a. M. 1985

²⁰⁾ Eine zeitlich geordnete Minister-Liste findet sich in: Baden. Land — Staat — Volk. 1806—1871. Hrsg. Generallandesarchiv Karlsruhe i. V. m. Gesellschaft für kulturhistor. Dokumentation, Karlsruhe 1980, S. 226 ff. Über Stabel (1806—1880) vgl. z. B. Bad. Biographien, hrsg. Friedrich von Weech, 3. Teil Karlsruhe 1881, S. 163 ff.

²¹⁾ Vgl. Stiefel (Anm. 16), Bd. II, S. 985 ff.; Winfried Trusen: Advocatus — Zu den Anfängen der gelehrten Anwaltschaft in Deutschland u. ihren rechtlichen Grundlagen. In: Festschrift für F. A. v. d. Heydte, Berlin/München 1977, S. 1235 ff.; Übersicht über die Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten außer bei Brix (Anm. 7) auch bei Hermann Roesler: Lehrbuch des Deutschen Verwaltungsrechts. I. Bd., 2. Abt., Erlangen 1873, S. 254 ff.; ferner die Standardwerke von Adolf Weisser: Geschichte der Rechtsanwaltschaft. Leipzig 1905; Erich Döhring: Geschichte der deutschen Rechtspflege seit 1500. Berlin 1953 (S. 111 ff.: Die Anwaltschaft); Helga Huffmann: Kampf um freie Advokatur, Essen 1967; Rolf Schneider: Der Rechtsanwalt, ein unabhängiges Organ der Rechts-

pflege, Berlin 1976; Gerhard Hartstang: Der deutsche Rechtsanwaltschaft . . ., Heidelberg 1986

²²⁾ Stiefel (Anm. 16), S. 985; vgl. auch Karl Siegfried Bader: Vorsprecher und Anwalt in den fürstbergischen Gerichtsordnungen und verwandten Rechtsquellen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsanwaltschaft. Freiburg i. Br. 1931

²³⁾ Staatslexikon, hrsg. Görres-Gesellschaft, 6. A., 6. Bd. Freiburg i. Br. 1961, Sp. 647 (Verf.: Anton Roesen); Fritz Manstetten: Entwicklung und Geschichte des Anwaltsstandes. In: Heinrich Kaspers u. a.: Vom Sachsenspiegel zum Code Napoléon . . ., 2. A. Köln 1965, S. 237 ff., 252

²⁴⁾ Stiefel (Anm. 16), S. 986; vgl. auch Döhring (Anm. 21), S. 119 ff.

²⁵⁾ Stiefel (Anm. 16), S. 986; ebendort S. 210 eine Übersicht über alle 13 Organisationsedikte des Jahres 1803 (sie wurden nicht im Reg.Bl., sondern gesondert in Buchform publiziert, vgl. Ernst Walz: Das Staatsrecht des Großherzogtums Baden, Tübingen 1909, S. 3, Fußnote 5)

²⁶⁾ Bek. v. 3. 8. 1854. Reg.Bl. 335

²⁷⁾ Fritz Ostler: Die deutschen Rechtsanwälte 1871—1971. 1. A. Essen 1971, S. 407 (Anm. 2), vgl. auch ders.: Über die Verdienste Bayerns um die deutsche Rechtsanwaltschaft, in: Anwaltsblatt 1977, S. 181. Die Bezeichnung „Organ der Rechtspflege“ (§ 1 der Bundes-Rechtsanwaltsordnung v. 1. 8. 1959) taucht erstmals in einer Entscheidung des Ehrengerichtshofs v. 25. 5. 1893 (EGH Bd. 1, S. 140 ff., 145) auf, vgl. Gerd Pfeiffer: Der Rechtsanwalt in unserer Rechtsordnung. In: BRAK-Mitteilungen 3/1987, S. 102, und Rolf Schneider (Anm. 21)

²⁸⁾ Vgl. Weissler (Anm. 21), S. 483 ff. u. S. 475; Florian Waldeck: Die Mannheimer Anwaltschaft, in: JW 1930, S. 2898. Ins 20. Jahrhundert reicht die Bedeutung des Mannheimer Anwalts Max Hachenburg (1860—1951), vgl. seine 1978 neu herausgegebenen, um Briefe aus der Emigration erweiterten „Lebenserinnerungen eines Rechtsanwalts“, Düsseldorf 1927

^{28a)} Vol. V, Fasc. 14, Pars I, II (Sign. 234, 4155/4156)

^{28b)} Sign. 231/1143 (Landtag 1861/63)

²⁹⁾ Brix (Anm. 7), S. X. In diesem Sinne auch Robert von Mohl in seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaften“, Tübingen 1859, S. 668

³⁰⁾ Gönner (Anm. 13), S. 2897. § 2 des von Stabel 1863 vorgelegten Entwurfs in den Akten der Landstände, vgl. (Anm. 28b) sah eine zahlenmäßige Erweiterung oder Beschränkung „je nach Bedürfnis“ vor. Vgl. auch Edith Fliess: Der Kampf um den numerus clausus in der Rechtsanwaltschaft. Schramberg 1933 (Diss. iur. Freiburg i. Br. 1933)

³¹⁾ Quellen: Gönner S. 2898; Statist. Jahrbuch für das Land Baden 44. Jhgg. 1938, S. 363; BRAK-Mitteilungen 2/1988, S. 128; Anwaltsblatt 1988, S. 313

³²⁾ Bek. des Justizministeriums v. 15. 9. 1879, GBl. S. 642. Abbildung in: Ortwin Henssler: 100 Jahre Gerichtsverfassung. Oberlandesgericht Karlsruhe und Stuttgart 1879—1979. Stuttgart 1979, S. 26

³³⁾ Gönner (Anm. 13), S. 2898. Die Geschäftsordnung für die Anwaltskammern datiert vom 20. 7. 1865, Großh. Bad. Centralverordnungsblatt 1865, S. 118

³⁴⁾ Vgl. z. B. OLG Karlsruhe Monatsschrift für Deutsches Recht 1969, S. 574; BGH Neue Juristische Wochenschrift 1971, S. 284; OLG Düsseldorf NJW 1987, S. 2522; Rolf Praml: Beleidigungsdelikte bei anwaltlicher Interessenvertretung, in: NJW 1976, S. 1967; Gerhard Walter: Ehrenschutz gegenüber Parteivorbringen im Zivilprozeß, in: Juristenzeitung 1986, S. 614

³⁵⁾ Vgl. dazu Döhring (Anm. 21), S. 156 ff.; Ernst Friesenhahn: Über den Anwaltseid im Rahmen der neueren Entwicklung des politischen Eides. In: Festschrift für Karl Carstens, Köln 1984, Bd. 2, S. 569 ff.

³⁶⁾ NF 10. Jhgg. 1847/48 (1849), S. 1 ff.; vgl. dazu auch Gönner (Anm. 13), S. 2896, re. Sp.

³⁷⁾ Vgl. dazu z. B. Fritz Ostler: Späte Rechtsanwälte? In: Zeitschrift für Rechtspolitik 1984, S. 257

³⁸⁾ Gönner (Anm. 13), S. 2895

³⁹⁾ Freie Advocatur. Die erste Forderung aller Justizreform in Preußen. Berlin 1867, S. 88

⁴⁰⁾ Weissler (Anm. 21), S. 507 ff.; Huffmann (Anm. 21), S. 119 ff.; L. W. Fischer: Die teutsche Justiz. Für die Freunde des Rechts und der nationalen Einheit, auch zur Verständigung über Zweck und Ziel der bevorstehenden Mainzer Advocatenversammlung, Stuttgart 1844

⁴¹⁾ Adolf Lobe: Fünfzig Jahre Reichsgericht am 1. Oktober 1929, Berlin/Leipzig 1929, S. 340 unter lfd. Nr. 7 und S. 412 unter lfd. Nr. 6

⁴²⁾ Vgl. Deutscher Juristinnenbund (Hrsg.): Juristinnen in Deutschland. Eine Dokumentation (1900—1984). München 1984; Reglindis Böhm: Der Kampf um die Zulassung der Frauen als Rechtsanwältinnen und zum Richteramt, in: Deutsche Richterzeitung 1986, S. 365 ff.

⁴³⁾ v. 14. 7. 1987, Neue Jurist. Wochenschrift (NJW) 1988, S. 191 u. 194

⁴⁴⁾ v. 25. 2. 1988, NJW 1988, S. 887

⁴⁵⁾ Der Nachsommer, dtv-Ausgabe (auf Grund der Erstausgabe 1857) München 1977, S. 107

⁴⁶⁾ Neuer Kalender auf das Jahr 1819. Faksimiledruck, hrsg. Ludwig Rohner, Wiesbaden 1981, dort S. 285, li. Sp.

Kommunikation
sichert
Zukunft

175 Jahre
KOMMUNIKATION
G. BRAUN

1988 feierte G. Braun seinen 175jährigen Geburtstag. Grund genug, die Geschichte, die Aufgaben und Ziele der G. Braun Druckerei und Verlage ein wenig ausgiebiger zu kommentieren.

In den ersten Jahrzehnten der Verlagsgeschichte verlegte G. Braun vorrangig Bücher. Dazu gehörten belletristische Werke, aber auch Fachbücher und Nachschlagewerke.

Schon Anfang unseres Jahrhunderts war G. Braun zu einem anerkannten deutschen Druck- und Verlagshaus aufgestiegen. Im Jahre 1913 würdigte die damalige Frankfurter Zeitung das 100jährige Jubiläum des Verlages mit einem ausführlichen Artikel.

Heute hat sich G. Braun zu einem modernen Kommunikationsbetrieb entwickelt. Drei Verlage geben Zeitschriften, Nachschlagewerke und Bücher heraus. Die moderne Druckerei gehört zu den innovativsten drucktechnischen Betrieben in der Bundesrepublik.

Zu G. Braun gehören auch Tochterunternehmen in Österreich und in der Schweiz.

Den elektronischen Medien widmet sich das Tochterunternehmen ACUM, das Filme und Videos herstellt. Consulting für Rundfunksender und die Entwicklung von Btx-Programmen gehören zum weiteren Angebot des Tochterunternehmens ACUM.

So trägt G. Braun durch die alten, bewährten und die neuen — inzwischen unentbehrlich gewordenen — Medien dazu bei, daß wichtige Kenntnisse und Erkenntnisse verbreitet werden, denn nur die offene und sachkundige Kommunikation zwischen den Menschen kann die Zukunft sichern.

G. BRAUN 
Druckerei und Verlage

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · Postfach 17 09
7500 Karlsruhe 1 · Telefon (07 21) 165-0
Teletex 721187 · Telex 7 825 873 dgb d
(07 21) 520 165 · 2 27 27 28 #

Evangelische Landeskirche in Baden 1987/88

Hermann Erbacher, Karlsruhe



Die Zahl der Mitglieder der Landeskirche hat sich vom Jahre 1978 an bis 1987 um 7,7% verringert, d. h. ca. 114 000 Mitglieder hat die Landeskirche in dieser Zeitspanne verloren, so daß sie zum 31. Dezember 1987 nur noch 1 362 008 Mitglieder zählt. Die Jahresrate der Kircheng Austritte hat im Jahre 1987 annähernd die 5000 erreicht, wogegen die Zahl der Kircheneintritte in den letzten Jahren leicht zugenommen hat. Ebenso ist die Zahl der Gottesdienstbesucher wieder leicht angestiegen. 1986 waren es 6,18% der Mitglieder, 1987 6,83%. Der Tiefpunkt zwischen 1978 und 1987 lag im Jahr 1986. 1978 waren es 88 939 Besucher, 1986 84 244 und 1987 93 076. Der Gottesdienst an Karfreitag spiegelt immer stärker das zu beobachtende „Freizeit- und Urlaubsverhalten“ in der Ortsgemeinde wider (1978 mit 147 966; 1986 mit 131 628 und 1987 mit 134 066). Dafür steigt er in den ausgesprochenen Kur- und Erholungsorten etwas an, jedoch nicht in dem Maße, daß der Ausfall in den Ortsgemeinden dadurch auf Landesebene ausgeglichen wird. Die Zahl der kirchlichen Trauungen hat gegenüber dem Jahre 1978 mit 5131 Trauungen wie bis 1987 mit 5746 um 12,5% zugenommen. Die Evang. Kirche in Deutschland registriert für ihren Gesamtbereich nur eine Zunahme um 5,07%. Zugenommen haben die Trauungen jener Paare, bei denen beide evangelisch sind und zwar in der Landeskirche um 7,3% (bei der EKD um 1,2%) im Vergleich zu 1978, bei Ehepaaren, bei denen der Mann evangelisch, die Frau aber römisch-katholisch ist, um 17,2% (bzw. 10,6%), bei Ehepaaren, bei denen die Frau evangelisch, der Mann aber römisch-katholisch ist, um 13,7%

(bzw. um 10,6%). Die evangelisch-anderschristlichen Paare haben nur um 6,8% (bzw. um 25%) zugelegt. Im selben Zeitraum haben die sog. ökumenischen Trauungen mit 70,8% nach einem leichten Rückgang (1985) wieder zugenommen. Die rückläufige Tendenz in der Entwicklung der Jugendarbeit und bei den Konfirmationen hat sich weiter fortgesetzt. Teilnehmer an der Jugendarbeit, Konfirmation und Kindergottesdienst

Jahr	Jugend- arbeit	Konfir- mation	Kinder- gottesdienst
1978	57 533	22 746	18 552
1987	48 431	12 968	12 576

Differenzierte Aussagen über das jeweilige Absinken können z. Z. nicht ohne eine eingehende Untersuchung gemacht werden. Doch soviel steht fest, daß der Geburtenrückgang nicht allein hierfür verantwortlich gemacht werden kann. Gegenüber der fallenden Tendenz beim Kindergottesdienst steht eine positive Entwicklung im Familiengottesdienst gegenüber. Aber auch hier ist die weitere Entwicklung noch zu beobachten, bevor man voreilige Schlüsse zieht.

Der Haushaltsplan 1988 und 1989 der Landeskirche

Auf dem Hintergrund dieses u. a. meßbaren Zahlenmaterials standen die Referate und Aussprachen anläßlich der Haushaltsberatungen. Bedrückend waren nicht allein diese Zahlen, sondern vor allem die bevorstehende Steuerreform, die zwar dem einzelnen Bürger Entlastung verheißt, der Kirche aber voraussichtlich einen Ausfall von brutto 21 Millio-

nen DM beschert, d. h. einen Ausfall des Kirchensteueraufkommens von 6,1%. Da das Einkommen der Landeskirche direkt bzw. auch indirekt von der allgemeinen wirtschaftlichen Lage abhängig ist, aber auch ein prinzipiell denkbarer Verzicht auf das historisch gewachsene und rechtlich wohlbegründete Kirchensteuersystem das Ende der traditionellen Kirchlichkeit bedeuten würde, lag es daher nahe, schon seit längerem darauf zu drängen, daß „Überlegungen zu Schwerpunkten kirchlicher Arbeit in den kommenden Jahren“ angeregt wurden. Das erste Ergebnis dieser Erwägungen wird der Herbsttagung der Landessynode 1988 in der Form des neuen Hauptberichts 1984/87 vorgelegt, dem die eingangs erwähnten Zahlen im Auszug entnommen sind.

Nach dem vorgelegten Haushaltsentwurf sind 83% der Gesamteinnahmen durch Kirchensteuermittel gedeckt. D. h. aber auch, daß Kirchensteuereinnahmen sehr stark von den demographischen Faktoren, vom Konjunkturverlauf und der kommenden Steuer-gesetzgebung stark bestimmt werden. Dabei ist zu beachten, daß z. Z. schon im ganzen Bundesgebiet 700 000 Bundesbürger von der Steuer überhaupt und damit auch von der Abgabe der Kirchensteuer befreit sind. Und nun soll die Steuerfreigrenze noch weiter angehoben werden. Doch der personalintensive Betrieb „Landeskirche“ mit seinen ca. 2200 zu besoldenden Mitarbeitern macht allein ca. 81% des Gesamtetats aus, der bis 1989 auf 85% ansteigen soll. Eine Einsparung von nur 2% des Personals erbringt im Schnitt nur eine Entlastungswirkung von 41 Stellen pro Jahr. Diese Lücke kann lediglich dadurch überbrückt werden, daß die Arbeit von ehrenamtlichen Kräften ausgeführt wird. Neue Arbeiten können dann übernommen werden, wenn bestehende Dienste entfallen oder sehr eingeschränkt werden. Ein Ausscheren aus dem öffentlich-rechtlichen Vergütungssystem, das schon öfters erwogen wurde, bringt insofern nichts, als dann keine oder zumindest weniger qualifizierte Kräfte zur Verfügung stän-

den. Es gibt eben gewisse Dienste, die nur durch fachspezifische Dienste befriedigend geleistet werden können. Auch neben- und ehrenamtliche Dienstleistungen sind nicht einfach kostenlos zu haben! Und ob das Spendenaufkommen und die Opferwilligkeit steigen werden, das ist nicht vorauszusehen. Die schon vor Jahren einsetzende Prioritätendiskussion in der Kirchenleitung hat gezeigt, daß z. B. der angestrebte Stellenrückgang um 41 Stellen pro Jahr bisher konkret nur 20 Stellen brachte, wenn man die erwartete Ersparnis allein durch Umbesetzung bzw. Umorganisation erreichen will und das gegebene Wort, „niemand zu entlassen“, nicht brechen will. Jedenfalls hat es sich gezeigt, daß ein Zusammenlegen von Gemeindepfarrstellen ein untaugliches Mittel für Einsparungen ist, es sei denn in den sich weiterhin entvölkernden Großstädten. Hier ist daher vor Ort zu prüfen, inwieweit in den Pfarrgemeinden mit zwei oder gar drei (Gruppen-)Pfarrämtern noch neben den Aufgaben an den Stadtrand- oder Umlandgebieten überparochiale Aufgaben übernommen werden können. Das bedeutet aber aufs Ganze gesehen keine spürbare Ersparnis, sondern nur eine sinnvolle Umschichtung. Ebenso wenig können bei der Erteilung des Religionsunterrichts in den verschiedenen Schultypen Stellen eingespart werden, wenn nicht der ganze Schulbetrieb darunter leiden soll. Bei all diesen Erwägungen hat sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, daß nur auf den jeweilig verschiedenen Ebenen und da in den zuständigen Gremien (Ältesten- bzw. Kirchengemeinde- und Bezirkskirchenrat und den Verantwortlichen in kirchlichen Einrichtungen und Werken) eine sinnvolle und erfolgversprechende Diskussion über die personelle Besetzung in den verschiedenartigsten Arbeitsfeldern geführt werden kann; denn das künftige Einkommensvolumen wird auch durch steigende Personalkosten schmaler werden. Um wenigstens eine gewisse Entlastung des Personaletats in kürzester Zeit zu erreichen, bat die Landessynode den Oberkirchenrat um

Vorlage eines Gesetzentwurfs zur Änderung des Pfarrbesoldungsgesetzes mit dem Ziel, wenigstens die Zwischenbesoldungsstufen streichen und ggf. die letzten Dienstaltersstufen fortfallen zu lassen. Zudem soll der landeskirchliche Stellenkegel überprüft werden.

In der Herbstsynode 1987 wurde der Haushalt der Landeskirche mit einem Volumen von 412 Millionen Mark für 1988 und der für 1989 mit 424 Millionen Mark verabschiedet, wobei — wie gesagt — die Personalkosten mit 81 bzw. 85% den höchsten Posten ausmachen. Nach dem Willen der Synode wird es keine Entlassungen geben. Dafür werden freiwerdende Arbeitsstellen jedoch grundsätzlich sechs Monate unbesetzt bleiben. In dringenden Fällen können Ausnahmen gewährt werden. Zudem soll der Oberkirchenrat innerhalb von drei Monaten vom Freiwerden einer Stelle an unter Berücksichtigung der Prioritätensetzung durch die Synode sowie der Aufgabenstellung und Haushaltslage entscheiden, ob und wann eine Stelle zur Wiederbesetzung freizugeben ist. Von dieser Besetzungssperre sind die Gemeindepfarr- und Religionslehrerstellen ausgenommen. Ebenfalls wurde der Nachtragshaushalt für 1987 genehmigt. Damit werden die Mehreinnahmen von rund 31 Millionen Mark zu zwei Dritteln für anstehende Rechtsverpflichtungen, über zehn Millionen Mark für Rücklagen und verschiedene Projekte verwendet. 900 000 DM erhält die Partnerkirche, die Merovian Church in Südafrika, zur Errichtung landwirtschaftlicher und handwerklicher Arbeitsplätze und zur Förderung kleinindustrieller- und Selbsthilfegruppen.

Trotz dieser unumgänglichen Sparmaßnahmen beschloß die Landessynode das Gesetz über die Teilung des Kirchenbezirks Oberheidelberg mit Wirkung vom 1. Januar 1988. Die Grenzlinie der neuen Kirchenbezirke Schwetzingen und Wiesloch verläuft der Bundesstraße 3 entlang. Die neun Kirchengemeinden ostwärts der B 3, die zum Einzugsbereich der Stadt Heidelberg zugehören, bil-

den den Kirchenbezirk Wiesloch, die westlich der B 3 gelegenen Kirchengemeinden, die zum Einzugsbereich der Stadt Mannheim zählen, bilden den Kirchenbezirk Schwetzingen, wobei der eindeutig nach Heidelberg tendierende Ort Eppenheim aber zum Kirchenbezirk Schwetzingen geschlagen wird. Der Name des Kirchenbezirks „Oberheidelberg“ wird ebenso der Vergangenheit angehören wie der Name des Kirchenbezirks „Unterheidelberg“ seit 1814. Der bisherige Kirchenbezirk Oberheidelberg umfaßte 32 Pfarreien mit 84 000 Gemeindegliedern. Die meisten Kirchengemeinden hatten im Schnitt mehr als 3000 Gemeindeglieder. Sechs Gruppenpfarrämter gaben dem Kirchenbezirk mit ihrer besonderen Problematik sein besonderes Gepräge. So umfaßt der Kirchenbezirk Schwetzingen mit seinen 10 Kirchengemeinden und 16 Pfarreien 47 900 Gemeindeglieder, der Kirchenbezirk Wiesloch mit 9 Kirchengemeinden und 15 Pfarreien 36 100 Gemeindeglieder. Jetzt gibt es 31 Kirchenbezirke. Außer dieser Neugliederung beschloß die Landessynode die Errichtung der Kirchengemeinde Königshofen-Grünsfeld im Kirchenbezirk Wertheim. Nachdem schon 1984 eine zweite Pfarrstelle in Lauda mit Dienstsitz in der Filialkirchengemeinde Königshofen errichtet worden war, hat es sich gezeigt, daß die beiden Gemeinden Lauda und Königshofen — abgesehen von der politischen Vereinigung der Städte Lauda und Königshofen anlässlich der Gemeindereform — kaum kirchliche Berührungspunkte miteinander hatten. Inzwischen hat sich in den letzten Jahren die Tochtergemeinde mit ihrer weitverzweigten Diaspora zu großer Selbständigkeit entwickelt, weshalb der Bezirkskirchenrat den Antrag auf Verselbständigung befürwortete. Die Landessynode stimmte der Errichtung der Kirchengemeinde Königshofen-Grünsfeld mit Wirkung vom 1. Jan. 1988 zu.

Die Haushalte der Kirchengemeinden

Große Sorgen machte sich der Finanzausschuß über die in den Haushaltsplänen der

Kirchengemeinden erkennbare Verschuldung, die derzeit in Baden rund 252 Millionen Mark beträgt. Das bedeutet gegenwärtig eine Pro-Kopf-Belastung von 187 DM. Schon seit dem Jahre 1978 zeigte sich im Schnitt jährlich ein Anstieg von 15 Millionen DM. Der Grund für diese hohe Verschuldung liegt in der Hauptsache in den hohen Unterhaltungskosten für kirchliche Gebäude begründet. So müssen — wir greifen das Beispiel Mannheim heraus — nahezu alle seit dem Jahre 1945 erstellten Kirchengebäude (Kirchen, Pfarr- und Gemeindehäuser sowie Kindergärten u. dgl. m.) auf Schäden abgeklopft werden, die meistens ihre Ursachen in der schlechten Materialqualität beim Wiederaufbau nach dem zweiten Weltkrieg und in der Unerfahrenheit im Umgang mit Stahlbeton haben, ein Umstand, der sich inzwischen auch auf dem ganzen allgemeinen Bausektor bemerkbar macht. Waren die Baustahlkorsette nicht tief genug in die Betonmauern eingezogen, begann der Rost sich im Laufe der Zeit einzufressen, oder er ließ den Beton an den exponierten Stellen abplatzen. So verbleibt der Großstadtkirchengemeinde auf Jahre hinaus die Daueraufgabe, 31 Kirchengebäude, davon elf ganz aus Beton, zu sanieren. Dazu kommen 29 Pfarr- und Gemeindehäuser und 50 Kindergärten. Da aber in den letzten 30 Jahren der Neuaufbau Vorrang hatte, fallen allein in den 42 Pfarrgemeinden im Stadtgebiet im Jahre 1988 und 1989 je 5 Millionen Mark „breit gestreut in allen Pfarrgemeinden für werterhaltende Maßnahmen und Reparaturen“ an.

Öffentlichkeits- und publizistische Arbeit innerhalb der Landeskirche

Predigt, Seelsorge und Unterweisung galten bis zum Eintritt in das 19. Jahrhundert als die klassischen Aufgabengebiete der Kirche. Dann kamen die „Einrichtungen und Werke der Liebe“ in der Form von freien Zusammenschlüssen hinzu. Es sei z. B. nur an die Innere Mission, das Gustav-Adolf-Werk, die

Bibel- und Missionsgesellschaften erinnert, die aber, um dem Würgegriff des Dritten Reiches zu entgehen, sich z. T. als „verlängerter Arm der Kirche“ in diese eingliederten. Und nun werden im Zeitalter der Medien auch Rundfunk und Presse auf kirchlichem Boden in den Vordergrund treten, um den Glauben auf dem Markt der Möglichkeiten verständlich zu erläutern und glaubhaft darzustellen, auch Maßstäbe für menschliches Zusammenleben zu setzen. Deshalb muß die Kirche den Leuten nicht nur „aufs Maul sehen“ (Luther), sondern auf dem Markt der Meinungen mitreden und mitgestalten, indem sie die Botschaft von Jesus Christus überzeugend einbringt. Bedienten sich s. Z. die Apostel, die Kirchenväter und auch die Reformatoren der Briefe und Druckschriften, weshalb sollen heute die sich bietenden Kommunikationsmöglichkeiten ungenutzt für die kirchliche Arbeit bleiben? Deshalb muß der Dialog zwischen Kirche und Welt, zwischen Welt und Kirche auch mit dieser Möglichkeit geführt werden. Hier erwachsen der Kirche neue Gelegenheiten, wobei sie selbst noch viel im Umgang mit den Medien zu lernen hat. Ungeachtet dessen gebietet ihr Verkündigungsauftrag große Sorgfaltspflicht, damit nicht der Eindruck entsteht, sie sei nur eine politisierende Kirche. Welch breites Feld eröffnen ihr die Lokal- und Regionalprogramme der privaten Rundfunkanstalten neben den öffentlichen! Es genügt in der Tat nicht allein, daß die Landeskirche und der Evangeliums Rundfunk Wetzlar nach Abschluß eines Vertrages zusammenarbeiten, sondern es erwächst dem Amt für Information und Öffentlichkeitsarbeit ein weites Feld, wobei die Hauptlast auf den Schultern der für die Kirchenbezirke ausgebildeten Mitarbeiter/innen liegt, um nicht nur kirchliche Nachrichten unter die Leute zu bringen, sondern Lebens- und Glaubensorientierungen auf der Grundlage des Evangeliums (oft in wenigen Minuten) zu vermitteln, bzw. Denkanstöße für den Tag zu geben. Hier müssen z. T. neue Wege der Verkündigung gegangen und deshalb anhand

von Ausbildungskonzepten Mitarbeiter/innen angemessen eingeführt und begleitet werden.

Dennoch hat das gedruckte Wort in der evangelischen Kirche sein besonderes Gewicht. So wie die Bibel in der Form eines Buches seit Martin Luther und auch anderer Reformatoren in deutscher Sprache der Gemeinde den Glauben näherbrachte und der Katechismus eine christliche Wertordnung für den Alltag des Lebens anbot, so übernehmen heute wie z. T. in der Vergangenheit Druckschriften, Flugblätter, Traktate, Andachtsbücher und nicht zuletzt die sog. Sonntagsblätter, die zwischen 1941 und 1945 wegen „Papiermangel“ (so die staatliche Begründung!) nicht erscheinen durften, breit gefächert die Aufgabe, Gruppen oder den einzelnen Christen in seinem persönlichen Bereich anzusprechen. Hier ist zunächst die Kirchenzeitung „Aufbruch“ zu nennen, die heuer im 25. Jahrgang eine über hundert Jahre alte Tradition verschiedener Kirchenblätter in unserer Landeskirche fortsetzt, deren Auflagenhöhe z. Z. einen leichten Rückgang zu verzeichnen hat. Deshalb wird noch eine engere Zusammenarbeit mit dem pfälzer und hessischen Kirchenblatt angestrebt. Im Gegensatz zu anderen Landeskirchen soll sich der „Aufbruch“ selbst, d. h. ohne kirchliche Subvention tragen. Mit dieser von Anfang an gefällten Entscheidung bewahrt sich die Kirchenzeitung eine gewisse Unabhängigkeit. Doch ist der Bezieherkreis weiter auszubauen. Das enthebt die Redaktion gerade nicht davon, „eine gute Mischung von geistlicher Besinnung, Information, Meinung und Unterhaltung“ zu bieten. So aufschlußreich manches Mal die z. T. schon von der Redaktion gekürzten Lokalberichte sind — vor dem Krieg gab es daneben immer einen vom Redakteur zusätzlich verfaßten Wochen- oder Monatsspiegel —, so wünschte man sich doch, daß mehr Platz für die Aussprache für und mit Fernerstehenden eingeräumt wird, wobei sich der Verfasser durchaus der ganzen Problematik dieser Anregung bewußt ist!

Aus der Arbeit des Diakonischen und anderer Werke der Landeskirche

Die Krise der Kirchenfinanzen in der Bundesrepublik Deutschland ist nicht von der Krise des Sozialstaates zu trennen. Die Abhängigkeit von gesetzlich geregelten Mittelzuweisungen des Staates und der Gemeinden und die zusammen mit den freien Wohlfahrtsverbänden jeweils auszuhandelnden Pflegesätze können nicht ohne weiteres durch kirchliche Eigenfinanzierung ausgeglichen werden. Aber Einschränkungen oder das Schließen kirchlich-diakonischer Einrichtungen ist sicherlich nicht gerade der Ausweg; denn mit einem biblischen Bild gesagt: Der Lazarus liegt dann eben *vor* der Tür!

Bei nüchterner Betrachtung ist doch festzustellen, daß trotz der finanziellen und z. T. personellen Engpässe die Arbeitsfelder größer oder differenzierter werden. Noch ist die Erörterung über die geplante Quellensteuer nicht ausgestanden, die auch die kirchlichen Kapitalerträge belasten. Sie wird nach dem gegenwärtigen Stand womöglich die Rücklagen für diakonische Einrichtungen u. dgl., für die Investitionen in Krankenhäusern genauso verringern, wie die Anlagen von Geldern aus Sammlungen und Spenden, deren Zinsen nicht mehr voll dem Verwendungszweck zugute kämen. Der ca. auf 18% geschätzte Ausfall für den diakonischen Bereich könnte weder durch Sparmaßnahmen im Personalbereich noch durch den Zugriff auf vorhandene Rücklagen aufgefangen werden. Wer sollte dann aber die Arbeit übernehmen, etwa die finanzgeschwächten Gemeinden, Kreise oder das Land?

Wie breit gefächert die Arbeitsgebiete in der Diakonie sind, übermittelt das 1987 vom Diakonischen Werk der Landeskirche in Baden herausgegebene Buch „Diakonie in Baden“ mit Beiträgen von 63 haupt- und nebenamtlichen Mitarbeitern. Dem gerafften Rückblick, im übrigen einer ausführlichen Darstellung der Inneren Mission in Baden (1957) entnommen, folgen Aufsätze und Berichte über die

Grundlagen wie auch über den heutigen Stand der Arbeit etwa im Blick auf die Gemeinde, die Krankenversorgung, über Diakonissenkrankenhäuser und Stadtmissionen sowie über die jüngsten Einrichtungen der Sozialstationen, z. T. als Fortsetzung der früheren Krankenpflegestationen vor Ort. Des weiteren erhält man eine gute Information über die Arbeit an Jugendlichen, an Kindern sowie jungen Leuten, an behinderten Menschen wie über das Altwerden in der Gemeinschaft. 12 000 hauptamtliche Kräfte, die Hälfte etwa zwischen 20 und 30 Jahren, zudem ca. 20 000 ehrenamtliche Kräfte bilden den großen Mitarbeiterstab. Wenn jedoch die Prognosen stimmen, wird für die Mitte der neunziger Jahre für all diese Arbeitsfelder mehr oder weniger ein Personalmangel zu erwarten sein, den allerdings dann nicht nur das Diakonische Werk allein treffen wird. Wenn wir auf Seite 206 des reich bebilderten Buches die z. T. detaillierten Aufgaben zusammenfassen, ergibt sich folgendes Bild:

- 125 Hilfen für kranke Menschen (z. B. 81 Hilfs- bzw. Selbsthilfegruppen für suchtkranke Menschen, 34 Kontaktclubs und Laienhelferkreise für psychisch Kranke, 7 sozialpsychische Dienste, 9 Selbsthilfegruppen für Krebskranke)
- 82 Hilfen für alte Menschen in Alters-, Altenwohn- und Pflegeheimen, ambulante Hilfen, Begegnungsstätten u. ä.
- 29 Hilfen für behinderte Menschen, z. T. stationär, z. T. ambulant
- 644 Hilfen für Kinder und Jugendliche, darunter 624 Kindergärten bzw. Kindertagesstätten
- 163 Sonstige Beratungsstellen und Hilfsangebote, darunter 49 Nachbarschaftshilfen, 26 Stellen für Schwangerschaftskonfliktberatung, 23 für Lebens-, Ehe- und Erziehungsberatung, 10 Stellen für Umsiedlerhilfe, 1 Zentrale Anlaufstelle für Asylanten, 16 Ausbildungsstätten für krankenpflegerische und sozialpädagogische Berufe u. a. m.

Hinzu kommen noch die Hilfen für ökumenische Diakonie, d. h. für Partnerkirchen und -gemeinden in der DDR, in Europa und Übersee, Aktion Brot für die Welt, Flüchtlings- und Katastrophenhilfe u. dgl. m.

Der ständige Zuwachs neuer Arbeitsgebiete, die in ihrer Aufgabenstellung nicht immer neu sein müssen, drängt oft in einer ungeahnten Massivität an die Oberfläche (z. B. bei der Katastrophenhilfe), so daß diese Aufgaben keinen Aufschub zulassen. Um einigermaßen die Aufgaben in den Griff zu bekommen, werden stets Modelle entwickelt. Zudem wird der Kreis der ratlos leidenden und gestörten Menschen in unseren Gemeinden und der Gesellschaft trotz mancher Hilfen größer. Fachausgebildete Kräfte müssen erneut eingesetzt werden, z. T. unterstützt von neben- und ehrenamtlichen Kräften. Hierbei wird die kirchliche Beratung vom biblischen Menschenbild bestimmt, die über die leibliche und materielle Hilfe hinausgeht. Es geht in der Beratung schlicht darum, dem einzelnen Mut zu machen oder ihm beizustehen und manches Mal für längere Zeit zu begleiten oder den Sinn seines Lebens (wieder) zu finden, sich selbst zu bejahen und gemeinschaftsfähig zu leben. Wie sehr diese Beratungsstellen in Anspruch genommen werden, belegen folgende Zahlen für das Jahr 1987:

- 15 530 Beratungsstunden
- 4 770 Therapiestunden bei 3800 Beratern
- 29 haupt- und 27 nebenamtliche Mitarbeiterinnen, die sich mit humanwissenschaftlichen Erkenntnissen und Methoden der Beratung und Therapie qualifiziert einsetzen.

Damit aber junge Menschen vor der oft so schwerwiegenden Frage ihrer Berufsausbildung einen praktischen Einblick in die diakonische Arbeit erhalten, hat die Landeskirche vor nunmehr 30 Jahren die Einrichtung „Das Diakonische Jahr“ geschaffen. Seither haben 2258 junge Frauen und Männer davon Gebrauch gemacht. Bei einem Taschengeld von

gegenwärtig 220 DM monatlich, freier Verpflegung und Unterkunft erhalten sie Informationen, begleitet von Kursen und Seminaren über einzelne Arbeitsfelder im Austausch von Erfahrungen. Z. Z. ist die Zahl der Bewerber leicht rückgängig, da z. T. lohnintensivere Angebote, verbunden mit mehr Freizeit locken. Immerhin, so lehrt die Erfahrung, entschließt sich mancher, sofort oder nach einer Ausbildung für einen anderen Beruf, die Arbeit im Diakonischen Werk wieder aufzunehmen.

Als weiteres konkretes Beispiel sei der sozialpsychiatrische Dienst im Stadtgebiet Heidelberg angeführt, übernommen vom Diakonischen Werk vor Ort (Evang. Stadtmission e. V.). Der Dienst wird von einer Fachkrankenschwester mit psychiatrischer Zusatzausbildung und drei weiteren Sozialpädagogen und Sozialarbeiterinnen geleistet. Vorbeugung, Krisenintervention und Nachbetreuung seelisch Kranker ist das Ziel. Wie nötig dieser Arbeitszweig ist, zeigt die Tatsache, daß aus dem Heidelberger Stadtgebiet das Psychiatrische Landeskrankenhaus in Wiesloch jährlich 435 Zugänge pro 100 000 Einwohner registriert. Die seit 1969 angelaufene Hilfe für psychiatrisch Kranke in der Stadt Heidelberg betreut seit vorigem Jahr in eigenen Räumen (Plöck 16) ca. 100 Frauen und Männer. — In gleicher Weise hat die Karlsruher Stadtmission ihr 1902 errichtetes „Frommelhaus“ in der Kreuzstraße zu einem therapeutischen Wohnbereich für psychisch Kranke mit 18 Plätzen umgebaut, daneben im sog. Übergangsbereich weitere 12 Plätze geschaffen. Die Therapie ist auf 2 ½ Jahre begrenzt und hat das Ziel, den Kranken wieder voll in die Gesellschaft zu integrieren. Der Hausleitung obliegt die Krankenpflege, der eine Heilpädagogin beigegeben ist. Wie wichtig und darum anerkannt diese Arbeit angesehen ist, beweist die Ankündigung der Ministerin für Soziales und Gesundheit von Baden-Württemberg, wenn sie für die nächsten Jahre „einige Millionen“ für den Ausbau der sozialpsychiatrischen Dienste ankündigte und diese

Einrichtungen als „Herzstück der außerstationären Versorgung“ bezeichnete und sich dabei für zusätzliche Tageskliniken aussprach.

Um dem Problem der Alleinerziehenden — ob Frau oder Mann — zu begegnen, wurde in Karlsruhe eine „Arbeitsgemeinschaft mit Alleinerziehenden in der Landeskirche“ gegründet. Gemeinsam legten 15 Sozialarbeiterinnen und -pädagoginnen aus verschiedenen Kirchenbezirken die Arbeitsschwerpunkte dieses freiwilligen Zusammenschlusses fest. Sie wollen sich mit der besonderen Lage von „Einelternfamilien“ und dem Anliegen innerhalb und außerhalb der Kirchenmauern auseinandersetzen sowie Konzeptionen für diese Arbeit entwickeln. Dazu sollen Informations- und Fortbildungsveranstaltungen beitragen. Diesem Unternehmen war schon seit 1981 ein Austausch hauptamtlicher Gruppenleiter/innen vorangegangen. Jetzt aber soll bei dem Ansteigen der Problemfälle dieser Kreis personell erweitert und verschiedene landeskirchliche Einrichtungen zur Mitarbeit eingeladen werden. Federführend zeichnet die kirchliche Frauenarbeit der Landeskirche.

Auf zwanzig Jahre kann die Arbeitsgemeinschaft der landeskirchlichen, der 14 regionalen und örtlichen Einrichtungen für Erwachsenenbildung zurückblicken. Bisher wurden etwa eine Viertelmillion Menschen erreicht, wobei mehr als ein Drittel der Teilnehmer nicht mit der Kirche verbunden waren, 166 verschiedene Lehrgänge und Kurse wurden z. B. zu Beginn des Jahres 1988 zur Auswahl angeboten. Neben Pfarrkollegs, Seminaren für Religionslehrer/innen standen Angebote für Mitarbeiter/innen in dem ersten Dienstjahr, Kurse für pflegerische, erzieherische und beratende Mitarbeit. Diese Veranstaltungen werden nicht nur auf hauptamtliche Mitarbeitergruppen begrenzt. Man will im Gegenteil auch die Ehrenamtlichen in die Fachbegegnungen einschließen, um sich die Erfahrungen anderer zu eigen zu machen, die man etwa in der industriellen Arbeitswelt wie in den verschiedenartigsten Verwaltungen

macht. Da indes berufliches Wissen sehr schnell veraltet, erheischt es ein lebenslanges Lernen. Dieses darf aber nicht vor Kirchenmauern haltmachen. Die Folge dieser Erkenntnis ist, daß die Landessynode trotz der enger werdenden finanziellen Spielräume die Forderungen für Fort- und Weiterbildung im Haushaltsplan nicht kürzte. Sie will, daß die christliche Botschaft im Blick auf die Lebensvorgänge einleuchtend gemacht werden. Die Verpflichtung zur Erfüllung dieser Aufgabe ergibt sich aus Glaube, Evangelium, Tradition wie auch Fortschritt und liegt daher im ureigensten Interesse der Kirche. Es kommt dabei darauf an, die Teilnehmer dazu zu befähigen, eigene begründete Urteile abzugeben, partnerschaftliche Gespräche zu führen und dem „Leben auf der Spur“ zu bleiben. Daher sind Orientierungshilfen in allen Lebensphasen und -bereichen anzubieten. Neben der heute favorisierten beruflichen Weiterbildung verlangt das ganzheitliche Menschenbild ganzheitliche Bildungsprozesse. Deshalb darf die allgemeine Weiterbildung nicht vernachlässigt werden. Besonders erwähnenswert erscheint, daß bei dem bisher entwickelten dreijährigen „Fernstudium“ mit Grund- und Fortbildungskurs bislang 500 Menschen teilgenommen haben. Am größten Projekt als Sonderangebot „Die Bibel ganz kennenlernen“ haben sich rund 160 Gemeinden beteiligt. Dieses Seminar könnte geradezu als ein Modell für „Christenlehre für Erwachsene“ ausgebaut werden.

Angesichts der schwindenden religiösen Erziehung in den Elternhäusern und den unterschiedlichsten religionspädagogischen Aktivitäten in den Kindergärten und Schulen sollen neue Wege gesucht werden, auf denen bei den Schülern im Grundschulalter eine stärkere Aufgeschlossenheit für religiöse Fragen und eine intensivere Begegnung mit dem christlichen Glauben ermöglicht werden kann. Um diesem Problem näherzukommen, hat der Kirchenbezirk Mannheim einen „Vikar im Sonderdienst“, d. h. außerplanmäßig seit April 1987 etwa für ein Jahr angesetzt.

Der Projektbegründung ist zu entnehmen, daß man absichtlich die Großstadt Mannheim unter die Lupe nehmen wollte, weil dort die traditionellen Bindungen und das religiöse Brauchtum in den Elternhäusern (jedoch nicht erst jetzt!) besonders im Schwinden begriffen ist. Immer weniger Eltern lassen ihre Kinder taufen und eine ganz beträchtliche Anzahl der ungetauften Kinder besucht den Religionsunterricht. Inzwischen liegen die Ergebnisse dieser Studie vor. Dabei zeigt sich, daß der Traditionsabbruch, die fehlende Erziehung, auch im Bereich der sozialen Umgangsformen bei den Schülern kaum mehr nach- bzw. aufzuholen ist. Zwei Beobachtungen lassen allerdings aufhorchen: Die nichtgetauften Kinder haben oft größeres Interesse am Religionsunterricht. Zum andern: Je höher die Bildung der Eltern ist, desto mehr neigen sie zum Kirchenaustritt.

In einer vom Evang. Oberkirchenrat bearbeiteten und herausgegebenen Arbeitshilfe unter dem Motto „Eine offene Tür“ wird ausdrücklich betont, daß die Gemeinden und ihre Glieder die Entscheidung der Ausgetretenen ernst nehmen sollen. Die Brücke zu ihnen sollte aber menschlich nicht abgebrochen werden; denn Betroffenheit, Verunsicherung und Schuldgefühle zögen oft hilflose Reaktionen nach sich. Ebenfalls wirke das Beschaffen der Austrittsgründe manches Mal klärend und trage zum Verstehen der Motive bei. Das Umfeld allein sei nicht ohne weiteres für die Schritte verantwortlich zu machen. Entscheidend für die Trennung seien hin und wieder „Erfahrungen und Erlebnisse in und mit der Kirche“, selbst oder gerade in den Ortsgemeinden. Eine Rolle spielen scheinbar nebensächliche Kritikpunkte. Doch Hinweise auf etwa vernachlässigte Besuchspraxis von Pfarrern, von haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeitern, das Vermissen von persönlichen Kontakten und vor allem von Gemeinschaft in und nach dem Gottesdienst seien genau so ernst zu nehmen wie z. B. ungeschicktes Verhalten von Pfarrern bei Amtshandlungen oder fehlende Klarheit des Zeug-

nisses bei der Verkündigung. Manches Mal ist allerdings auch bei Gutverdienenden die steuerliche Kosten-Nutzen-Rechnung mit im Spiel neben dem Infragestellen überlieferter oder gar falsch oder nicht verstandener kirchlicher bzw. biblischer Traditionen, Institutionen, Ordnungen und Werte.

Es steht daher der Kirche gut an, auf den Sinn moderner religiöser Bewegungen einzugehen. Damit fällt u. a. das Stichwort „New Age“ (Neues Zeitalter). In dieser Bewegung manifestiert sich die Suche auf Antworten, die Menschen in der Kirche nicht zu finden glauben. Ist nun „New Age“ eine Verführung oder eine Lebenshilfe? Die Wurzeln zu dieser Bewegung sind vorab in der Astrologie (= Sterndeuterkunst) zu finden. Man geht dabei von der These aus, daß das Zeitalter des Fisches (= Sternbild), das zwei Jahrtausende währte und alles, was für diese Periode kennzeichnend war — besonders das „Christliche“ — „nunmehr als überholt zu gelten habe. Das jetzt anbrechende neue Zeitalter des Wassermanns bringe vielmehr Harmonie und Einheit mit sich selbst und dem Universum. Alle Religionen sollen daher miteinander vermischt werden (Synkretismus). Der einzelne Mensch hoffe, durch eine Bewußtseinsweiterung hellseherische Kräfte zu erlangen, um die Grenzen der Sinnerkenntnis überspringen zu können. Das New-Age-Denken — so wird behauptet — komme dem Bedürfnis der Menschen nach Ruhe und innerer Erfüllung in unserem technischen Zeitalter entgegen. Die New-Age-Bewegung suche, gerade durch die Themen „Friede“ und „Ökologie“, Menschen für ihren Einheitsgedanken zu werben. Nach kirchlicher Auffassung ist demgegenüber der „wahre Friede“ ohne (den Glauben an) Jesus Christus eine Illusion. Inzwischen hat freilich die New-Age-Bewegung bereits ein ganzes Netzwerk über die Erde gespannt, das vielerlei Strömungen, Religionen, Philosophien erfaßt hat. Z. T. werden auch Psychologie, Medizin und Kunst als Vehikel benutzt wie auch politische Bestrebungen. Selbst östliche Mystik, Astrologie, positives Denken, Geistes-

ler, Psychotechniker und Yoga sind nicht ausgeschlossen. Eine Flut von abergläubisch-esoterischer Literatur überschwemmt den Büchermarkt und hilft den Illustrierten die Seiten zu füllen. Zugegeben: Die Astrologie bemüht sich seit alters her um das Erkennen von gesetzmäßigen Rhythmen im Kosmos wie auch im menschlichen Leben. Selbst der menschliche Wille lasse sich bis zu einem gewissen Grade in diese Gesetze einordnen. Jeder Mensch trage einen unverwechselbaren Code in sich. Seine Lebensaufgabe sei es deshalb, sich so anzunehmen, wie er ist. Dies verurteile ihn nicht zu einem passiven Hinnehmen persönlicher Fehler oder gesellschaftlicher Mißstände. Jeder Mensch solle daher gelassen den ihm von Gott bestimmten Lebensplan annehmen. Doch könne er auch von Gott keine Rechtfertigung für die ihm widerfahrende leidvollen Ereignisse fordern. In diesem Sinne leiste die Astrologie als Lebenshilfe einen Beitrag zur Sinnfindung des Lebens. — Nach Meinung eines Aufbruch-Lesers (1988, Nr. 10, S. 19) steckt hinter New Age „zum Teil Geschäftstüchtigkeit, zum Teil Lebens- und Kulturüberdruß als treibender Motor. So gesehen kann keine Wahrheit und keine wirkliche Bereicherung für die Menschen gewonnen werden. Ich bin sicher, daß am Ende einer gewissen Zeit religiös völlig ausgebrannte Menschen da sein werden. Hoffentlich leistet die Kirche ihnen dann Geborgenheit.“

Zwei Entschließungen der Landessynode vom 15. April 1988. (Im Auszug):

1. Die Entschließung zum Frieden und zur Rüstungsproduktion

„... Die Landessynode begrüßt dankbar die konkreten Schritte der letzten Monate zum Abbau der atomaren Waffen und zur Verminderung der Bedrohung des Friedens. Sie ruft die Gemeinden auf, diese Schritte, in der Hoffnung auf die Ratifizierung des abgeschlossenen Vertrages, mit ihrer Fürbitte zu

begleiten . . . Die Landessynode bittet die EKD, sich bei der Bundesregierung dafür einzusetzen, daß die bestehenden Gesetze über das Verbot der Ausfuhr von Rüstungsgütern in Spannungsgebiete eingehalten werden . . .“

2. Wort an die Gemeinden zu „40 Jahre Staat Israel“

„ . . . Wir sehen, daß die Gründung des Staates Israel für im Lande und besonders in den seit 1967 besetzten Gebieten lebende christliche und moslemische Menschen Ungerechtigkeiten mit sich gebracht hat. Wir spüren auch die Ratlosigkeit der Menschen und Völker im Nahen Osten, die bis heute in Konflikten leben. Die Lösung dieser Konflikte ist nur unter der Voraussetzung der Anerkennung des Rechtes auf staatliche Existenz Israels denkbar. Weitere Schritte sind notwendig und erfordern Toleranz, Gleichberechtigung und Wahrung des Lebensrechtes aller dort lebenden Menschen . . . Zum 40. Jahrestag der Staatsgründung Israels beten wir zu Gott, daß er seinem Volk Israel Frieden gewähre und alle Menschen im Nahen Osten miteinander zum inneren und äußeren Frieden führe.“

Zum Schluß

Wenn sich der Berichtstatter dieses Mal mehr den übergeordneten Themen und weniger den Aktivitäten in den Gemeinden gewidmet hat, so standen ihm mehr die Herausfor-

derungen für die Landeskirche zu Beginn der Neunziger Jahre vor Augen. Da ist es einmal der Bevölkerungsschwund, zum andern das starke Anwachsen alter, hochbetagter und pflegebedürftiger Menschen. Das Schwinden der Familienzusammenhänge, die zunehmende Vereinsamung unter den Menschen, die hohe Erwerbslosigkeit lassen sich feststellen. Die daraus z. T. entstehenden Krisen nehmen zu wie auch die psychosomatischen Leiden und Abhängigkeitskrankheiten. Asylbewerber und Umsiedler drohen zu neuen Randgruppen innerhalb der Gemeinden zu werden. Unter dem Zwang leerer Kassen neigen Stellen zum Rückzug aus der direkten Verantwortung für Hilfsmaßnahmen und erwarten von den Kirchen und Wohlfahrtsverbänden die Einordnung in einen für ganzheitliche Hilfsanliegen oft unzureichend ausgestatteten Aufgabenverbund. Auf Grund ähnlich geschilderter Fakten kommt der im Herbst 1988 der Landessynode vorgelegte Hauptbericht. Er schließt mit den Sätzen:

„ . . . Die Verkündigung des Evangeliums allein kann Bewußtseins- und Wertewandel in unserer Gesellschaft und damit eine Prävention der Leiden bewirken. Grundlage aller Bemühungen muß sein, daß Liebesgebot im Bewußtsein der Gemeinden und der Welt zu vertiefen. In der Annahme der Botschaft Jesu Christi allein liegt die Zukunft der Kirche und ihres diakonischen Dienstes. Nur dort, wo Menschen aus Dankbarkeit dafür, daß sie Halt und Mitte ihres Lebens im Glauben gefunden haben, Christus nachfolgen, kann der Dienst der Liebe weiterhin geschehen.“

Chronik der Katholischen Kirche 1988

Josef Dewald, Karlsruhe

An erster Stelle ist für das zurückliegende Jahr der altersbedingte Wechsel auf dem Stuhl des Freiburger Generalvikars zu notieren. Generalvikar Dr. Robert Schlund ging und als sein Nachfolger kam, berufen von Erzbischof Dr. Oskar Saier, Generalvikar Dr. Otto Bechtold. Schlund ging in den Ruhestand im Alter von 76 Jahren nach über 20jähriger Amtszeit als dienstältester Generalvikar in der Geschichte des Erzbistums Freiburg. Der Wechsel wurde am 30. September vollzogen.

Erzbischof Dr. Oskar Saier sprach bei einer Sondersitzung des Erzbischöflichen Ordinariats Dr. Schlund Dank und Anerkennung aus dafür, daß „er die Verantwortung und die Fülle der Arbeit so lange und so treu getragen hat und es den Erzbischöfen ein großer Trost war, ihn als Generalvikar zu haben“. Schlund war im Jahr 1968 vom 1977 verstorbenen Erzbischof Dr. Hermann Schäufele zum Generalvikar bestellt worden. Zehn Jahre später berief ihn Erzbischof Saier ebenfalls in dieses Amt. Dieser charakterisierte Schlund nun dahingehend, daß ihn die „Sorge um die Seelsorge“ im Innersten beseelt habe. Damit die Priester gute Priester sein konnten und die Laien aufgrund ihrer Taufe und Firmung ihre Sendung in Kirche und Welt wahrnehmen konnten, habe Dr. Schlund von früh morgens bis spät abends die vielen unterschiedlichen Vorgänge der Verwaltung gesehen und getan im Sinne der „cura animarum“.

Zum neuen Generalvikar Dr. Otto Bechtold sagte der Erzbischof, er sei davon überzeugt, daß er die für dieses Amt erforderlichen Eigenschaften besitze und daß er sein großes Vertrauen habe. Dr. Bechtold sei ebenso des Vertrauens der ganzen Diözese würdig. Wörtlich fuhr Dr. Saier fort: „So ersuche ich

Sie alle, meine engsten Mitarbeiter, den ganzen Klerus und alle Laien, mit Herrn Generalvikar Dr. Otto Bechtold in Bereitwilligkeit und Vertrauen zusammenzuarbeiten und ihm die Last seines Amtes zu erleichtern.“ — Dr. Bechtold ist 60 Jahre alt. Geboren wurde er 1928 in Rinschheim bei Buchen. Die Priesterweihe empfing er 1952. Ins Ordinariat kam er 1958, zunächst als Referent für das kirchliche Bauwesen, später zusätzlich als Direktor der Erzbischöflichen Finanzkammer. 1969 wurde Bechtold zum Domkapitular ernannt, 1971 durch Papst Paul VI. zum Ehrenprälaten.

Erzbischof Dr. Oskar Saier konnte im Berichtsjahr sein zehnjähriges Amtsjubiläum begehen: er wurde von Papst Paul VI. am 15. März 1978 zum Erzbischof und Metropoliten von Freiburg ernannt und wenige Wochen später, am 3. Mai, feierlich in sein Amt eingeführt. In einem Interview mit der Bistumszeitung „konradblatt“ zu diesem Jubiläum erklärte Dr. Saier, die Sorge um die Weitergabe des Glaubens, um die Heiligung des Sonntags sowie die Mühe um Ehe und Familie gehörten zu seinen wichtigsten pastoralen Anliegen. Zugleich erinnerte er an einige herausragende Ereignisse in seiner zehnjährigen Amtszeit — den Katholikentag 1978 in Freiburg, die Partnerschaft seit 1986 mit Peru, die Seligsprechung von Schwester Ulrika Nisch 1987 — fügte jedoch hinzu, für ihn sei „der einfache Alltag eines Christen, eines Pfarrers und eines Bischofs das Allerwichtigste“. Große Sorgen bereitet dem Erzbischof der Priestermangel, wie er in dem Interview weiter ausführte. Der Ökumene in Baden bescheinigte er, daß sie gut vorankomme. Er verwies hierbei auf die offenen und wohlwollenden Begegnungen in den Gemeinden zwischen katholischen, evangelischen und ortho-

doxen Christen, auf die Zusammenarbeit im caritativen Bereich und in der Öffentlichkeitsarbeit sowie auf das gute Verhältnis zwischen den Kirchenleitungen in Karlsruhe und Freiburg. Mit seinen Mitbrüdern im bischöflichen Amt von Rottenburg-Stuttgart, Mainz, Limburg und Trier war Erzbischof Dr. Saier im Januar zum „Ad limina-Besuch“ im Vatikan und bei Papst Johannes Paul II. In seinem Grußwort an den Papst wies er angesichts der fortschreitenden Säkularisierung auf die Dringlichkeit einer neuen Evangelisierung hin. Für sehr viele Menschen scheinete Gott im täglichen Leben keine Rolle mehr zu spielen. Es zeigten sich „Tendenzen, die auf eine Auflösung aller Ordnungen hinauslaufen“. Nach Rückkehr von Rom äußerte Dr. Saier gegenüber der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA), in Rom habe es für die deutsche Kirche „sehr viel Lob“ gegeben. Einige Punkte seien freilich auch einer kritischen Würdigung unterzogen worden. Nachdrücklich habe der Papst die Bischöfe ermahnt, alles zu tun, damit die Kirche in der Öffentlichkeit präsent bleibe. Sie müsse Position beziehen, wenn Glauben und Menschenwürde dies verlangten. Große Sorgen bereitete Erzbischof Saier auch der endgültige Bruch des traditionalistischen Alterzbischofs Marcel Lefebvre mit dem Papst und der katholischen Kirche im Juni, zumal er mit unmittelbaren Auswirkungen im Erzbistum verbunden war: Einer der Diakone, die Lefebvre im Juni zu Priestern weihte — zwei Tage vor der Weihe von vier Bischöfen, mit der er sich die Exkommunikation zuzog — stammt aus der Gemeinde Rheinhausen-Niederhausen am Kaiserstuhl. In einem eigenen Hirtenbrief an die betroffenen Gemeinden appellierte der Erzbischof an die Gläubigen, in der Gemeinschaft der einen Kirche zu bleiben, „die in Gemeinschaft mit dem Papst ihre Einheit und Katholizität bewahrt“. In einem allgemeinen Hirtenbrief an alle Katholiken im Erzbistum schrieb Dr. Saier: „Wir bleiben auf dem Weg, den uns der Heilige Geist durch das Zweite Vatikanische Konzil gewiesen hat“. Einer der wichtigsten

neuen Wege sei die Erneuerung der heiligen Liturgie aus den Quellen des Glaubens gewesen. Auch sei der vom Konzil gewiesene Weg der Ökumene weiterzugehen. Die Gläubigen bat der Erzbischof darum, sich so zu verhalten, daß sie niemanden „einen berechtigten Anlaß geben, die volle Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche zu verlassen“. Zum Jahresbeginn gab Erzbischof Saier die traditionellen Empfänge für die Priester und für die Laien. Beim Empfang für die Priester warnte er vor Tendenzen, die Bedeutung des Sonntags durch die „gleitende Arbeitswoche“ zu schmälern. Niemand wolle zwar den Sonntag abschaffen oder vernichten, aber gerade deshalb sei es notwendig, den Wert des Sonntags als „Tag der Orientierung und der Vergewisserung des Lebenssinnes“ bewußt zu machen. Seine Bedeutung könne der Sonntag für Gesellschaft und Staat, für Familie und Kirche nur gewinnen, wenn er grundsätzlich von allen gemeinsam gehalten werde und nicht jeder einen anderen freien Tag erhalte. Beim Empfang für die Laien nannte der Erzbischof als deren wichtigste Aufgabe, das Evangelium „in die schwierige Welt der Politik, des Sozialen und der Wirtschaft, aber auch der Kultur, der Wissenschaften und Künste, des internationalen Lebens und der Massenmedien hineinzutragen“. Er würdigte zugleich das gewachsene öffentliche und vielfältige stille Wirken der Frauen in „unübersehbaren Tätigkeitsfeldern in Kirche und Gesellschaft“. Erstmals hat bei diesem Empfang eine Frau, Helene Freifrau von Heyl, Vorsitzende des Diözesanrates der Katholiken im Erzbistum, Dr. Saier die Glückwünsche der Katholiken sowie des Staates und der Gesellschaft überbracht. Sie verwies hierbei auf die noch immer bestehenden Defizite in der Umsetzung eines Dokuments der katholischen Bischöfe über die Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft aus dem Jahre 1981. Auch wenn die Kirche der Politik bei der Frauenbeteiligung in manchen Punkten voraus sei, hätten Aussagen, daß die Kirche Modell sein solle für das gleichwertige und partnerschaft-

liche Zusammenwirken von Männern und Frauen, bisher noch „kaum die Köpfe und Herzen erreicht“.

In einem gemeinsamen Wort mit — dem im Mai 64jährig verstorbenen — Bischof Dr. Georg Moser von Rottenburg-Stuttgart zur Landtagswahl am 20. März nannte Erzbischof Saier folgende vorrangige politische Aufgaben für die Zukunft: Schutz des menschlichen Lebens im umfassenden Sinn, Umweltschäden soweit nur irgendwie möglich verhindern, Belange des Familienlebens und der Arbeitswelt in Einklang bringen sowie Wert und Bedeutung der politischen Kultur achten.

In einer Würdigung des im Februar vor vierzig Jahren verstorbenen Erzbischofs Dr. Conrad Gröber nannte Dr. Saier diesen einen „großen Kirchenführer“, dessen Vorbild „uns Heutigen kräftige Impulse für unser christliches Leben zu geben vermag“. Unzählige Menschen im Erzbistum wie im Bistum Dresden-Meißen, wo Gröber zunächst Bischof war, hätten diesem „Erzbischof in schwerer Zeit“ viel Gutes zu verdanken. Der wegen seiner anfänglichen Sympathie für den Nationalsozialismus bis heute umstrittene Bischof habe zunehmende Angriffe des Nazi-Regimes gegen sich und die Kirche erdulden müssen, sei aber fest und unerschütterlich geblieben.

Die Weihe des Erzbistums an die Gottesmutter erneuerte Erzbischof Saier zum Abschluß des Marianischen Jahres im August bei einem Gottesdienst im Freiburger Münster. Im gesamten Erzbistum fanden aus diesem Anlaß gut besuchte Gottesdienste statt, namentlich an den zahlreichen Marien-Wallfahrtsorten. Das Marianische Jahr war Pfingsten 1987 von Johannes Paul II. ausgerufen worden.

24 Diakonen spendete Erzbischof Dr. Oskar Saier im Mai die Priesterweihe; neun von ihnen am 14. Mai in Neckargerach und 15 tags darauf im Freiburger Münster. In einem Beitrag zu ihrer Priesterweihe im „konradblatt“ schrieben die jungen Priester: „Nach sieben langen Jahren der Vorbereitung, nach Studie-

ren und Reifen in der Begegnung mit Menschen wagen wir nun den Schritt, als Priester zu leben. Viele Menschen haben uns dazu ermutigt, aber auch angefragt, warum wir gerade diesen sicher nicht leichten Weg gehen wollen, andere haben uns gar belächelt.“ Und weiter: „Priester sein heute heißt für uns: Unterwegs zu sein mit den Menschen, wie Mose mit dem Volk Israel unterwegs war; unterwegs zu sein, wie Jesus mit seinen Jüngern unterwegs war.“ Zu Ständigen Diakonen wurden im November im Erzbistum zehn Männer geweiht.

Als neue Pastoralreferenten wurden 1988 im Erzbistum elf Frauen und Männer beauftragt. Ihre Aussendung erfolgte im Rahmen einer Eucharistiefeier in Kehl. Hierbei erklärten sie feierlich: „Wir sind bereit, unser Leben an Gottes Wort und seiner Entfaltung in der Lehre der Kirche auszurichten und die Frohe Botschaft zu verkünden. Wir wollen für die Menschen dasein, das Leben mit ihnen teilen und Gottes Liebe spürbar werden lassen.“ — Das Seminar für Gemeindepastoral und Religionspädagogik haben 14 Frauen und ein Mann im Berichtsjahr abgeschlossen. Sie absolvieren nun ein sogenanntes Berufseinführungsjahr und erhalten 1989 ihre Beauftragung im Rahmen einer eigenen Aussendungsfeier.

Erstmals nach über 200 Jahren fand in St. Blasien wieder eine Priesterweihe statt. Erzbischof Saier weihte dort im Dom im Oktober vier junge Jesuiten zu Priestern, darunter Erich Schimpf aus Niederschopfheim.

Schwerpunkt-Themen der Jahrespressekonferenz von Erzbischof Dr. Saier Ende Oktober in Freiburg waren der 50. Jahrestag der NS-November-Pogrome im Jahr 1938 und Hilfen für die deutschstämmigen Aussiedler aus dem Osten. Zugleich stellte der Erzbischof der Presse seinen neuen Generalvikar Dr. Otto Bechtold vor.

Einen weiteren wichtigen Termin für Dr. Saier gab es schließlich noch Anfang Dezember: Er gehörte zur Delegation der Deutschen Bischofskonferenz, die für mehrere Tage Kuba

besuchte auf Einladung der dortigen Bischofskonferenz.

Die im Jahr 1986 feierlich vereinbarte Partnerschaft zwischen dem Erzbistum Freiburg und der katholischen Kirche in Peru konnte im vergangenen Jahr weiter verlebendigt und vertieft werden, nicht zuletzt durch wechselseitige Besuche und engere Kontakte zwischen Gemeinden hier und drüben. Ende 1987 weilte der peruanische Bischof und Generalsekretär der Bischofskonferenz seines Landes, Augusto Vargas Alzamora SJ, für einige Tage im Erzbistum. Er besuchte Pfarrgemeinden und Peru-Arbeitskreise in Gottenheim, Freiburg, Offenburg, Mannheim und Heidelberg. Bei allen diesen Begegnungen unterstrich er die Bedeutung der Partnerschaft. Es gehe in erster Linie um einen geistlichen Austausch. Pfarrgemeinden hier, die eine Partnerschaft auf lokaler Ebene anstreben, müßten nicht mit dem Vorsatz kommen, die finanziellen Probleme der Partnergemeinde in Peru zu lösen. Wichtiger sei es, die Sorgen und Anliegen des anderen insgesamt kennenzulernen.

Dem Bischof folgte im Frühjahr eine Gruppe von fünf Vertretern der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung Perus unter Leitung ihres Nationalpräsidenten Eusebio Ramón Peralta Maldonado. Gastgeber war als Partnerorganisation die KAB des Erzbistums. Die Reiseroute der Gäste führte vom badischen Frankenland bis an den Hochrhein. Stationen waren unter anderen Billigheim und Mannheim. Auch Erzbischof Dr. Oskar Saier hat die KAB-Abordnung aus Peru empfangen. Die KAB besteht erst seit 1966 in dem Andenstaat. Auch bei diesem Besuch wurde deutlich, daß die Partnerschaft mehr zu sein hat als bloße materielle Hilfe und „mehr als nur eine Umarmung“. Für die KAB dort wie hier sei es wichtig, das öffentliche Bewußtsein zu schärfen für die wirtschaftlichen und sozialen Abhängigkeiten zwischen den Industrieländern und der Dritten Welt.

Zu einem dreiwöchigen Gegenbesuch war der für die Partnerschaft im Erzbischöflichen

Ordinariat zuständige Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann im Mai/Juni in Peru. Er berichtete darüber in der Bistumszeitung „konradsblatt“: „Überall sind die Begegnungen zu einem Fest geraten, auch wenn außer dem Besuch aus Freiburg nichts zu feiern war. Die Fähigkeit, sich zu freuen und der Freude in Musik, Tanz und Spiel lebendigen Ausdruck zu verleihen, haben sich die Menschen in Peru in einer ganz erstaunlichen Weise bewahrt — trotz aller Armut und der fast aussichtslos scheinenden wirtschaftlichen Situation und trotz der Angst, die allgegenwärtige Terrorgruppen überall zu verbreiten suchen.“ Dr. Zwingmann besuchte auch die Pfarrei, in der seit Herbst 1986 Pfarrer Wilfried Woitschek aus Dossenheim tätig ist. In einer Filialgemeinde dieser Pfarrei wurde in seinem Beisein der Grundstein gelegt für ein Bildungshaus für Bergbauern. In einer anderen Pfarrei wurde ihm von Jugendlichen ein kleines Salzgefäß geschenkt, damit er immer daran denken soll, daß die Jugendlichen sich vorgenommen haben, Salz der Erde zu sein.

Die Pfingstkollekte 1988 war für die Kirche in Peru bestimmt. In seinem diesbezüglichen Aufruf erinnerte Erzbischof Dr. Oskar Saier daran, daß Lateinamerika und damit auch Peru am 12. Oktober 1984 eine neun Jahre währende intensive Vorbereitungszeit auf die 500-Jahr-Feier des Anfangs des Christentums begonnen hat. Papst Johannes Paul II. habe die Bischöfe, Priester und Laien des ganzen Subkontinents aufgerufen, aus diesem Anlaß um eine umfassende Neuevangelisierung bemüht zu sein. Bei dem für uns unvorstellbaren Priestermangel — es gibt in Peru Pfarreien, in denen auf 50 000 Gläubige ein Priester kommt — werde eine Neuevangelisierung nur möglich sein, wenn die Laien die Sendung begreifen, die sie in Taufe und Firmung erhalten haben. Mit der Pfingstkollekte, so der Erzbischof weiter, wolle das Erzbistum die große Aufgabe der neuen Evangelisierung in Peru auch nach der materiellen Seite hin mitzutragen versuchen.

Die Zahl der partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Pfarreien, Verbänden und Institutionen ist inzwischen auf über 60 angewachsen. Immer noch gibt es aber einen Überhang an Anfragen aus Peru nach Partnerpfarreien im Erzbistum. Eine der jüngsten Partnerschaften wurde von der Heimschule Lender in Sasbach mit einer Indio-Schule von Dominikanerinnen in San Jose de Koribeni geknüpft. Mit Unterstützung von Sasbach soll diese Schule weiter ausgebaut werden. Außerdem soll die Partnerschaft die Schüler der Heimschule „immer wieder motivieren, sich mit den Problemen der Menschen in Peru auseinanderzusetzen“, und sie soll zu solidarischem Handeln anregen.

Bei seinem Besuch im August im Erzbistum besuchte Bischof Lorenz Leon die Heimschule in Sasbach. Er dankte dort wie an mehreren anderen Orten zwischen Konstanz und Mannheim, die er besuchte, für die freundschaftlichen Kontakte zu seinem Land und für die vielen finanziellen Hilfen, namentlich auch für die Pfingstkollekte 88.

Schließlich besuchte im September auch der neue Vorsitzende der Peruanischen Bischofskonferenz, Bischof Ricardo Durand Florez, das Erzbistum. Er erörterte die schwierige politische und wirtschaftliche Situation seines Landes mit Erzbischof Dr. Oskar Saier und Domkapitular Dr. Wolfgang Zwingmann. Er bat dringend um Hilfe für seine Landsleute, da ihre Not unendlich groß sei. In einem Interview zur Partnerschaft der Kirche seines Landes mit dem Erzbistum Freiburg befragt, betonte Florez freilich auch: „Vor allem kommt es darauf an, daß unsere geschwisterliche Beziehung im Geistlichen gründet und zu einem Austausch unserer christlichen Erfahrung wird.“

Pater Franziskus Heereman von Zuydtwyck (42) wurde von Erzbischof Saier bei einem feierlichen Pontifikalamt zum neuen Abt der Neuburger Benediktiner-Abtei St. Bartholomäus in Heidelberg geweiht. Den aus Hannover stammenden früheren Trappisten-Pater hatten die Heidelberger Benediktiner

schon 1986 zum Nachfolger ihres verstorbenen Abtes Maurus Berve gewählt. — Zum Domkapitular ernannt wurde der bisherige Ordinariatsrat Dr. Bernd Uhl (41). Er leitet im Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg die Abteilung Caritas und ist für den gesamten Medien-Bereich zuständig im Erzbistum. — Der Mannheimer Pfarrer und Stadtdekan Horst Schroff(53) wurde zum Ehrendekan an der Metropolitankirche in Freiburg ernannt. — Kapuzinerpater Viktrizius Veith(53) aus Neusatz bei Bühl ist in Rom von den 145 Kapitularen der ganzen Welt seines Ordens zum Generalvikar und damit zum Stellvertreter des Kapuziner-Generalministers Flavio Roberto Carraro gewählt worden.

75 Jahre alt wurden Domkapitular i. R. Prälat Julius Schäuble und Ehrendomkapitular Prälat Dr. Albert Füssinger. 70 Jahre alt wurden der am Kaiserstuhl gebürtige Religionsphilosoph Prof. Dr. Eugen Biser (München) und der Freiburger Kirchenhistoriker Prof. Dr. Remigius Bäumer. 65 Jahre alt wurde der Freiburger Dogmatiker, bisheriger Ehrendomkapitular und nunmehriger Ehrendomherr Prof. Dr. Helmut Riedlinger.

Verstorben ist Spiritual i. R. Prälat Dr. Rudolf Herrmann, St. Peter. Von 1949 bis 1985 gab er am diözesanen Priesterseminar in St. Peter mehreren Priestergenerationen die geistliche Prägung. Zu gedenken war des 100. Geburtstages von Otto Karrer. Der 1976 verstorbene Theologe stammte aus Ballrechten/Südbaden und war einer der Pioniere der Ökumene. Zu gedenken war ebenfalls des 75. Todestages von Prälat Franz Xaver Lender. Der Priester, Politiker und Pädagoge starb 83jährig im Jahre 1913 in Sasbach, wo er die heute noch bestehende Heimschule ins Leben gerufen hat.

Dr. Bruno Schwalbach (Bruchsal) ist von Papst Johannes Paul II. zum Ritter des Gregoriusordens ernannt worden für seine Verdienste um die Katholische Akademikerarbeit. — Zu Rittern des Silvesterordens ernannte der Papst Landgerichts-Vizepräsident Vinzens Schmidt (Breisach), Mitglied im

Vorstand des Diözesanrates, und den SWF-Fernsehredakteur Ulrich Stockmann (Baden-Baden). — Den päpstlichen Orden pro Ecclesia et Pontifice erhielt Ingeborg Haag, Diözesanvorsitzende des Katholischen Frauenbundes im Erzbistum. — Die päpstliche Verdienstmedaille Benemerenti erhielten Sophie Heitlinger (Eppingen-Rohrbach), Maria Melcher (Karlsruhe) und Maria Moosbrugger (Freiburg).

Mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande wurden durch Bundespräsident von Weizsäcker ausgezeichnet: Chefarzt Dr. Josef Bau vom Offenburger St. Josefs-Krankenhaus, Gymnasialprofessor Geistlicher Rat Hans Eichhorn (Ettingen), Geistlicher Rat Prof. Pius Enderle (Freiburg), Pfarrer Dr. Hermann König (Freiburg), Schwester Katharina Labouré (Sigmaringen) sowie Badenia-Direktor und „konradsblatt“-Verleger Dr. Helmut Walter (Karlsruhe/Schonach).

Das Ehrenzeichen in Gold des Deutschen Caritasverbandes erhielten Fritz Baier (Mosbach), Alois Schätzle (Waldkirch-Kollnau) und Schwester Tertuliana (Lauda-Königshofen).

Krankheitshalber vorzeitig in den Ruhestand verabschiedet wurde der Direktor des diözesanen Bildungswerkes, Burkhard Gollnick. Er hatte die Leitung des Bildungswerkes 1971 von Prälat Dr. Alois Stiefvater übernommen. Seine großen Verdienste um die breit angelegte Bildungsarbeit im Erzbistum wurde mit dem päpstlichen Ehrenkreuz Pro Ecclesia et Pontifice gewürdigt. Sein Nachfolger wurde Dr. Hermann Josef Heinz(42), bis dahin zwölf Jahre im Dienst des Bistums Limburg. Gestorben ist im Alter von 65 Jahren Prof. Dr. Richard Bellm, Vorsitzender der Gemeinschaft christlicher Künstler im Erzbistum.

25 Jahre alt wurde der Verein Caritas-Kinderhilfe Bethlehem, dem das Erzbistum und einige diözesane katholische Verbände angehören. Dessen maßgebliche Aufgabe ist es,

das Caritas-Baby-Hospital in Bethlehem/Israel finanziell ausreichend zu unterstützen. — 20 Jahre alt wurde der „Theologische Kurs“ des Freiburger Instituts für Pastorale Bildung. Es veranstaltete bisher 26 solcher Kurse mit über 2000 Teilnehmern.

Wie die Bischöfe Baden-Württembergs haben auch die beiden Diözesanräte von Rottenburg-Stuttgart und Freiburg eine gemeinsame Erklärung zur Landtagswahl am 20. März veröffentlicht. Sie traten darin ebenso für den Schutz des Lebens wie für den Schutz des Sonntags ein. Alle Parteien wurden zugleich zu einem fairen Wahlkampf aufgefordert. An die Wähler appellierten die Laiengremien, sich eine eigene politische Meinung zu bilden und von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Schwerpunktthemen der Frühjahrsvollversammlung des Freiburger Diözesanrates in Freiburg waren: Neue religiöse Bewegungen, Evangelisierung, Arbeit in den Pfarrverbandsgebieten sowie der konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. In einem Positionspapier zur Lage der Landwirtschaft erklärte der Diözesanrat im Mai, das von der EG-Agrarpolitik geförderte mechanistische Denken des Wachsens oder Weichens in der Landwirtschaft müsse abgelöst werden durch eine Politik, die der Umweltverträglichkeit und der Qualität der Produktion im Interesse von Mensch und Natur Vorrang einräume. Im Mittelpunkt der Herbstvollversammlung stand die neue Sozialzyklika des Papstes „Sollicitudo rei socialis“. Sie wurde von Prof. Dr. Lothar Roos (Bonn) vorgestellt und in Arbeitskreisen unter dem Aspekt diskutiert, wie ihre Überlegungen, Anregungen und Forderungen im Erzbistum umgesetzt werden können.

Der Priesterrat des Erzbistums wurde am 4. Oktober neu konstituiert. Ihm gehören Priester aus allen Regionen des Erzbistums an. Als Beratungsorgan des Erzbischofs hat sich der Priesterrat vor allem mit Fragen zu befassen, die aufgrund ihrer Bedeutung und

ihrer praktischen Auswirkungen eines ebenso umfassenden wie einfühlsamen Abwägens bedürfen. In der Schlußsitzung des vorausgegangenen Priesterrates im April in Freiburg dankte Erzbischof Dr. Oskar Saier allen Mitgliedern für die große Offenheit und das gegenseitige Vertrauen bei allen Beratungen in den vergangenen fünf Jahren.

Auch der Diözesanpastoralrat wurde für eine weitere fünfjährige Amtszeit neu konstituiert. Auf der letzten Sitzung des vorausgegangenen Pastoralrates im Juni in Freiburg waren sich alle Mitglieder — Priester, Ordensleute und Laien — darin einig, daß vor allem die Beratungen zum Thema „Evangelisierung“ eine konstruktive Perspektive für eine positive Bewältigung der vielfältigen aktuellen Probleme ermöglicht hätten.

Die Konferenz der neun diözesanen Regionalstellen hat sich bei ihren regelmäßigen Sitzungen mit vielen pastoralen Aufgaben und ihrer Verwirklichung in Region, Dekanat und Gemeinde beschäftigt. Ein Schwerpunkt war die Familienpastoral, ein anderer die Einrichtung von Pfarrverbänden. Auch der konziliare Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung stand auf ihrer Tagesordnung im Berichtsjahr. Des weiteren das Thema „Frau und Kirche“.

Zu den besonders erwähnenswerten Geschehnissen im Berichtsjahr im Erzbistum gehört der Diözesan-Caritag im September in Heidelberg. Er war der erste wieder seit mehr als 25 Jahren. Nicht nur hauptamtliche Mitarbeiter der Caritas trafen sich bei dieser Gelegenheit, sondern auch zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiter aus Besuchsdienstgruppen, Sozialausschüssen und Helferkreisen. Der Tag stand unter dem Leitwort „Caritas — Helfer und Anwalt“. In über zwanzig Zelten stellten sich die dem Caritasverband angeschlossenen Fachverbände vor, wie: Malteser-Hilfsdienst, die Arbeitsgemeinschaft für Gefährdetenhilfe und Jugendschutz, die Sozialdienste katholischer Frauen und Männer. Ebenso informierten die Arbeitsgemeinschaf-

ten der Kindergärten, Altenheime und Sozialstationen über ihre Arbeit. Auch wurde in Ausstellungen und mit Aktionen für die Beratungsangebote des Verbandes geworben. Und neben der werbewirksamen Darstellung der gesamten Caritasarbeit wurde in vier Foren über die Themenbereiche „Flüchtlinge“, „Beratung und Begleitung“, „Kranke und alte Menschen“ sowie „Zukunftsperspektiven des Caritasverbandes“ diskutiert. Hierbei sorgte die Aussage einer Ordensfrau für Aufregung, daß man infolge der Mißstände bei den zu geringen Personalstellen in den Pflegeberufen bald von einer „schleichenden Euthanasie“ sprechen könne. An die Pfarreien erging die Bitte, durch Besuchsdienste Bedürftigen beizustehen, soweit das hauptberufliche Personal aus Zeitgründen dazu nicht in der Lage ist. Der Vorsitzende des Diözesan-Caritasverbandes, Weihbischof Wolfgang Kirchgässner, rief die 700 Teilnehmer des Caritages auf, Anwälte der Schwachen in der Gesellschaft zu sein. Es gebe für sie kein Anlaß, sich selbstzufrieden auf die eigenen Schultern zu klopfen.

Mit 1200 Teilnehmern unerwartet großes Interesse fand auch ein diözesaner Religionslehrertag ebenfalls im September in Freiburg, organisiert vom Erzbischöflichen Schulreferat. Erzbischof Dr. Oskar Saier bekundete seinen Respekt vor den Lehrerinnen und Lehrern, „die Tag für Tag vor den Schülern stehen und dort einen wichtigen Dienst der Kirche für die Jugend wahrnehmen“. Der Bonner Religionspädagoge Gottfried Bitter räumte ein, daß eine vollständige Glaubensunterweisung heute vielfach nicht mehr zu leisten sei, weil zu viele Schüler dem christlichen Glauben fernstehen. Seine Ausführungen diskutierten die Lehrer in nach Dekanaten eingeteilten Arbeitskreisen. Ein zweiter Religionslehrertag für Nordbaden fand im November in Mannheim statt. Er war ebenfalls sehr gut besucht.

Das diözesane Kolpingwerk, größter Mitgliederverband im Erzbistum, feierte im Mai

auf dem Gelände der Landesgartenschau in Ettlingen einen Familientag mit mehreren tausend Teilnehmern. Am Morgen fand ein Gottesdienst mit Weihbischof Kirchgässner statt, anschließend sprachen der Stuttgarter Umweltminister und frühere Ettlinger Oberbürgermeister Erwin Vetter und Kolping-Landesvorsitzender Alois Schätzle und am Nachmittag gab es viele Spielmöglichkeiten für klein und groß. Der Weihbischof forderte vom Kolpingwerk einen christlichen Beitrag zu Themen wie Friede, Abrüstung und Arbeitslosigkeit, der Umweltminister beschwor die Treue zur Kirche und die christliche Verantwortung bei der Lösung der Gegenwartsfragen, und Landesvorsitzender Schätzle nannte für die Kolpingsfamilien drei Bewährungsfelder: die katholische Soziallehre weitertragen, Ehe und Familie stärken und in Solidarität mit den Entwicklungsländern weltweit die soziale Gerechtigkeit fördern.

Ein Jugendfest, ebenfalls mit mehreren tausend Teilnehmern, feierte der Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) mit seinen Mitgliedsverbänden im Juni in Freiburg. Mit den Jugendlichen feierte Weihbischof Dr. Paul Wehrle einen festlichen Gottesdienst. Er sagte mit Verweis auf das Leitwort des Festes „Sag nicht: ich bin zu jung — Pophetie der Jugend“ Bedingung für pophetisches Wirken sei es, sich ganz und gar Gott auszuliefern. In über 40 Gesprächskreisen ging es um Bibelarbeit ebenso wie um Naturkosmetik, um „Maria heute“ ebenso wie um Marionettentheater in der Gruppenstunde. Und alle, die dabei waren, fanden die drei Tage in Freiburg „ganz toll“. Freilich gab es auch Kritik auf diesem Treffen zu hören: Jugendliche sprachen von manchem Hindernis, das sich ihnen in den Pfarreien in den Weg stellt, wenn sie die Botschaft Jesu in die Tat umsetzen wollen.

Einen Führungswechsel gab es bei der Diözesanversammlung des BDKJ im April in Rastatt. Zur neuen Diözesanvorsitzenden wurde Elisabeth Groß aus Bad Säckingen gewählt und zum neuen Diözesanvorsitzenden Peter

Wawrik aus Paderborn (dieser hat jedoch einige Wochen später seinen Verzicht auf dieses Amt erklärt). Die bisherige Diözesanvorsitzende Andrea Schwarz wie der bisherige Diözesanvorsitzende Andreas Ochs hatten nicht wieder kandidiert. Das Amt des Geistlichen BDKJ-Leiters blieb, wie seit zehn Jahren schon, weiter vakant, da kein Priester zur Kandidatur bereit war.

Von der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung (KAB) ist für das Berichtsjahr festzuhalten, daß sie mit großem Erfolg eine Unterschriften-Aktion zur Erhaltung des arbeitsfreien Sonntags durchführte. Sie konnte Listen mit über 100 000 Unterschriften Bundesarbeitsminister Dr. Norbert Blüm in Bonn überreichen. Dieser sicherte hierbei der KAB zu, daß er in Sachen Sonntagsarbeit „voll auf ihrer Seite“ stehe. — Bei einem gemeinsamen Seminar von Funktionären des Deutschen Gewerkschaftsbundes und führenden Mitgliedern der KAB wurde beiderseits die Bereitschaft bekundet, künftig mehr zusammenzuarbeiten. Konkurrenzdenken, Mißtrauen und Berührungängste sollen auf allen Ebenen mehr und mehr überwunden werden.

Die Katholische Landvolkbewegung hat sich auf ihrer Diözesankonferenz 1988 darüber Gedanken gemacht, wie sie in einer gewandelten Situation ihre Ziele und Aufgaben neu zu bestimmen hat. Sie sprach sich dafür aus, „die Form der kleinen Gruppe“ als notwendiges Element eines Verbandes anzuerkennen, weil man so am ehesten der Suche heutiger Menschen nach Beheimatung entsprechen könne. Landvolkpfarrer Werner Kohler appellierte an die Konferenz und an das Landvolk insgesamt, keine Angst vor neuen Schritten zu haben. Die entscheidende Frage für die Landvolkbewegung sei: „Was gewinnen Menschen durch und mit uns?“ Bisher hat das Landvolk mehr auf Fortbildung und überörtliche Treffen gesetzt.

Die diözesane Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung Pax Christi hat sich auf ihrer Mitgliederversammlung in Offenburg dafür ausgesprochen, künftig die

Kooperation zwischen Pfarrgemeinden und den örtlichen Pax-Christi-Gruppen zu verstärken. Eine Hauptaufgabe sieht sie gegenwärtig darin, den begonnenen konziliaren Prozeß für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung nach Kräften zu fördern, wie er in den beiden ökumenischen Foren im Frühjahr in Königstein und im Herbst in Stuttgart einen sichtbaren Ausdruck gefunden hat. Entsprechend war auch das traditionelle Treffen am Bühler Friedenskreuz auf Einladung von Pax Christi 1988 ökumenisch ausgerichtet und den Themen Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung gewidmet. Hildegard Hübner, Delegierte aus dem Erzbistum bei den genannten zwei Foren und Pax-Christi-Mitglied, berichtete bei der Mitgliederversammlung wie im Juni am Bühler Friedenskreuz über den Fortgang und die Fragestellungen des konziliaren Prozesses. Ebenso hat sie auf drei Informationsveranstaltungen in Rastatt, Singen und Tauberbischofsheim auf Einladung des Diözesanrates und der Abteilung Gemeindepastoral und regionale Seelsorge des Erzbischöflichen Seelsorgeamtes auf die Bedeutung und die Chance dieses Prozesses aufmerksam gemacht. In einem „konradblatt“-Interview äußerte sie, ihre Hoffnung sei, daß die katholische Kirche ihre aktive Mitarbeit in Königstein und Stuttgart beim europäischen Forum 1989 in Basel und beim geplanten Weltforum 1990 überzeugend fortsetze.

Bei der diözesanen Vertreterversammlung des Altenwerks im April in Rastatt stellte Prälat Berthold Dietrich, Vorsitzender des Altenwerks, die kirchliche Altenarbeit in den Zusammenhang mit dem vom Konzil neu formulierten „Weltauftrag der Laien“. Den inzwischen 780 pfarrlichen Altenwerken im Erzbistum bescheinigte er, sie legten für ihre Arbeit durchweg Programme vor mit Niveau. Altengottesdienste und Altennachmittage, Vortragsveranstaltungen und Wallfahrten, Nachbarschaftshilfe und Besuchsdienste gehören zum festen Bestandteil der meisten örtlichen Altenwerke. Im September befaßte sich

eine Tagung in Freiburg mit dem Thema „Altenarbeit vor neuen Aufgaben“.

Auch im Erzbistum nimmt die Zahl örtlicher Gruppen von religiösen Gemeinschaften und Bewegungen weiter zu. Im Februar trafen sich beispielsweise 17 basisgemeindliche Gruppen in Freiburg. Die Zusammenkunft machte ein breites Spektrum der teilnehmenden Gruppen deutlich: angefangen von solchen, die sich nur ab und zu treffen, bis zu solchen, die nach einer intensiveren Lebensgemeinschaft suchen, von Gruppen mit einer ausgeprägt politischen Zielsetzung bis zu solchen mit starker spiritueller Orientierung. Bei den Gesprächen wurde deutlich, daß bei der Verwendung des Begriffs „Basisgemeinden“ Zurückhaltung geboten sei, weil das, was sich hierzulande an basisgemeindlichen Aufbrüchen zeige, kaum vergleichbar sei mit den Basisgemeinden in Lateinamerika.

Bei der Mitgliederversammlung der 88 Sozialstationen im Erzbistum im Mai in Freiburg konnte mit Genugtuung festgestellt werden, daß sie alle den ständig steigenden Anforderungen gewachsen und in einem guten wirtschaftlichen Zustand sind. In den diözesanen Sozialstationen, die dem Diözesan-Caritasverband angeschlossen sind, arbeiten über 900 Frauen und Männer in der Kranken- und Altenpflege und etwa 200 in der Haus- und Familienpflege.

Nicht unerwähnt darf in dieser „Chronik 88“ die zentrale Aussendungsfeier für die ganze Diözese der Sternsinger Anfang Januar in Freiburg bleiben. 2500 Sternsinger, eine Anzahl, mit der die Organisatoren niemals gerechnet hatten, kamen in der Bischofsstadt zusammen. Könige und Sternträger in ihren bunten Gewändern füllten das Münster bis zum letzten Platz. Weihbischof Dr. Paul Wehrle rief das „königliche Volk“ in seiner Predigt bei der Aussendungsfeier dazu auf, „Boten Jesu zu werden“. Sie sollten sich nicht davon abbringen lassen, die Frohe Botschaft in die Häuser zu tragen. Der Ertrag der Sternsinger-Aktion 88 ist wieder ein bundesweites Rekordergebnis: 2 618 975,51 DM ha-

ben die als Heilige Drei Könige gewandeten Kinder und Jugendliche in 823 Pfarreien erlungen. Diese stolze Summe liegt nochmals um 100 000 DM über dem Ergebnis des Vorjahres.

Auf ihr 15jähriges Bestehen konnte am 6. Juli 1988 die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in Baden-Württemberg zurückblicken, die vom Erzbistum Freiburg maßgeblich mitgetragen und mitgeprägt wird. Sie wurde seinerzeit in der Katholischen Akademie in Freiburg konstituiert. Ihr gehören 14 Kirchen und kirchenähnliche Gemeinschaften an. Wie Pfarrer Bernhard Lang, Stuttgart, ACK-Pressesprecher, in einem Beitrag zu dem Jubiläum schrieb, setzte die ACK „von Anfang an auf solide und beharrliche Arbeit“. Als Beispiel nannte er das in Baden-Württemberg entwickelte ökumenische Hausgebet, das zweimal im Jahr stattfindet und überaus erfolgreich bei den Gemeinden aufgenommen wird. — Der Ökumenische Presseclub Baden-Württemberg (ÖPC) konnte im Juni in Karlsruhe sein zehnjähriges Bestehen feiern. In ihm sind über 70 Damen und Herren zusammengeschlossen, die journalistisch bei kirchlichen Presseorganen oder Pressestellen arbeiten beziehungsweise im Rundfunk oder bei Tageszeitungen für kirchliche Themen zuständig sind. Bei der ÖPC-Jubiläumsfeier hielt Prof. Dr. Eugen Biser, München, einen vielbeachteten Vortrag über „Die Medien als Herausforderung der gegenwärtigen und künftigen Menschheit“.

Ein ökumenischer Gottesdienst fand zu Beginn der Ferien- und Urlaubssaison im Juli in der Autobahnkirche bei Baden-Baden statt. Zu ihm hatte die Evangelisch-katholische Aktionsgemeinschaft für Verkehrssicherheit in Baden-Württemberg unter dem Motto „Urlaub hin und zurück“ eingeladen. — Für den 9. November, den 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht“, hatte die ACK die christlichen Gemeinden zu ökumenischen Buß- und Gebetsgottesdiensten aufgefordert — mit vielfältigem positivem Echo. In jener Nacht vor 50 Jahren wurden Synagogen und jüdische

Friedhöfe geschändet und zerstört sowie jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert. Juden wurden mißhandelt.

Mitte Dezember 1987 wurde von der diözesanen Kirchensteuervertretung in Freiburg der Diözesanhaushalt 1988/89 beraten und verabschiedet. Das veranschlagte Haushaltsvolumen für die kommenden beiden Jahre beläuft sich auf 549 beziehungsweise 552 Millionen Mark. Gegenüber 1987 sind dies etwa zehn Millionen weniger, bedingt durch die Bonner Steuerreform. Für 1990 geht das Erzbistum sogar von einem Minderungsbetrag in Höhe von 50 bis 60 Millionen Mark aus. Domkapitular Dr. Otto Bechtold erklärte vor der Kirchensteuervertretung, trotz dringend notwendiger Sparmaßnahmen werde auch in Zukunft ein „Spielraum für neue Aufgaben“ erhalten bleiben. Im Hinblick auf den Abschluß der Steuerreform im Jahr 1990 und die damit verbundenen Mindereinnahmen für die Diözese sei aber schon jetzt jede Ausgabe noch kritischer als bisher auf ihre Notwendigkeit zu prüfen. Gegebenenfalls müsse auch von „mancher lieb gewordenen Gewohnheit Abschied genommen“ werden, um neuen Anforderungen entsprechen zu können. So müßten im Investitionsbereich spürbare Einschränkungen hingenommen werden, und neue Stellen könnten künftig nur noch bei wirklichen Einsparungen finanziert werden. Der Anteil der Personalkosten am Gesamthaushalt wird im Jahr 1989 die äußerst zulässige Grenze von 70 Prozent erreichen. Eine Neuerung im diözesanen Finanzierungssystem gibt es mit dem Haushalt 1988/89 im Bereich „Caritas und Soziales“. Um den Orts- beziehungsweise den Bezirks-Caritasverbänden eine größere Beweglichkeit zu ermöglichen, wird das Geld dem Diözesan-Caritasverband künftig nicht mehr fachspezifisch, sondern pauschal zur Weiterleitung zugewiesen, so daß vor Ort ohne bürokratische Hemmnisse auf die konkreten Notlagen eingegangen werden kann. Zudem werden die sozialpsychiatrischen Dienste ausgebaut. Neue Schwerpunkte prägen auch den Etatpo-

sten „Bauwesen“. Während im Nachtragshaushalt 1987 noch zehn Millionen Mark für Kirchenneubauten ausgewiesen werden konnten, sind für Kirchenneubauten im neuen Doppelhaushalt keine Mittel mehr vorgesehen. Einen ständig wachsenden Finanzbedarf erfordert demgegenüber die Erhaltung bestehender Gebäude. Nicht zuletzt das Freiburger Münster wird mit Sonderbaumaßnahmen gefördert werden müssen. Für die Restaurierung von Kirchen mit hohem Denkmalswert sind für 1988/89 rund sieben Mil-

lionen Mark vorgesehen. Vom Gesamthaushalt werden den Kichengemeinden der Diözese 45 Prozent zugewiesen, zehn Prozent davon kommen in einen Ausgleichsstock.

Im Rahmen der weltkirchlichen Aufgaben wird das Erzbistum für die Partnerschaft mit der Kirche in Peru jährlich 300 000 Mark zur Verfügung stellen. Aus dem Nachtragshaushalt 1987 konnte zudem ein Sonderfond in Höhe von fünf Millionen Mark gebildet werden, der zur Behebung von Not in Peru zur Verfügung steht.

Heimatliteratur zwischen Provinz und hohem Anspruch

Ausstellung zur Geschichte des Hebel-Preises im Oberrheinischen Dichtermuseum Karlsruhe

Es gelte, „den Preis sichtbar zu machen“, so erklärte die langjährige Leiterin des Oberrheinischen Dichtermuseums, Beatrice Steiner, die Absicht der Wanderausstellung zur über 50jährigen Geschichte des Johann-Peter-Hebel-Preises, die in den Räumen des Museums eröffnet wurde und dort bis zum 29. Januar 1989 zu sehen sein wird. Es ist dies die letzte größere Präsentation, die Frau Steiner in ihrer langen, verdienstvollen Amtszeit vorstellen konnte, und entsprechend herzlich fiel die Eröffnungsfeier aus.

Der Minister für Wissenschaft und Kunst, Helmut Engler, der die Preis-Rückschau in Auftrag gegeben und gefördert hat, wies in seiner Ansprache auf die Bedeutung des vom Lande Baden-Württemberg vergebenen Hebelpreises hin, der aufgrund seiner Anfänge im Dienste der NS-Ideologie (seit 1936) nach Englers Worten durchaus „nicht ohne“ ist. Tatsächlich spiegelt der Preis in seinen wechselnden Akzentuierungen den bemerkenswerten Wandel, den die deutsche Literatur, ihre Funktion und Wirkung, aber auch ihre Bewertung und ihr Anspruch im vergangenen halben Jahrhundert durchlaufen haben — auch und gerade vor dem Hintergrund des Traditionsbruches im Jahre 1945.

Die Widersprüche in der Geschichte des Preises haben mit den Unschärfen im Profil des Dichters zu tun, in dessen Namen er vergeben wird. So jedenfalls erklärte in seinem Einführungsreferat Manfred Bosch, der die Ausstellung und vor allem den vorzüglichen Katalog (373 Seiten, 30 Mark) erarbeitet hat. Hebels Oeuvre sei geprägt von der „Versöhnung des Disparaten“. Aber gerade die Unverbindlichkeit dieses Dichters habe ihn, zusammen mit seinem ausgeprägten Heimatsinn, besonders tauglich gemacht für den Plan der Nazikulturpolitik, die besondere Situation im alemannischen Dreiländereck in ihrem Sinne zu beeinflussen oder gar zu verändern. „Im Hebelpreis hat der germanische Wolf Kreide gefressen“ — so charakterisierte Bosch die Hintergedanken bei der Stiftung dieser Auszeichnung, die doch aber auch als eine „Maginotlinie des deutschen Geistes“ im Rahmen der nationalsozialistischen Grenzlandpo-

litik die Annexionsgelüste der Machthaber kaschieren und befördern sollte.

Schon die ersten Preisträger, die im Nationenturnus aus Deutschland, der Schweiz und dem Elsaß berufen werden sollten, ließen die wahren, wenn auch nirgendwo deutlich artikulierten Absichten der Verleiher erkennen. Hermann Burte, der den Reigen der geehrten Literaten 1936 eröffnete, widmete sein rassistisch und völkisch grundiertes Dichten der vorgeblich heilsbringenden Kraft des Hakenkreuzes — und trat wenige Wochen nach der Preisverleihung in die Partei ein. Auch nach dem Ende der Nazi-Diktatur machte sich Burte übrigens zum Sprecher jener Kreise, die den Hebelpreis an solche Autoren vergeben sehen wollten, deren Werke vom Heimatdunst der dampfenden Scholle durchzogen waren.

Nach 1945 gab es Bestrebungen, die fragwürdige Vergangenheit der Auszeichnung zu überwinden und „unbelastete Schriftsteller“ von vor 1933 auszuwählen. Qualitative Gesichtspunkte spielten dabei kaum noch eine Rolle, bis dann unter der Regie des Stuttgarter Kultusministeriums, das den Hebelpreis 1953 in seine Regie nahm, auch bedeutendere Kopien mit der Ehrung ausgezeichnet wurden — mit dem Effekt, daß als Protest gegen solche Bevormundung die „Hebel-Plakette“ geschaffen wurde, die der drohenden „Akademisierung“ des vordem eher auf provinzielle Heimatpflege gerichteten Preise entgegenwirken sollte.

Die sorgfältige Wanderausstellung im Oberrheinischen Dichtermuseum macht in der Darstellung der 44 Preisträger die einzelnen Stationen der Preisgeschichte, ihre heiklen Phasen, ihre Höhe- und ihre Tiefpunkte deutlich. Eine unentbehrliche Ergänzung bildet dabei der Katalog, der eine ungemein erhellende Dokumentation zu den ausgezeichneten Autoren enthält — ein nachgerade spannendes Lesebuch, das nicht nur ein höchst aufschlußreiches Stück Preis-, sondern auch ein interessantes Kapitel der Literaturgeschichte aufschlägt.

Rüdiger Krohn

Badische Neueste Nachrichten, Nr. 281, 5. Dez. 1988

Buchbesprechungen

Hans Matt-Willmatt: Witz und Schnitz vom Hotzenwald.

Im Schauenburg-Verlag ist die dritte Auflage des originellen Bandes „Witz und Schnitz vom Hotzenwald“ erschienen. Mit diesen Gedichten, Anekdoten und Schilderung von Originalen ist ein getreues Vermächtnis des vom Hotzenwald stammenden Hans Matt-Willmatt (1898–1978) dem Leser neu in die Hand gegeben.

Hans Matt-Willmatt vermittelt den lebendigen Geist der Hotzenwälder auf die ihm eigene Art: mutig die Wahrheit suchen; trutzig das Erbe hüten; lebensfroh das Leben meistern. Er schreibt uns sowohl in dem etwas kantigen Hotzenwälder-Alemannisch wie auch im Hochdeutschen, damit seine Landsleute in der Heimatsprache, aber auch die Nichtalemannen seinen Gedanken nachgehen können. Der große Bogen seiner Themen erfaßt Landschaft und Brauchtum vom Hotzenwald, in besonderer Art aber die Menschen dieser Heimat. In köstlicher Art schildert er Originale, und die gelungenen Anekdoten bringt er so herzlich-spitzbübisch, daß den Leser das Schmunzeln überkommt. Wir erfahren vom Heidewiebli und vom Besenbinder, aber auch vom Wiedechätzli und der Feldlerche. Die Natur ist für Hans Matt-Willmatt das große Buch, in dem er mit Auge und Herz gelesen hat. Diese 105 Seiten, mit einem Vorwort von Regierungspräsident Norbert Nothhelfer und einer Würdigung von Thomas Lehner — „Sage mir, wer da redet, und ich weiß, was es bedeutet“ — bringen dem Leser ein Stück lebendige Heimat!

Karl Kurrus

Eckener, Lotte, Madonnen, Bildwerke und Miniaturen, 86 S., 70 z. T. farbige Abb., 48,— DM, Stadler-Verlag Konstanz 1987

Der Bildband zeigt Marienbildnisse aus acht Jahrhunderten christlicher Kunst und vermittelt dadurch einen Abschnitt aus der Geschichte der Marienverehrung. Die ausführliche Einleitung informiert über die Bedeutung der Bildwerke im Glauben früherer Jahrhunderte und geht besonders auf die Marienverehrung ein. Die Plastiken werden in ihren Stilelementen aufgezeigt und in ihre kunstgeschichtliche Epoche eingereiht. Immer aber versteht es der Text von Lotte Eckener, die Beziehung zur Marienverehrung und christlichen Glauben

herzustellen. Dadurch werden die Plastiken und Miniaturen aus ihrer Einzelexistenz in einen folgerichtigen Zusammenhang gebracht und gezeigt, wie sehr die Kunstwerke Ausdruck religiöser Bewegung sind. Die Reproduktionen sind ganz hervorragend gelungen und ein ästhetischer Genuß. Der Band präsentiert weiterhin Miniaturen aus alten Handschriften der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe, den Text dazu schrieb Walter Mangold. Der ganze Band ist gestalterisch eine Augenweide, hier waren Könner am Werk.

-y-

Koenemann, Friedrich-Franz, Der Heidelberger Stadtwald, seine Geschichte vom 17. bis 20. Jahrhdt., 152 S., 22,— DM, Heidelberger Verlagsanstalt 1987

Das vorgelegte Buch von F. Koenemann ist eine interessante Schilderung des wechselvollen Schicksals des Heidelberger Stadtwaldes. Auf die Darstellung von Forst und Jagd im 17. und 18. Jahrhundert folgen der Neuaufbau im 19. und 20. Jahrhundert, Entwicklungen und Tendenzen. Der Leser wird eine Menge aus der Lektüre dieses Buches lernen, die lebendige Schreibweise des Autors ist ihm dabei sehr behilflich. Der Wald, Lebensborn einer Stadt, machte die politische Entwicklung im Laufe der Zeiten in bezug auf seine Pflege und Nutzung mit. Es war ein weiter Weg von der kurfürstlichen Verwaltung über das Großherzogtum und städtisches Forstamt bis zu dessen Auflösung im Jahre 1971 und Übernahme durch die staatliche Forstverwaltung. Welchen Gefahren der Wald heute ausgesetzt ist, weiß jeder. Der Autor kommt zu nicht gerade optimistischen Folgerungen. Er stellt fest, daß die Bevölkerung kaum mehr mit ihrem Wald verbunden sei, weil es ihr egal ist, von welcher Seite ihr das Freizeitangebot präsentiert wird, und das Interesse der Stadtverwaltung am Walde sei erloschen, seit dieser keine greifbaren Vorteile mehr bringe. Man muß Koenemann zustimmen, wenn er sagt: „Vielleicht kann erst eine Katastrophe, eine akute Bedrohung der Bürger, das Interesse am Wald wieder wachrütteln. . . Man möchte wünschen, daß Stadtverwaltung und Bürgerschaft noch rechtzeitig erkennen, daß die Funktionen und Dienstleistungen des Waldes nicht umsonst zu haben sind. Es liegt im ureigenen Interesse der Stadt, sie zu schützen und zu erhalten.“

-y-

Reiner Haehling von Lanzenauer: Dichterjurist Scheffel; 72 Seiten, 10,— DM, Verlag der Gesellschaft für Kulturhistorische Dokumente e. V., Postfach 2767 in Karlsruhe 1.

Mit der Herausgabe der Broschüre „Dichterjurist Scheffel“ hat Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer, seines Zeichens Leitender Oberstaatsanwalt und erfolgreich schriftstellerisch tätig, einen Beitrag zum besseren Verständnis von Victor von Scheffel geleistet.

Der Verfasser hat gründlich der juristischen Seite im Leben und in den Werken des Dichterjuristen nachgespürt, und es ist ihm ausgezeichnet gelungen, die Auswertung der historischen Akten aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe für jeden Interessierten allgemein verständlich in eine gefällige Sprache zu fassen. Er hat sich somit nicht nur auf die Durchsicht von Biographien beschränkt, sondern durch eigene Forschung zugleich eine zeitgemäße Würdigung des Wirkens von Scheffel versucht.

Bildhaft und präzise zeichnet Dr. Haehling von Lanzenauer Lebensabschnitte von Scheffel nach, ob es nun aus seiner frühen Jugend oder schon als fertiger Jurist oder als Freischaffender ist. Dazwischen sind geschickt gewählte Auszüge aus den Werken Scheffels eingebaut, um dessen Charakter, seine optimistischen und pessimistischen Wesenszüge eindrucksvoll zur Geltung zu bringen.

Der Verfasser hat also mit dieser Broschüre, die durch eine klare Gliederung und flüssige Formulierung auffällt, einen übersichtlichen und lesenswerten Beitrag über den Dichterjuristen Scheffel geschaffen.

Da Scheffel seit einigen Jahrzehnten in Vergessenheit geraten war, ist es von Dr. Haehling von Lanzenauer umso verdienstvoller, diesen schöpferisch eigenwilligen und besonderen Menschen der Öffentlichkeit wieder näher gebracht zu haben.

Finck, Adrien, Fremdsprache. Kritische Lyrik mit Zeichnungen von Tomi Ungerer, Olms-Verlag, Hildesheim, 1988.

Ein Wort des Lyrikers Paul Celan ist so etwas wie das Leitmotiv dieser Sammlung eigenwilliger und bekennender Gedichten des Straßburger Germanisten und Sundgauer Bauernsohnes, wenn es darin heißt: „Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja trotz allem . . .“ Diese Aussage gilt in hohem Maße für dieses „besondere Deutsch“ aus dem Elsaß, das der feinsinnige Adrien Finck seinem Herzen in bedrohter sprachlicher Situation abgerungen hat. Finck kommt mit dieser Lyrik die in ihrer Thematik breit gefächert ist, dem letzten Sinn der literarisch-dichterischen Aussage sehr nahe, denn von ihr kann

man sagen: „Dichtung erfüllt hier den Auftrag der Identitätswahrung“. Diesseits des Rheins sollten wir ein solches Bekenntnis doch zur Kenntnis nehmen und durch Interesse bekunden, daß uns das nicht gleichgültig ist, was im Elsaß geistig und literarisch geschieht.

me

Psczolla, Erich, Louise Scheppler und andere Frauen in der Gemeinde Oberlins, Verlag der St.-Johannis-Druckerei. Lahr-Dinglingen, 1988.

In badischen Landen gibt es diakonische Einrichtungen, die den Namen „Luise Scheppler“ tragen. Darüber nähere Auskunft zu bekommen, wer diese Frau eigentlich ist, könnte uns zu diesem Buch führen, mehr noch sollte aber für maßgebend sein, etwas von jenem Pionier der Sozialpädagogik, dem elsässischen Philanthropen und Pfarrer des Steintals, Johann Friedrich Oberlin, und seiner Ausstrahlung auf Frauen zu hören, die seine Ideen in die Tat der Erziehung umgesetzt haben. Daneben gibt dieses Buch eines unermüden Ackerers auf diesem Gebiet Gelegenheit auch ein Kulturtableau vom Ende des 18. und vom Anfang des 19. Jahrhunderts in diese Ecke des Elsaß zu entwerfen, was unseren geistigen Horizont erweitert.

me

Günther Wüst: Tausend Jahre Neckargemünd 988—1988. Beiträge zur Geschichte einer Neckartalgemeinde, hrsg. vom Bürgermeisteramt der Stadt Neckargemünd, Neckargemünd 1988

Eine Stadtgeschichte zu einem Jubiläum zu schreiben, ist in verschiedener Hinsicht ein schwieriges Unterfangen. Da sind einmal die Erwartungen der „Stadtväter“, der Öffentlichkeit alles über ihre Gemeinde mitteilen zu können, zum anderen die von Teilen eben dieser Öffentlichkeit, nämlich die altingesessenen Bürger bis hin zu den Vereinen, sich selber in der Stadtgeschichte wiederzufinden. Da sind aber auch die Erwartungen der Historikerzunft auf einen modernen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Ansprüchen genügende Arbeit. Dazu gehört die Frage, ob und auf welche Weise es dem Autor gelingt, die Gemarkungsgrenzen seiner zu betrachtenden Gemeinde zu überwinden und die Lokalgeschichte in größere regional-, landes- und reichsgeschichtliche Zusammenhänge einzubetten, um so den historischen Stellenwert des Ortes zu identifizieren und nicht einer Überschätzung seiner Bedeutung zu verfallen, wie es bei vielen derartigen Publikationen leider immer noch geschieht. Schließlich sind die Erwartungen einer heterogenen Leserschaft zu erfüllen, ein für alle verständlich geschriebenes Buch vorzufinden.

Der Verfasser des im Frühjahr 1988 erschienenen Bandes „Tausend Jahre Neckargemünd 988 bis

1988“ kannte die mit seinem Auftrag verbundenen Erwartungen. Oberstudiendirektor Dr. Günther Wüst, seit 1984 Leiter des Gymnasiums Neckargemünd, ist ein ausgewiesener Regional- und Lokalhistoriker. Seine Arbeit über die Pfalz Mosbach 1410–1499 (1976) fand ebenso Anerkennung wie seine Ortsgeschichten von Wiesenbach und Langenzell (1970), Gaiberg (1980) und Bammental (1983).

Das „natürliche“ Interesse der Stadtväter hat der Autor nicht befriedigen können und wollen. So hat er dem anspruchsvollen Buchtitel bescheiden den Untertitel „Beiträge zur Geschichte einer Neckartalgemeinde“ hinzugefügt. Diese infolge externer Konditionen erforderliche Beschränkung vermittelte ihm den Schlüssel zur Schwerpunktbildung, also den Verzicht auf eine gleichermaßen ausführliche Behandlung aller Phasen der Neckargemünder Geschichte. Wenn — wie bei der mittelalterlichen Phase — auch für die Neuzeit und nicht zuletzt die Zeitgeschichte das jeweilige ökonomische, soziale und politische Umfeld in Region, Land und Gesamtstaat hätte markiert werden sollen, wäre der Autor mit der ihm zugestandenen Zeit nicht ausgekommen, und der Umfang der Arbeit wäre sicher auf zwei Bände angewachsen.

Mit dem Verzicht auf umfassende Darstellung eröffnete sich Wüst die Möglichkeit, besonders solche Aspekte zu thematisieren, welche die „bunte Palette kleinstädtischen Lebens... erhellen, der Neckargemünd seit Jahrhunderten sein besonderes Bild verdankt.“ (S. 9) Damit konnte der Autor den Erwartungen der Neckargemünder Bürger entgegenkommen, die sicher gerne ebenso etwas über Wohngebäude und Wohnqualität bis hin zu den Namen der Bewohner der Unteren Straße im Jahr 1849 erfahren möchten, wie über die Selbständigkeit Kleingemünds zwischen 1860 und 1906, über Flößerei und Schifffahrt, den Eisenbahnbau, die Besonderheiten der politischen Gemeinde, die Bevölkerungsentwicklung und die politischen Einstellungen der Bewohner zu verschiedenen Zeiten, über Handel und Gewerbe, aber auch über Kriegserfahrungen, Feste, Partnerschaften sowie das Leben in Kirchen, Schulen und Vereinen.

Diese bunte Palette entfaltet der Autor — und das macht den besonderen Wert der Publikation aus — aber erst, nachdem er die Entstehungsbedingungen Neckargemünds und seine Geschichte bis zum Verlust der Funktion einer großherzoglich badischen Amtsstadt im Jahr 1957 beschrieben hat. Hier, besonders in den Seiten 43 bis 130 (Fränkische Landnahme bis Ende der Kurpfalz), wird sich der Historiker festlesen, um zu prüfen, wie der Autor sein fachliches Instrumentarium anwendet.

Nach einem Auftakt, der sich im Anschluß an Impressionen von Goethe, Eichendorff und Hansja-

kob der Neckarlandschaft, frühen Lebensspuren und der römischerzeitlichen Entwicklung widmet, wendet sich der Verfasser der fränkischen Landnahme und ihren Folgen zu, die zur Kennzeichnung der Vorgeschichte Neckargemünds unerlässlich sind. Er verfolgt die Besiedlung des Elsenztales seit dem 6. Jahrhundert und besonders die von Reilsheim ausgehenden Ausbausiedlungen, zu denen vielleicht schon im 8./9. Jahrhundert das Dorf Wiesenbach gehörte, von dem aus wohl im 10. Jahrhundert Neckargemünd als Wohnplatz erschlossen wurde. Die Urkunde Kaiser Ottos III. für den Bischof Hildebold von Worms aus dem Jahr 988 nutzt Wüst zu einer eingehenden Beschreibung des ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Umfeldes, das Region und Reich umfaßt. Dabei gilt dem Bistum Worms die besondere Aufmerksamkeit, handelt es sich beim Kaiserprivileg doch um die Verleihung des Wimpfener Forstes an das Bistum, die dazu beitrug, daß die Wormser Kirche seit der Jahrtausendwende das untere Neckartal und seine Randgebiete (Kraichgau) beherrschte. Der Verfasser kennzeichnet die Verbindung von Reich und Kirche im ottonisch-salischen Reichskirchensystem und, davon ausgehend, die Herrschaftsstrukturen innerhalb des Bistums Worms einschließlich der engen Verquickung geistlicher und weltlicher Hoheitsträger, die sich gut am Beispiel der gräflichen Familie von Lauffen, einer der bedeutendsten Südwestdeutschlands, die sowohl Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe, als auch Grafen über mehr als zweihundert Jahre stellte, zeigen läßt. Frühe Wormser Spuren im Beschreibungsraum lassen sich u. a. im Hinblick auf die Ministerialität und das St. Ulrichs-Patronat von Neckargemünd, das ins Ende des 10. Jahrhunderts weist, finden. Neckargemünd selbst wird jedoch nur einmal in einer Wormser Urkunde von 1016 erwähnt. Von einer größeren Bedeutung Neckargemünds konnte nicht die Rede sein, es war ein unauffälliger kleiner Ort im Bistum Worms, dessen Stellenwert in der Ersterwähnungsurkunde 988 als Mittel zur Ausdehnungsbeschreibung des Wimpfener Forstes bestand und in sonst nichts.

Erst im Reichssteuerverzeichnis von 1241 findet man Neckargemünd nach über zweihundert Jahren Nicht-Erwähnung wieder, jetzt aber als junge Reichsstadt, die um 1230 ihr Stadtrecht erhalten hatte. Wieder gibt Wüst dem Leser Einblick in die größeren Zusammenhänge, indem er die staufische Reichslandpolitik im großen Neckarbogen beschreibt und den Neckargemünd in den Spezifika dieser Territorialpolitik zukommenden Stellenwert definiert. Dazu gehört auch der Blick auf den Entstehungsprozeß der mittelalterlichen Stadt. Das Städtchen (ca. 200 Einwohner im 13. Jahrhundert) ist in die sich an die Herausbildung des Typus Stadt

(Mutterstädte) anschließende Phase der Gründungsstädte einzuordnen, der auch Freiburg und Heidelberg zugehören. Den ökonomischen Faktor, der bei der Erhebung Neckargemünds zur Stadt sicher nicht zu unterschätzen ist, dürfte im Holzhandel zu finden sein, der auch das Holzhandwerk mit sich bringen konnte. Für die Beziehung von Stadt Neckargemünd und Burg Reichenstein (nach 1219 gebaut, im 14. Jahrhundert wieder aufgegeben) ist die Erkenntnis wichtig, daß auch während der gesamten pfälzischen Zeit die ursprünglich reichseigenen Besitztitel Burg und Burgwald (Hollmut) nicht mit der Stadtgemarkung vereinigt worden sind.

Nachdem er die Wormser und die Reichsstadt-Phase Neckargemünds beschrieben hat, markiert der Verfasser in einem dritten Zugriff die Konturen Neckargemünds als landesherrliche Stadt innerhalb des kurpfälzischen Territoriums seit 1330. In einer sehr geschickten Strukturanalyse der kurpfälzischen Herrschaftsordnung findet die Stadt immer wieder ihren Ort, wenn es um Gerichtsbarkeit, Wehrwesen, Steuerverhältnisse, Zoll und Geleit, Leibeigenschaft, Frondienste, Jagd, Fischereirecht und schließlich die Huldigung geht. Das Mittel der Strukturanalyse gestattet es dem Autor, die Linien in die Neuzeit bis zum Ende der Kurpfalz hin auszuziehen und so „lange Dauer“ und Wandel gleichermaßen zu beschreiben. Das ist sicher der bessere Weg, als den Versuch zu unternehmen, eine zusammenhängende Ereignisgeschichte des frühneuzeitlichen Neckargemünd zu schreiben.

Die hier vorgestellten Kapitel machen für den Fachmann sicher den besonderen Wert der Publikation aus. Gerne hätte er eine mit gleicher Intensität und Quellennähe erarbeitete Einbettung Neckargemünds in die Analyse des badischen Systems und die ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Wandlungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts gelesen. Der Verfasser mußte aus oben genannten Gründen anders verfahren und zur „bunten Palette“ übergehen, deren Farbtupfer historisch auszuzeichnen ihm vorzüglich gelungen ist. Einige Tupfer hätte sich der interessierte Leser aber dennoch breiter und kräftiger — vielleicht in Gestalt von das Buch noch um ein paar Seiten erweiternden Exkursen — gewünscht: Neckargemünd in der Weimarer Republik, von 1933 bis 1945 und in den Jahren der Weichenstellungen für die Bundesrepublik Deutschland. Das brisanteste dieser Themen ist zweifelsfrei die Geschichte Neckargemünds im Dritten Reich. Wüst hat sie berücksichtigt und das ihm im gesetzten Rahmen möglich Erscheinende zu tun versucht. Dennoch bleibt, und das weiß der Autor sicher, ein Defizit, das gerade im Hinblick auf die Verantwortung der heute forschenden und schreibenden Generation für die Beantwor-

tung der Fragen der Jugend nach ihrem Ort im historischen Prozeß dieses Jahrhunderts, also auch nach den Bedingungen und Verlaufsformen des Nationalsozialismus in ihrem eigenen Umfeld, in absehbarer Zeit beseitigt werden sollte. Wüst hat das wissenschaftliche Format, auch eine Zeitgeschichte Neckargemünds zu schreiben. Gerade bei der Analyse lokaler Verhältnisse im Dritten Reich bedarf es eines Autors, der nicht, wie so manche neuere Erzeugnisse zu lokalgeschichtlichen Aufarbeitung der Jahre 1933 bis 1945 erkennen lassen, „abrechnen“ will und deshalb das Lokalbeispiel verabsolutiert, wobei die alltagsgeschichtliche Mode tüchtig mithilft. Die Methode der Einbettung der Lokalgeschichte in das engere und weitere ökonomische, soziale und politische Umfeld, welche erst die Relativierung der Befunde gestattet und die der Verfasser des Neckargemünder Jubiläumswerkes überzeugend präsentiert, ist gerade auch für die Bearbeitung dieses Themas unerlässlich.

Die Markierung dieses Desiderates beeinträchtigt nicht die hohe Anerkennung für die vorzügliche Gesamtleistung des Autors, sie verweist aber auf die Grenzen einer auf Totalität angelegten Jubiläums-Ortsgehaltsschreibung im Hinblick auf das von einem Autor in einem begrenzten Zeitraum zu leistende. Bürgermeister und Gemeinderäte sollten sich mit einer „Ortsgeschichte auf Raten“ zufriedengeben. Günther Wüst hätte sicher lieber erst einmal einen Band 1 geschrieben. Er mußte von allem etwas bieten. Auf der Grundlage der ausführlich beschriebenen Frühgeschichte mit Hilfe der oben gekennzeichneten Methode hat er mit der „bunten Palette“ einen bemerkenswerten Weg aus der Klemme gefunden.

Das für einen breiteren Leserkreis — und damit ist die letzte Erwartung angesprochen — in verständlicher Sprache geschriebene, reich bebilderte und mit vorzüglichen Grafiken (Besiedlung des Elsensaales etc.) versehene Buch endet mit Anmerkungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis. Der relativ günstige Preis (60,— DM) wird dem 624 Seiten starken Band hoffentlich eine größere Verbreitung ermöglichen.

Uwe Uffelman

Pampel, Horst F., Karlsruhe — zwischen den Zeilen der Chronik 180 S., 65,— DM, Verlag Horst F. Pampel, Karlsruhe 1988

Mit diesem stattlichen Band hat Horst F. Pampel die lange Reihe der Bücher über Karlsruhe fortgesetzt. Kein Zweifel, eine Stadt wie die ehemalige badische Residenz bietet dazu viele Möglichkeiten. Und trotzdem ist es insgesamt gesehen nicht leicht, Neues und Anregendes zu bieten, das den Leser

und Betrachter gefangen nimmt, das er nicht gelangweilt aus der Hand legt, weil ihm alles schon bekannt ist. Horst F. Pampel vermeidet dies in der Weise eines Liebhabers dieser Stadt. Das will heißen, daß hier kein „gelernter“ Historiker am Werk ist, aber ein Autor, der alle staatlichen und städtischen Archive und Bibliotheken durchforscht hat, der in alten Fotoalben blätterte und auf Flohmärkten nach Karlsruher Vergangenheit suchte. Und so gerät auch der die Bilder begleitende Text ohne die Trockenheit vieler historischer Exkurse, er ist ungezwungen und formuliert durchaus subjektiv richtig gesehene Abläufe Karlsruher Geschichte.

Was aber den Gang durch diese Geschichte so anregend macht, das ist die hervorragende und so reiche Bebilderung des Bandes. Alte Stiche und Aquarelle wechseln mit Ölgemälden und Zeichnungen ab. Es fehlen die schönen Details nicht und vor allem nicht die alten, liebenswerten Fotos der Stadt und ihrer Bürger. Der Rezensent gesteht gerne, daß er viele Bilder und Fotos gefunden hat, die er noch nicht kannte und die doch so charakteristisch für Geschehnisse, Personen, Handel und Wandel sind, welche sie illustrieren. Der Gang durch die Geschichte ist kurzweilig, eben weil er „zwischen den Seiten der Chronik“ hindurchführt. Trotzdem ist nichts vergessen, weder die Markgrafen, die Großherzoge, das Schloß, der Marktplatz, die Oberbürgermeister, die Dichter, Musiker, Erfinder, Baumeister noch Handel und Industrie oder die Geselligkeit und Gastlichkeit der alten Residenz und die bösen Ereignisse der Kriege.

Eine Kulturgeschichte der Stadt ganz eigener Art ist das Kapitel, das dem Theater gilt. Der lange Zeit am Staatstheater Karlsruhe beschäftigte Autor macht mit den vielen Aufnahmen der Künstler, Dirigenten, Intendanten früherer und neuerer Zeit den theaterbegeisterten Karlsruhern ein Geschenk, denn mancher Liebling des Publikums, an den man lange nicht mehr gedacht hatte, taucht hier plötzlich auf und weckt viele Erinnerungen.

Diesem Band ist eine gute Aufnahme in Karlsruhe und weit darüber hinaus zu wünschen. L. Vögely

Rudolf Lehr, Spur durch die Jahrtausende, Geschichten und Gedichte, Amüsantes und Originelles aus Wiesloch. 103 S., Zeichnungen von Bruno Kröll, Heidelberg 1988

Was dem Rezensenten da vorliegt, ist ein „echter Lehr“! Rudolf Lehr, der nimmermüde Autor und Sachwalter der Pfälzer Mundart hat seinen erfolgreichen Büchern ein weiteres hinzugefügt, das in seiner Art ein Novum in der Geschichtsschreibung einer liebenswerten Stadt ist.

Ausgangspunkt des Buches ist das Festgedicht Lehrs „700 Jahre Stadtrecht“. Ein Sandhäuser bringt den Wieslochern seine Huldigung dar und schwingt sich dabei in die Höhenluft von Münchs „Pfälzer Weltgeschichte“ auf. Das Auf und Ab der Wieslocher Geschichte wird lebendig, die schweren Zeiten

„un widder war Krieg,
un widder verlore —
wieviel hewwe ghungert
un glidde un gfrore . . .“,

aber auch die guten in den Versen, die z. B. das Wieslocher Winzerfest besingen:

„Un erschd s Wieslocher Winzerfesched
lockd Publigum von Oschd un Weschd
zum Dreffpunkt — wann aa zu mer korze —
vun Darmstadt, Mosbach, Rastatt, Pforze —
die Wei(n)liebhaber, Weiwel, Männel,
vum ganze badisch Muschderländel!
Un jeder sechd sich: Dunnerweddel,
des Wiesloch isch e sauwers Städtel —“

Eine bessere Einleitung für den folgenden Inhalt als das Gedicht wäre schwerlich zu finden gewesen, denn nun geht Lehr daran, der „Spur durch die Jahrtausende“ zu folgen. Er berichtet von Wieslocher Berühmtheiten, von „de Wieslocher Leit“, erzählt Bürgermeistergeschichten und von Schildwyrten, Fabriklern, Bankern und natürlich vom Wein. Das wäre an sich noch nichts Besonderes. Was aber das Buch weit aus der langen Reihe von Ortsbüchern heraushebt, ist das Vermögen Lehrs, die Bürger selbst zu Wort kommen zu lassen. Dies ist das Resultat der Wieslocher Gespräche, die der Autor geführt hat, eine Runde erzählereiter Männer und Frauen. Wer die Wieslocher kennt, den wundert es nicht, daß dabei temperamentvoll vorgetragene, kritische, augenzwinkernde und vor allem auch humorvolle und amüsante Begebenheiten, Anekdoten und Sprüche zu Tage kamen, die Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen betreffen. Wieslocher Geschichte höchst privat, könnte man in Anlehnung an einen bekannten Buchtitel sagen. Daß diese Gespräche in Mundart aufgezeichnet wurden, ist bei Lehr selbstverständlich. Er erreicht dadurch Lebensnähe und Echtheit ohne Schnörkel und Verzierungen. Alle Beiträge, die ernsthaften wie die heiteren, sind Spiegel des Lebens in Wiesloch einst und jetzt. Sie ordnen sich wie ein Mosaik zu einem eindrucksvollen Bild. Der zeitliche Hintergrund wird überall sichtbar, und der war nicht immer schön und oft das Brot knapp. Aber die Grundtendenz dieses unversehens zu einem lebendigen Geschichtsbuch gewordenen Ganges durch die Zeiten ist doch heiter und versöhnlich. Wen wundert dies bei den Wieslocher Kurpfälzern und bei Rudolf

Lehr. Dieses Buch mit seinen dem Text adäquaten Zeichnungen von Bruno Kröll wird vielen Menschen Freude bereiten.

L. Vögely

Schmalacker-Wyrich, Esther (Text), Beck, Günter (Fotos), Der Nordschwarzwald, 150 S., 96 Tafeln, davon 42 in Farbe, Kunstleinen 59,— DM, Subskriptionspreis bis 31. 12. 88, 49,80 DM. Theiß-Verlag Stuttgart, 1988

Endlich wieder ein repräsentativer Bildband über den Nordschwarzwald, womit nichts gegen den herrlichen, aber von den Publikationen mehr verwöhnten Südschwarzwald gesagt ist. Das Buch ist klar in drei Abschnitte gegliedert: Die Geschichte des Nordschwarzwalde, der Nordschwarzwald und seine Gäste, der Nordschwarzwald im Bild. Erfasst wird der Raum mit etwa folgenden Grenzen: Karlsruhe—Pforzheim im Norden bis Alpertsbach im Süden, im Westen die Schwarzwaldhochstraße mit dem Gebirgstrauf ins Rheintal, im Osten das Gäu. Frau Schmalacker-Wyrich, die den Text verfaßt hat, gibt einen komprimierten Überblick über die Geschichte des Nordschwarzwalde, der natürlich im Geographischen festgemacht werden muß, um Historie und Kultur aufzeigen zu können. So erscheinen die großen und kleinen Klöster, Hirsau, Alpertsbach, Maulbronn, Herrenalb und Frauenalb, Allerheiligen etwa und ebenso die Städtchen, Knittlingen z. B. Die Stauerzeit wird angesprochen und alle Kriege bis in unser Jahrhundert. Ganz besonders interessant ist in diesem Kapitel die Herausarbeitung der Bedeutung des Waldes, des Holzes also, von dem viele Menschen lebten, die Harzer, Köhler, Pottaschesieder, Schindelmacher usw. und vor allem die Flößer. Gerade die Geschichte und Bedeutung der Flößerei auf der Murg, der Nagold oder Enz wurde in letzter Zeit in neuen Publikationen untersucht.

Im Abschnitt „Der Nordschwarzwald und seine Gäste“ führt uns die Autorin natürlich dahin, wo der Gast im allgemeinen seine Erholung sucht, sei es als Kurgast, Wanderer oder einfach als Ausflügler am Sonntag. Konkret heißt das, daß dem Leser die Schwarzwaldhochstraße, die Wander- und Höhenwege vor Augen geführt werden, daß er die Schwarzwaldtälerstraße kennenlernt und die Heilbäder und Luftkurorte, welche an der berühmten Bäderstraße liegen: Baden-Baden, Wildbad, Bad Herrenalb, Bad Liebenzell, Bad Teinach, Bad Rippoldsau, Bad Rotenfels. Und als Gipfel der Gastronomie die Bühler Höhe.

Nach dieser Vorstellung des Nordschwarzwalde ist man gespannt auf die Bilder. Diese sind, um es kurz und doch prägnant zu sagen, hervorragend

und beeindruckend. Einem Meisterfotografen ist es gelungen, die ganze Schönheit dieses Teiles unserer Heimat in seinen Bildern einzufangen. Die Fotos sind eine Augenweide.

Natürlich hat der Verlag seine ganze Erfahrung in der Gestaltung eines Bildbandes eingebracht. Und nur so konnte ein solches Werk aus einem Guß entstehen.

L. Vögely

Rudolph, Ekkehart, Hrsg., Satzzeichen, Jubiläumsanthologie des Morstadt-Verlages, 320 S., 16 Abb., 20,— DM. Morstadt-Verlag Kehl, 1988

Zum 125. Jubiläum des Morstadt-Verlages, zu dem auch der Landesverein herzlich gratuliert, gab E. Rudolph die vorliegende Anthologie mit dem bezeichnenden Titel „Satzzeichen“ heraus. Der Inhalt macht im Rahmen seiner unvermeidbaren Begrenzung deutlich, welche Bandbreite der Verlag in seinen Publikationen heute aufzuweisen hat: Romane, Erzählungen, Kurzgeschichten, Essays, Lyrik, Mundartdichtung, historische Darstellungen bis hin zu Wanderführern und Kinderbüchern. Das war nicht immer so, denn angefangen hat es im Jahre 1863 mit dem „Kehler Grenzboten“, einer Zeitung also. Daß Kehl der Sitz des Unternehmens wurde, war schicksalhaft, denn Morstadt machte zwangsläufig die herbe Geschichte der Stadt mit und trug ebenso ihre Folgen. Konkret bedeutet dies das durch die Kriege erzwungene mehrmalige Ausweichen und Verlegen des Verlages nach Kork. Aber immer wieder kehrte Morstadt nach Kehl zurück, er blieb in der Grenzstadt daheim. Das aber hatte letztlich wiederum zur Folge, daß die herausgegebene Zeitung, jetzt die „Kehler Zeitung“, ihre Bezieher drüben über dem Rhein verlor. Verlegerisches Können und verlegerischer Mut machten nun aus dem Zeitungsverlag einen Buchverlag. Dieses Verdienst gebührt in erster Linie dem heutigen Besitzer Dr. Fritz Foshag. Zunächst brachte man Regionalliteratur heraus, griff aber bald hinüber ins Elsaß. So renommierte Autoren wie Jean Egen, Adrien Finck, Raymond Matzen, André Weckmann verlegten ihre Werke bei Morstadt. Und diese Tatsache ist es, welche den Landesverein Badische Heimat aufmerksam die Verlagsproduktion verfolgen läßt, denn das Herüberholen elsässischer Literatur und Kultur im Austausch mit der badischen, das ist es, was auch wir zu fördern versuchen. Auf diese Weise pflegt der Verlag das gemeinsame kulturelle Erbe. Morstadt wurde also zu einem überregionalen Buchverlag. Dazu gehört auch die Reihe Romane der Gegenwart. Viele der Autoren kommen in der vorgelegten sehr interessanten und facettenreichen Anthologie zu Wort, z. B. Renate Axt, Heiner Flaig, Kurt Gayer, Peter Kuntze, Leo-

nid Olschwang und eben E. Rudolph selbst. Daß die südbadischen, nordelsässischen, oberelsässischen und auch Mundarten der Schweiz bei Morstadt gepflegt werden, muß nicht extra betont werden.

L. Vögely

Hebelbund Lörrach, Hrsg., Alte Weisen zu den alemannischen Gedichten J. P. Hebels, gesammelt von K. F. Rieber, 64 S., 19,80 DM. In der Schriftart veränderter Neudruck der Ausgabe von 1926, Verlag Friedrich Resin, Binzen, 1988

In den alten Weisen zu den alemannischen Gedichten J. P. Hebels geben sich viele Perlen Hebelcher Lyrik ein Stelldichein. Da sind „Hans und Verena“, der „Morgenstern“, die „Marktweiber“, der „Schwarzwälder im Breisgau“, der „Wächterruf“, „Freude in Ehren“ und viele andere in den vierzig Vertonungen zu finden. Viele dieser Lieder für eine oder mehrere Singstimmen mit Klavierbegleitung oder für gemischten Chor gesetzt, sind Volkslieder geworden, und nirgendwo ist Hebel näher als in Hausen, wenn die Hebelgemeinde zusammen „Ne Gsang in Ehre“ anstimmt. Hebels Gedichte, die von der Sprache her allein schon klingen, erfahren durch die einfachen Melodien, die ihnen die Komponisten untergelegt haben, keinen Abbruch, und manche der Lieder sind es wert, daß sie viel öfter im alemannischen Land gesungen werden. K. F. Rieber hat diese Sammlung 1926 zum 100. Todestag Hebels herausgebracht. Ein Reprint dieser Ausgabe herzustellen, wie es 1974 möglich war, verbot sich, weil die damalige Fraktur-Schrift den Lesern heute nicht mehr zumutbar ist. Deshalb liegt die neue Ausgabe in Antiqua-Schrift vor, und Text und Noten sind so leicht lesbar. Das Buch erhielt eine schicke äußere Gestalt mit einer kolorierten Glattacker-Zeichnung auf der Vorderseite. Friedrich Resin gebührt der Dank der Hebelgemeinde für dieses verlegerisch fein gelungene Werk, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist. L. Vögely

Herwig, Eugen, Schriesheim, Ansichten und Pläne aus einer vierhundertjährigen Vergangenheit, 1528—1898, 100 S., 28,80 DM, verlegt bei Eugen Herwig, Schriesheim/Bergstraße, 1987

Eugen Herwig veröffentlichte mit diesem Band eine für Schriesheim sehr wichtige Arbeit. Hier wird Vergangenheit und Entwicklung über eine lange Zeitspanne anhand von Plänen und Ansichten aufgezeigt. Aber was für Pläne und Ansichten sind das! Hervorragende alte Stiche, Lithografien und Aquarelle, wertvolle alte Pläne, z. B. kirchliche Baupläne, Pläne der Kellerei und Schulen, gewerbliche und Gemarkungspläne, die Strahlenburg nehmen den Betrachter gefangen. Die Einleitung des Verfassers informiert genügend über Schriesheim, die Biographien der Künstler und Planzeichner fehlen nicht, ebenso wenig die römischen Funde auf Schriesheimer Gemarkung. Die Texte, die Herwig den Bildern und Plänen beifügt, machen diese für den Betrachter so wertvoll, wie sie es verdienen.

—y—

Rosenbusch, Werner, Am Neckar als Maler unterwegs von der Quelle bis Marbach, 96 S., 46 Aquarelle, Verlagsanstalt Stadler Konstanz, 1988

Ein Maler ist unterwegs am jungen Neckar. Welcher Reichtum an Geschichte, Literatur und Kultur begegnet ihm da am wachsenden Neckar entlang! Dies ist eine Landschaft, die es wert ist, von einem Maler entdeckt und mit dem Pinsel festgehalten zu werden. Aber nicht nur die Perlen der Städte und Dörfer werden erfaßt, der Blick geht auch in entlegene Winkel und zu liebenswerten Details. Die Bilder werden von Texten begleitet. Diese sind eine gute und willkommene Ergänzung der Aquarelle. Sie sind nicht nur gut geschrieben, sie sind auch kritisch, wo es angebracht ist und zeigen die persönliche Stellungnahme des Künstlers, wenn er die Bedrohung der Landschaft und Natur sieht, die er durchstreift.

—y—



Anschriften der Autoren dieses Heftes

Josef Dewald, Chefredakteur
Moltkestr. 5a
7500 Karlsruhe

Dr. Gerhard W. Baur
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,
Deutsches Seminar I
Institut für Deutsche Sprache und Ältere Li-
teratur, Arbeitsbereich Badisches Wörter-
buch, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg,
Postfach

Hermann Erbacher
Erlenweg 2 III/10
7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Karl Foldenauer
Rheinhold-Schneider-Str. 104
7500 Karlsruhe 51

Rainer Hartmann
Rosenweg 55
7500 Karlsruhe 51

Heinrich Hauß, Oberstudiendirektor
Weißdornweg 39
7500 Karlsruhe 31

Manfred Hildenbrand
Georg-Neumaier-Str. 15
7612 Hofstetten

Walter Jung, Altratschreiber
Dürlacher Weg 10
7850 Lörrach

Alois Krafczyk
Hofstetter Str. 8
7612 Haslach

Prof. Dr. W. Leiser
Institut für Rechtsgeschichte der Universität
Erlangen-Nürnberg
Bismarckstr. 12
8520 Erlangen

Dr. Leonhard Müller, Präsident i. R.
Reinhold-Schneider-Str. 10,
7500 Karlsruhe

Technische Textilien Lörrach GmbH
Postfach 24 27
7850 Lörrach

Norbert Tamm
Adenauerstr. 5
7505 Ettlingen

Ludwig Vögely, Schulamtsdirektor i. R.
Tiefentalstr. 35
7500 Karlsruhe

Christianne Weber
Pfinzgau-Museum
Karlsruhe-Durlach
7500 Karlsruhe

Prof. Dr. Franzsepp Württenberger
Schirmerstr. 2
7500 Karlsruhe

Dr. Karl Zippelius, Rechtsanwalt
Nibelungenplatz 1
7500 Karlsruhe 21

H 953



ERST DAS SPARBUCH, DANN DIE MEMOIREN

Wer seinen Lebensabend genießen will, braucht vor allen Dingen Ruhe und Gelassenheit. Und die stellen sich leichter ein, wenn Sie den gewohnten Lebensstandard, finanziell gesichert, auch später beibehalten können.

Mit der Rente allein werden Sie das allerdings kaum schaffen. Deshalb sollten Sie schon früh anfangen, eine zweite Rente aufzubauen, die Ihnen ein Zusatzeinkommen sichert, das Sie zur Rente haben möchten.

Je eher Sie damit beginnen, um so sorgenfreier können Sie der Zeit der Muße

entgegensehen; denn trotz geringer monatlicher Belastungen wird dann eine ansehnliche Summe zu Ihrer Verfügung stehen.

Sprechen Sie darüber mit dem Geldberater Ihrer Sparkasse. Er wird Ihnen die Anlageform empfehlen, die Ihren Ruhestand am besten sichert – und die Gelassenheit verschafft, die Memoiren nun mal brauchen.

**Private Vorsorge
beginnt bei der Sparkasse**

